<36605882090013



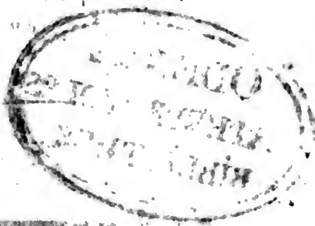
Reisen
und
merkwürdige Nachrichten
zweier Neufranken

durch
Deutschland, Rußland, Polen
und
die Oestreichischen Staaten
während
des jezigen wichtigen Krieges.

Zweiter Band,
welcher die Fortsezung
der Reise durch Rußland, durch Polen
und
die Oestreichischen Staaten
enthält.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1797.



Reisen durch einen Theil von Deutschland, Rußland, Polen und die Oestreichischen Staaten.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Gegenden um Moskau Kloster Trozkoi. Koskova. Kaiserliche Schlösser.

Die Gegenden um Moskau sind sehr angenehm, und es fehlt ihnen, um mit andern schönen Gegenden verglichen zu werden, weiter nichts als einige Grade südlicher Breite mehr. —

Man kann hier das Kloster Trozkoi, oder der Dreieinigkeit besuchen, welches 63 Werste von Moskau auf dem Weg nach Archangel liegt, und im Jahr 1513 gestiftet worden. Dies Kloster ist in der Geschichte von Rußland berühmt worden, weil es zuweilen den russischen Regenten zum Zufluchtsort gedient hat, vorzüglich Peter dem Ersten bei Gelegenheit der Empörung der Strelizen.

Das Kloster welches man von weitem erblikt, hat in seinem innern Umfang vollkommen das Ansehen einer alten Festung. So wie man in den ungeheuren Hof eintritt, erblikt man eine Menge Kirchen und Kapellen, verschiedener Art und Größe. Die Ringmauren haben über eine Werst im Umfang, und sind oben mit einem doppelten bedekten Bogengang versehen, wo man um das ganze Kloster herumgehen kann, und hin und wieder herrliche Aussichten entdekt.

Der ganze Umfang dieses Klosters enthält neun bis zehn Kirchen, von welchen wir nur das Merkwürdigste erwähnen wollen.

Die Dreieinigkeitskirche enthält das Grabmal des heil. Sergius, welches ganz von Silber, und wozu hundert fünf und zwanzig Puds dieses Metalls gebraucht worden. Daneben hängen einige alte Lumpen, oder des Heiligen Kleidungsstüke. Am Eingang zur Rechten sieht man das Grabmal des Prinzen Andreas, von welchem Sergius den Plaz zu dieser Kirche gekauft hat; es ist von gemeinem Stein, und mit einem einfachen rothen Teppich bedekt.

Die Kirche des h. Geistes ist die älteste unter den hiesigen, ganz klein, und mit einem doppelten Gewölbe versehen, worinn die Kirchenschäze zur Zeit der Tartarn verstekt wurden. In einer kleinen anstoßenden Kapelle, ist das Grabmal eines gewissen Mönchs Maximus von Novogrod, eines gebohrnen Griechen, welcher

viele Bücher in die Sklavonische Sprache übersezt hat, und in dieses Kloster eingesperrt wurde, wegen der kezerischen Behauptung, daß man das Zeichen des Kreuzes mit zwei Fingern machen könne. —

Die Kirche des H. Sergius ist ein sehr langes Gebäude, mit einem gewölbten Saal, worin die Mönche speisen. Der Fußboden der meisten dieser Kirchen ist mit eisernen Platten belegt, und von den Heiligenbildern sieht man nichts als Kopf und Hände, alles übrige ist mit Silber oder Goldblechen beschlagen.

Beinah mitten im Hof erhebt sich ein Glokenthurm von fünf Stokwerken, der im Jahr 1767 vollendet worden. In der ersten Etage ist die Bibliothek des Seminariums, die übrigen drei obern sind durchbrochen, mit dünnen Säulen verziert, und die Kuppel überflüssig vergoldet.

Die Gloken hängen im zweiten und dritten Stokwerk, und die vier grösten wiegen, die erste 625 Puds; die andere 1275; die dritte 1850, und die vierte 4000 Puds. Leztere, die ohnstreitig die Größte in Europa ist, wurde im Jahr 1346 auf Befehl der Kaiserin Elisabeth gegossen, jedoch auf Kosten des Klosters, und blos der Guß kam 10 Rubel auf jedes Pud Metall. Sie hat achtzehn Zoll Dike; dreizehn Schuh neun Zoll ganzen Durchmesser, und der Schwengel hat fünf Schuh fünf Zoll im Umfang.

Oben von dem Glokenthurm herunter hat man prächtige Aussichten; die umliegende Gegend ist sehr bevölkert, und das nächste Dorf am Kloster zählt zweitausend Einwohner und sieben Kirchen.

Im Jahr 1732 waren hundert Mönche und über dreihundert Seminaristen in diesem Kloster. Die Mönche leben gemeinschaftlich, legen erst im dreißigsten Jahr ihr Gelübde ab, stehen früh um drei Uhr auf um Metten zu singen, und können in den Stunden, wo sie keinen Gottesdienst halten, anfangen was sie wollen, nur dürfen sie ohne Erlaubniß des General-Vikars nicht aus den Ringmauren des Klosters herausgehen. Um neun Uhr des Abends werden die Thore geschlossen; aber die Weiber haben Erlaubniß in das Kloster und sogar in die Zellen der Mönche zu gehen.

Die Seminaristen wohnen in einem besondern Gebäude, und haben sieben Professoren, die alle im Kloster wohnen; sie werden schon im achten Jahr angenommen, und sind größtentheils Priester-Söhne. Sie lernen deutsch, französisch, griechisch, lateinisch und hebräisch, und der ganze Kursus dauert funfzehn Jahre. Die Klassen sind dunkel, klein und feucht, ohne Stühle und Bänke, blos mit langen Tischen versehen.

Vormals besaß dies Kloster über hunderttausend Bauren; jezt hat man ihm blos noch hundert zum Dienst des Hauses gelassen. Die Einkünfte belaufen sich auf 20,000 Rubel, wovon

5000 für den Unterhalt der Seminaristen gerechnet werden. Wir begreifen nicht wie das Kloster mit dieser Summe ausreichen kann, wenn nicht die freiwilligen Gaben der Frommen das Meiste dabei thun, denn die Seminaristen erhalten Kost, Wohnung und Kleidung, und die Lehrer sind gut bezahlt, indem der geringste 300 Rubel hat.

Die Bibliothek enthält sechstausend Bände, und zweihundert Manuscripte, von welchen lezteren drei nach Petersburg abgefordert worden, welche Bezug auf die Geschichte von Rußland hatten. Unter den Büchern ist ein neues Testament in Folio auf Pergament geschrieben, zur Zeit der ersten Einführung der griechischen Religion in Rußland.

Der **Pallast der Czaare** besteht aus einem kleinen Gebäude, welches mit allerlei Farben angestrichen ist. Die Zimmer sind klein, und nicht meublirt, und es ist kein einziger Saal vorhanden, der nur zwanzig Schuh im Quadrat hätte. An der Deke eines Zimmers sind zwei und dreißig Medaillons in Gips angebracht, welche verschiedene merkwürdige Thaten **Peters des Ersten** vorstellen, mit der Jahrzahl darunter.

Der Schaz besteht in vier Säälen, welche größtentheils Kirchengeräthschaften und Kleidungen enthalten, die außerordentlich prächtig sind. Wir bemerkten unter andern folgende Stüke; ein Meßgewand 60,000 Rubel geschäzt; ein goldenes mit Diamanten beseztes Ronichfaß, sieben Pfund

an Gewicht; eine Archimandriten Müze mit einem Rubin, der 20,000 Rubel geschäzt wird, und von der Kaiserin Anna hieher geschenkt worden, die ihn mit 60,000 bezahlt hat; eine andere solche Müze von der Kaiserin Elisabeth hiehergeschenkt, und 25,000 Rubel geschäzt; ein Palladium gleichfalls von der Kaiserin Elisabeth gegeben, und 60,000 Rubel an Werth; einige Evangelienbücher mit goldenen Deken und Brillanten besezt. Es war eben ein Kelch mit dem Teller zur Kommunion angekommen, woran die Arbeit allein 2030 Rubel gekostet hat, er wog acht Pfund, vierzig Solotnik an Gold, und ist vortreflich gearbeitet.

Das Kloster Jerusalem liegt eine halbe Tagreise von Moskau, und soll nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut seyn; dies ist das Merkwürdigste daran; woher aber der Baumeister das ächte Modell jenes alten Judentempels erhalten, wird nicht gesagt; vermuthlich wußte er es selbst nicht.

Koskova ein Lustschloß des Grafen Scheremetof, sieben Werst Ostwärts von Moskau, enthält eine Menge Gemählde, worunter sehr viele mittelmäßige, obgleich die berühmtesten Namen darunter stehen. In dem Waffenkabinet steht eine Büste von Karl dem XII und der Sattel den er in der Schlacht bei Pultawa hatte; ferner eine Menge Waffen aller Art und Nationen, Rüstungen, Helme, Kommandostäbe u. s. w. Vor

dem Schloß ist ein künstlicher Teich von 400 Sache'n *) in der Länge, und 160 Breite.

In den Gärten und dem Park sind mehrere Pavillons mit Büsten und Gemählden geziert; ferner ein italiänisches, holländisches und chinesisches Häuschen; eine Hermitage, worin ein geheimer Tisch zu sechzehn Gedeken, den man vermittelst einer Kurbel herauf und herunterläßt.

In der sogenannten Solitude die der Vater des Grafen oft bewohnte, sind die Portraits aller gleichzeitigen russischen Fürsten, und die Czaare nebst ihren Prinzen, und die berühmtesten Minister und Generale z. B. Menzikoff, Dolgoruki, Biron u. s. w. alle sehr mittelmäßig.

Das Schauspielhaus ist blos von Holz, aber niedlich gebaut, das Theater vortrefflich vergoldet, und mit drei Rang-Bogen versehen. Den ganzen Sommer hindurch, wird Sonntags und Donnerstags gespielt, und man behauptet, daß das Theater funfzehnhundert Personen fassen kann. Die Truppe des Grafen besteht, alles mitgerechnet, als Schneider, Friseur, Mahler u. s. w. aus zweihundert und dreißig Personen, ist aber auch in jedem Fach vollständig. Auf dem Theater des Grafen in der Stadt, sehen wir unter andern, die Azemia; Lucile; und l'amant auteur et valet,

*) Die russische Sachen oder Ruthe ist drei Arschinen lang, die Arschine zu $218\frac{3}{10}$ französische Linien gerechnet.

alle drei ins Russische übersezt sehr gut aufführen. Bei Operetten spielt der Graf selbst den Flügel, und zwei Musiker ausgenommen, gehört die ganze übrige Truppe ihm eigen.

Die Gärten sind mit einer Menge marmorner Statüen besezt, die gröstentheils aus Italien gekommen. Die Treibhäuser sind schön und beträchtlich; wir sahen darinn über fünfhundert Orangebäume von der ersten Schönheit. Neben dem Schloß steht eine Säule und ein Obelisk von weissem und schwarzem Marmor, welche dem Vater des Grafen von der Kaiserin geschenkt worden. Das Naturalien- Münz- und Medaillenkabinet konnten wir nicht zu sehen bekommen, weil es seit kurzem von Moskau transportirt worden, und noch nicht in Ordnung war. Der Graf versicherte uns aber, daß er drei Medaillen von Peter dem III. besäße, und in diesem Fall ist er der einzige der sie noch besizt.

Die Kaiserin hat mehrere Lustschlösser in der Gegend von Moskau, z. B. Petrowski; Czarizin, beide von Kazakof gebaut; Kolomska; Amstki u. s. w. welche leztere von Holz sind; sie enthalten sämmtlich nichts Merkwürdiges.

Zweites Kapitel.

Vorstellung bei Hof; Festins und Bälle; Russische Orden und Grade.

Der Hof zu Petersburg wird gewöhnlich für einen der glänzendsten in Europa gehalten; wir glauben aber nicht, daß er diesen Ruf verdient; denn beinah alle Mannspersonen erscheinen in Uniform, und die Anzahl der Damen ist bei weitem nicht so beträchtlich wie in verschiedenen Reisebeschreibungen behauptet wird.

Vorstellung bei Hof. Die Fremden werden bald nach ihrer Ankunft dem Kanzler oder Vicekanzler vorgestellt, der an der Spize der auswärtigen Geschäfte steht, und den Tag bestimmt, an dem man Sr. Majestät vorgestellt werden soll. Dies ist immer ein Sonntag, weil die Kaiserin seit langer Zeit, nur noch an diesem Tag öffentlich erscheint.

Gegen eilf Uhr des Morgens verfügt man sich nach dem Pallast. Die Mitglieder des diplomatischen Korps stellen sich in eine Reihe an die Seite der Thüre, durch welche die Kaiserin herein tritt; alle küssen ihr die Hand, worauf der Kanzler, oder in seiner Abwesenheit ein anderes Mitglied der auswärtigen Geschäfte, Sr Majestät die Namen der Fremden nennt, die vorgestellt werden; auch diese kommen zum Handkuß, und mischen sich nachher unter die Herren von diploma-

tischen Korps. Aeusserst selten spricht die Kaiserin ein Wort mit den Fremden, welches aber den Franzosen am wenigsten auffallen darf, da ihre beiden lezten Könige dasselbe Stillschweigen beobachteten.

Wirklich ist es so selten, daß die Kaiserin mit einem Fremden spricht, daß, als sie einen von uns die Ehre erwies, ihm vier Worte zu sagen, wir nachher darüber von unsern Bekannten Glükwünsche erhielten.

Da wir uns auch dem Grosfürsten und seiner Gemahlin vorstellen lassen wollten, so meldeten wir uns bei dem Grafen Puschkin, der uns in ihre Zimmer beschied. Wir begaben uns dahin, als beide von der Begleitung der Kaiserin zurük kamen. Ein Kammerherr stellte uns dem Grosfürsten, und ein anderer seiner Gemahlin vor, der man gleichfalls die Hand küßt. Wer den jungen Grosfürsten präsentirt zu werden wünscht, wendet sich an den Grafen Soltikoff, der den Tag und die Stunde bestimmt; es wird keine besondere Etikette dabei beobachtet.

Krönungstag. Es sind für diesen merkwürdigen Tag keine besondern Cermonien bestimmt. Da er zugleich mit dem Fest des Wlodimir-Ordens zusammen fällt, so geht die Kaiserin unter Vortretung der Ritter dieses Ordens in die Messe. Sonderbar schien es uns, daß die Kaiserin an diesem Tag nicht einmal das Band des Ordens sehen ließ, und soviel wir bemerken konnten, es

gar nicht um hatte. Die Kour wird wie an gewöhnlichen Tagen gehalten.

Nach geendigter Messe begiebt sich die Kaiserin in den Thronsaal, und nimmt daselbst die neuen Ritter auf. Die Cermonie besteht blos darinn, daß der Aufzunehmende vor Sr. Majestät hinkniet, ihr die Hand küßt, worauf sie denjenigen, die das Band am Hals tragen sollen, dasselbe umhängt; den übrigen aber, die es im Knopfloch tragen, es in die Hand giebt.

Des Abends war Ball, und zwar der zahlreichste den wir hier gesehen haben, und wobei nur sieben und vierzig Damen waren. Die Kaiserin erschien gar nicht; dafür waren eine Menge Zuschauer zugegen, welche mit den Tanzenden kaum den vierten Theil des Saales ausfüllten; dessen ohngeachtet beklagte man sich über die Hize, und der Großfürst bemerkte ganz laut, daß man seit langer Zeit nicht so viel Menschen auf einem Hofball gesehen hätte. Nach dem Ball, der selten über anderthalb Stunden dauert, und immer gegen acht Uhr Abends zu Ende geht, begiebt sich alles nach Haus.

Fest des Alexander Newski. (10 Sept.) Am Abend vor diesem Tag, begab sich die Kaiserin gegen sieben Uhr des Abends nach der Kirche dieses Klosters. In ihrem Wagen hatte sie zwei ihrer kleinen Enkel. Der Oberstallmeister, der Obermundschenk und einige andere Große, folgten in sehr einfachen Equipagen hinter ihr. Die Equi-

page der Kaiserin selbst hatte gar nichts Auszeichnendes; hinten standen zwei Bediente, und ohngefähr funfzehn Livreebediente folgten zu Pferde nach; die Militairbegleitung bestand in sechs Husaren.

An der Thüre der Kirche wurde Se. Majestät von dem Metropolitan und der Geistlichkeit empfangen; sie verrichtete ihr Gebet, wurde von der Geistlichkeit wieder bis an die Thüre begleitet, und kehrte wieder in den Pallast zurük. Vor jedem Haus standen von einer Entfernung zur andern einige Lampen; dies ist die gewöhnliche Art zu illuminiren; wenigstens waren die viere oder fünfe die wir hier sahen so eingerichtet, und wir zählten nicht zehn Häuser wo Lampen in den Fenstern stunden.

Den andern Morgen werden die Ritter ernennt, welche in Procession nach der Kasanischen Kirche im Newsky-Kloster gehen sollen. Die Anzahl ist immer sehr gering; die jüngst aufgenommenen müssen diese ehrenvolle Frohne thun, und eine gute halbe Stunde zu Fuß gehen; doch werden die Straßen, wo sie durch kommen, mit Brettern belegt. Ehemals wohnte die Kaiserin selbst der Prozession bei, und alsdenn giengen alle Ritter des Ordens mit.

Gegen eilf Uhr begaben wir uns nach Hof, und fanden ohngefähr dieselbe Menge Menschen wie das erstemal, und die Kaiserin ging durch die Zimmer wo wir waren in die Kirche, unter Vor-

austretung der Ordensritter, deren 23 bis 24 seyn mochten.

Die Kaiserin hatte diesmal ein Kleid von Silberstoff, und einen großen Mantel von rothen Sammet mit Hermelin ausgeschlagen an, den ihr vier Kammerherren tragen halfen. Auf dem Haupt trug sie eine kleine Krone von weissen Diamanten, und die Haare flossen frei die Schultern herunter.

Nachdem die Kaiserin aus der Kirche zurükgekommen, begab sie sich in den großen Saal und hielt mit den Rittern öffentliche Tafel. Während der Tafel behielten die Ritter den Huth auf dem Kopf, und brachten die Gesundheit der Kaiserin aus, welches mit den Kanonen der Admiralität begleitet wurde; einige Augenblike nachher trank die Kaiserin auf das Wohl der Ritter, welche sich alle erhoben, und die Kanonen wurden zum andernmal gelöst. Hierauf wurde die Gesundheit des jungen Großfürsten Alexander getrunken, der bei seinem kranken Bruder geblieben war. Der Grosfürst selbst wohnte der Ceremonie nicht bei, sondern blieb bei seiner Gemahlin, die so eben die Nachricht von dem Tode eines ihrer Brüder im russischen Dienst erhalten hatte.

Während der Tafel lies sich ein Orchester hören, dessen Wirkung aber, wegen der ungeheuren Größe des Saals, und dem Geräusch kaum bemerkt wurde. Die Kaiserin sprach mit den Rittern die zu Tafel mit ihr saßen, und unterhielt sich blos mit ihnen, ohne mit den Gesandten, die gegen-

überstanden, etwas zu reden. Sie wurde von einem Kammerherrn bedient, der ihr die Teller brachte und wegnahm; ihr Platz war zwischen den beiden ältesten Rittern, so daß der jüngste ihr gerade gegen über saß. Abends versammelte man sich wieder gegen sechs Uhr, in einem Zimmer neben dem großen Tanzsaal, wo man gegessen hatte, und erwartete dem Befehl der Kaiserin zur Eröfnung des Balls. Eine Weile nachher erschien sie, sprach eine halbe Stunde lang mit verschiedenen Personen, und begab sich dann wieder in ihre Zimmer. Auf diesem Ball waren keine dreissig Frauenzimmer, und man gab als Ursache an, daß noch jedermann auf dem Lande wäre.

Am Geburtstag des Großfürsten war die Anzahl der Frauenzimmer etwas beträchtlicher, belief sich aber doch nicht auf funfzig; folglich ist der Aufenthalt auf dem Lande, nicht die einzige Ursache dieser Leere des Balls, der ohnehin kaum den vierten Theil des Saals ausfüllt. Vielleicht wenn diese Bälle länger dauerten, und munterer wären, würden mehrere Frauenzimmer die Mühe nehmen sich zu puzen, um darauf zu erscheinen.

Gegen sieben Uhr erschien der Grosfürst und die Grosfürstin, nebst allen ihren Kindern. Jezt wurde ein Kreis formirt, der ohngefähr den vierten Theil des Saals einnahm, und in diesem Bezirk wurden verschiedene Polonaisen, eine Menuet, und ein Englisches getanzt. Die jungen Grosfürsten tanzten mit ihren Schwestern, ohne weitere

Auszeichnung; selten standen sie an der Spize der Kolonne; die jungen Grosfürstinnen tanzten blos mit ihren Brüdern, oder mit Personen von funfzig bis sechszig Jahren; ihre Brüder hingegen wählten ihre Tänzerinnen nach Belieben.

Mitten unter dem Tanzen erschien die Kaiserin wieder, ohne daß das Tanzen unterbrochen wurde. Die fremden Gesandten empfingen sie an der Thüre, und traten dann oben an den Kreis der Tanzenden. Sr. Majestät ließen ihre Enkel *eine* Menuet tanzen, uud begab sich bald wieder zurük, eben dies that der Grosfürst und seine Familie, und der Ball war zu Ende. Der Grosfürst und dessen Gemahlin hatten sich mit verschiedenen Personen, vorzüglich aber mit den Grafen Esterhazi unterhalten.

Fest des Andreas-Ordens, (11 Decemb.) Dieses Fest wurde in allem eben so gefeiert, wie das Vorige; die Kaiserin gieng in die Messe, hielt nachher öffentliche Tafel, und Abends war Ball.

Die übrigen Feste sind, die **Thronbesteigung** den 9 Julius, welches zu Peterhof gefeiert wird, wo alsdenn die Wasser springen und Illumination und Feuerwerke angestellt wird. Alles dies soll sehr schön seyn. Ferner werden die **Geburtstage**, und die **Feste der Errichtung der Garde-Regimenter** gefeiert.

Heirath bei Hof. Wir haben einer solchem beigewohnt, und sahen folgende Ceremonien

beobachten. Die Kaiserin bestimmt die Stunde wenn sie die Braut empfangen will; welches gewöhnlich gegen sieben Uhr des Abends ist.

Nachdem die Kaiserin selbst ihren Diamantenschmuk aufgesezt, wurde die Braut von dem Oberhofmarschall nach der Kapelle geführt, wo der Bräutigam sie erwartete, und sie bis zu der Balustrade führte. Die Kaiserin erschien nun mit ihrem ganzen Hof, worauf alle Personen, die im Rittersaal warteten, hereintraten, und einen großen Kreis um sie schlossen. Während der ganzen Ceremonie blieb sie stehen, und gieng hin und her, um mit verschiedenen Personen zu sprechen; es schien als wenn jederman in einem Zimmer wäre, und nicht in der Kapelle, denn Alles sprach und unterhielt sich, ohne auf die Ceremonie zu achten.

Sobald Braut und Bräutigam vor der Balustrade standen, reichte ihnen der Priester jedem eine Kerze, worauf verschiedene Gebete und Gesänge angestimmt wurden. Unter ihre Füße wurde ein Teppich gebreitet, der Priester gab jedem einen Ring, und nach einigen andern Gebeten und Gesängen, wurden zwei Kronen herbei gebracht, welche zwei Verwandte über den Köpfen der Brautleute hielten, bis die Ceremonie zu Ende war. Bei Heirathen, die nicht bei Hof vollzogen werden, werden diese Kronen auf dem Kopf gesezt.

Hierauf wurde Wein in einem Silber vergoldeten Gefäß eingesegnet, die Brautleute tranken

ken dreimal nach einander daraus, und reichten einander das Glas auf einem Teller zu, auf dem ein Kruzifix lag. Dann faßte der Priester die Hände der Brautleute, und führte sie dreimal um das im Chor stehende Pult herum; die, so die Kronen trugen, folgten hinterdrein, und nachdem sie wieder an die vorige Stelle zurück kamen, wurde abermals gebetet und gesungen; sie küßten die Kronen, machten eine Menge Kreuze, und traten dann vor die Kaiserin, um ihr zu danken.

Die ganze Ceremonie dauert eine kleine halbe Stunde; dann wird Ball bei der Kaiserin gehalten, und soupirt. Der Graf Esterhazi wurde aus besonderer Rücksicht dazu eingeladen, und folgte der ganzen Ceremonie.

Der russischen Orden giebt es jetzund sechse; nemlich der **Andreas-**, der **Katharinen-**, der **Alexander-**, der **Georgen-**, der **Wolodimir-** und der **Annen-Orden.** Den lezten rechnen wir blos deswegen mit zu den russischen Orden, weil der Großfürst als Herzog von Holstein, Großmeister desselben ist.

Der **Andreas-Orden** wurde von Peter dem Ersten gestiftet im Jahr 1698, und erfodert weder Adelsprobe, noch bestimmte Jahre. Das Zeichen desselben ist ein blau gewässertes Band von der Rechten zur Linken umgehangen, und auf der Linken ein silberner Stern, in dessen Mitte das rothe Andreaskreuz gestikt ist. Das Ceremonien-

kleid besteht aus einem Mantel von grünen Sammet, mit einem Kragen von Silberstoff, auf welchem die Ordenskette gestikt ist, die abwechselnd aus dem Chiffre **Peters des Ersten**, dem russischen Adler, und dem Andreaskreuz besteht. Rok und Hosen sind von Silberstoff; die Weste von Goldstoff, Spizenhalstuch, rothe Strümpfe und Schuhe mit Schleifen. Der Huth ist von schwarzem Sammet, vorn aufgekrempt, und das Andreaskreuz entweder mit Silber oder in Diamanten darauf gestikt, auf demselben ein Federbusch, von zwei weißen und einer rothen Feder.

Die jezige Kaiserin hat verordnet, daß jeder in Petersburg anwesende Andreasritter dem Fest beiwohnen, oder 30 Rubel an die Kirchen als Strafe erlegen soll; weil verschiedene aus Oekonomie nicht erschienen, damit sie das Ceremonienkleid nicht machen zu lassen brauchten. Mit diesem Orden ist zugleich der Rang als Generallieutenant verknüpft. Im Jahr 1791 waren in allem 61 Ritter davon vorhanden, worunter nur 27 Russen waren; die übrigen davon auswärtige Fürsten.

Der **Katharinen-Orden** ist blos für Frauenzimmer gestiftet, und zwar von **Peter dem Ersten** im Jahr 1715 seiner Gemahlin zu Ehren. Das Zeichen besteht in einem ponceaurothen Band mit Silberstreifen, welches von der Rechten zur Linken getragen wird, und einem silbernen Stern auf der linken Seite. Auf dem Kreuz, so an dem

Band hängt, ist das Bild der h. Katharina. Dieser Orden wird mit großer Sparsamkeit ertheilt, und im Jahr 1791 waren unter drei und zwanzig Ordensdamen, achtzehn Prinzessinnen aus der kaiserlichen oder andern regierenden Familien, und unter den übrigen fünfen waren zwei Polnische Fürstinnen. Das Fest des Ordens wird den 5ten December gefeiert.

Der **Alexanders-Orden** wurde auch von Peter gestiftet, aber zum erstenmal von Katharina der I. im Jahr 1725 ertheilt, daher die Meinung entstanden, daß sie ihn gestiftet habe. Er wird denjenigen ertheilt, die den Andreasorden nicht erhalten können, den man nicht zu leicht vergrößern will. Gesandte und Generale erhalten ihn gleichfalls als Militairische- und Civil-Belohnung, doch muß man wenigstens Generalmajor seyn. Das Zeichen besteht in einem dunkelrothen Band von der Linken zur Rechten, und einen Stern auf der Linken. Im Jahr 1791 war er neun und funfzig Ritter stark, die vom Andreasorden nicht mitgerechnet, die ihn gleichfalls besizen, Das Ceremonienkleid ist von weißem Tuch, mit silbernen Tressen auf allen Näthen, rothe Weste mit Silber; weiße Beinkleider; rothe Strümpfe, und schwarze Schuh mit Bändern. Der Mantel ist von rothem Sammet, der Huth schwarz, zweikrempicht, mit zwei Federn und einer weißen Kokarde; die Haare werden fliegend getragen.

Der **Georgen-Orden** ist blos militairisch, wurde 1769 gestiftet, und ist in vier Klassen abgetheilt, die man nur nach einander erhalten kann. Das Band besteht aus drei schwarzen und zwei gelben Streifen; und auf dem Kreuz ist das Bild des h. Georgs zu Pferd. Die vier Klassen sind blos durch das Tragen des Bandes und Kreuzes unterschieden. Im Jahr 1791 waren nur fünf Ritter von der ersten; zwölf von der zweiten; und vierzig von der dritten vorhanden. Die vierte Klasse war wegen des eben geendigten Kriegs sehr zahlreich, und dann beschuldigt man auch dem Fürsten **Potemkin**, diesen Orden verschwendet zu haben. Für keine Klasse ist eine gewisse Anzahl Ritter bestimmt. Die der ersten Klasse erhalten 700 Rubel Pension; die der zweiten 400; die der dritten 200, und die vierten 100, doch von lezterer nur die hundert ältsten, weil die Summen so vertheilt sind, daß 8400 Rubel auf die erste Klasse, und 10000 auf jede der übrigen kommen, und die Summe der einen Klasse nie mit denen der andern zusammengeschossen werden. Diese Summen, nebst dem Gehalt des Sekretairs und der übrigen Kosten, bringen den jährlichen Aufwand des Ordens auf 40,000 Rubel.

Wenn ein verheiratheter pensionirter Ritter stirbt, so erhält seine Frau ein Jahrgehalt, einmal für immer. Die Ritter der beiden ersten Klassen haben Zutritt bei Hof, und bei allen öffentlichen Feierlichkeiten mit dem Rang eines Ge-

neralmajors; die der beiden lezten aber mit dem eines Obersten.

Die beiden Kriegskollegien der See- und Landarmee legen am Ende jedes Feldzugs die Liste der Offiziere bei, die Anspruch auf den Orden machen können, nebst einem kurzen Bericht ihrer Thaten. Dahin gehören laut den Ordensstatuten folgende. 1) Derjenige der dem Feind ein Schiff, eine Batterie, oder sonst einen Posten wegnimmt; 2) derjenige der in einem befestigten Posten eine Belagerung aushält, ohne sich zu ergeben; oder sich mit ungewöhnlicher Tapferkeit vertheidigt; oder durch muthiges und kluges Kommando den Sieg erringt, oder dazu beiträgt; 3) derjenige der sich zu einem gefährlichen Unternehmen von selbst erbietet, und es ausführt; 4) derjenige der die fliehenden Soldaten wieder sammelt; 5) derjenige der zuerst Sturm läuft, oder beim Landen der Truppen zuerst den Fuß auf feindliches Gebieth sezt u. s. w. Jedoch muß bei allen diesen Fällen die strengste Disciplin beobachtet worden seyn.

Nach dem Absterben eines Ritters wird das Kreuz an das Kriegskollegium zurükgeschikt. Beträgt sich aber ein Ritter bei der Armee feig, und wird vor dem Kriegskollegio dessen überwiesen, so wird er ausgeschlossen, und muß den Orden zurükgeben, Die Zeichen oder Kreuze desselben dürfen nicht mit Diamanten besezt seyn..

Das Ordensfest wird den 7ten December gehalten, und alsdenn speist die Kaiserin mit den

Rittern aller Klassen öffentlich. Kein Ceremonienkleid ist vorgeschrieben, und die Generale, die diesen Orden haben, dürfen am Ordensfest keine Stikerei tragen. Um den Orden durch Anciennete' zu erhalten, werden fünf und zwanzig Jahr Dienst beim Korps, in Kriegs- oder Friedenszeiten erfordert, oder auch achtzehn Seekampagnen. Bleibt ein Offizier länger als neun und zwanzig Tage von seinem Korps abwesend, so werden ihm die übrigen Tage an der Gage abgezogen.

Der **Wolodimir-Orden**, der im Jahr 1782 gestiftet, ist Civil und Militairisch, in vier Klassen abgetheilt, die man nicht nach nnd nach zu durchwandern braucht, sondern auf einmal erhalten kann. Er wird wie der Georgenorden getragen, und besteht aus einem breiten rothen Band, mit zwei schwarzen schmalen Streifen. Mit jeder Klasse ist eine Pension verknüpft, und die vierte erhält man von Rechtswegen nach fünf und dreißig Jahren Civildiensten.

Dieser und der St. **Georgen-Orden** halten jährlich Kapitel, um die Ansprüche der Kandidaten zu entscheiden, und ihnen das Kreuz zu ertheilen, wenn sie dessen würdig sind. Allein man weiß Beispiele, daß Leute die von dem Kapitel abgewiesen worden, das Kreuz dennoch erhielten, und andere, denen es von dem Kapitel zugesprochen wurde, konnten es nie erhalten. Vielleicht sind diese Fälle selten, allein ein einziger ist hinreichend, um Mißbrauch der Gewalt und Protek-

tion zu beweisen. Im Jahr 1791 waren in der ersten Klasse dieses Ordens sechs und dreißig Ritter. Das militairische Band unterscheidet sich von dem des Civilstands durch eine Schleife.

Der St. Annen = Orden wurde im Jahr 1735 von dem Herzog von Holstein, Vater Peters des III. gestiftet, und so kam er nach Rußland. Das Zeichen besteht in einem rothen Band mit gelben Streifen, welches von der Linken zur Rechten getragen wird, mit einem Stern auf der Rechten. Die Mitglieder dieses Ordens sind sehr zahlreich, und man muß, um ihn zu erhalten, wenigstens Generalmajor seyn.

Alle russische Orden werden über dem Kleid getragen; diejenigen so mehrere haben, tragen gewöhnlich nur den Andreas = Orden, und unter demselben den von St. Georg oder St. Wolodimir.

Russische Grade und Rangordnung.

Alle Civil = und Militairgrade gehen gleichen Schritt miteinander, doch mit dem Unterschied, daß bei bloßen Civilstellen, das Militair immer den Vorrang behält. In diesem Fall ist z. B. der Geheimerath, der den Rang eines Generallieutenants hat; allein der jüngste Generallieutenant hat den Rang vor dem ältsten Geheimenrath. Die Kammerherren und Kammerjunker stehen den Generalmajors und Brigadiers der Armee gleich, und treten in diesem Rang von dem Augenblik da sie ernannt werden. Der wirkliche Etatsrath, und

der Titular-Etatsrath haben denselben Rang, sind aber blos civil.

Unter den Damen haben die vom Katharinen-Orden den ersten Rang; dann kommen die **Portraitdamen:** (denen nemlich die Kaiserin erlaubt hat ihr Portrait zu tragen) die Hoffräulein haben den Rang als Generalmajor —

Die höhern Grade, den Brigadier mit eingeschlossen, ertheilen das Recht mit sechsen zu fahren; die Obersten bis zum Major fahren mit vieren, und der Kapitain mit zwei Pferden. Dies Privilegium scheint uns aus mehreren Gründen nicht gut ausgedacht; hauptsächlich aus dem Grund, weil dadurch dem Akerbau eine Menge Menschen und Pferde entzogen werden, deren er hier weniger als anderwärts entbehren kann.

Die Ertheilung dieser Grade ist ohnstreitig ein sehr gut ersonnenes und ökonomisches Mittel, Dienste zu belohnen; allein es hat auch seine mancherlei Unbequemlichkeiten. Wir wollen blos derjenigen erwähnen, die in der Gesellschaft dadurch entstehen.

Die Dame eines Hauses z. B. muß bei ihren Einladungen sorgfältig darauf sehen, daß nicht zwei Frauenzimmer von gar zu ungleichen Rang neben einander zu sizen kommen, widrigenfalls würde die geringere einer beleidigenden Demüthigung von Seiten der höhern ausgesezt seyn; obgleich **vernünftige Menschen** gar gut wissen,

daß die Frau eines Majors, oder eines Obersten oft mehr Achtung verdient, als die eines Feldmarschalls. Schon dieses Beispiel beweist, welche Unannehmlichkeiten aus dieser Rangordnung in der Gesellschaft entstehen müssen; wir gehen aber zu noch wichtigen über.

Es ist z. B. höchst unrecht und unvernünftig, daß ein ganz junger Mensch, der eine Hofcharge besizt, durch dieselbe den Rang vor Obersten hat, die im Dienst des Staats grau geworden. Für einen despotischen Staat, wo der Herrscher seine Kreaturen nach Belieben erhöhen oder erniedrigen kann, mag diese Methode sehr gut seyn, allein sie ist zugleich ein Beweiß von einer schlechten Regierung, weil jedes Gesez das nur durch die Willkühr der Regenten Gültigkeit erhält, immer mangelhaft bleibt.

Stellen und Bedienungen sind an sich schon hinreichend die Personen zu unterscheiden; übrigens aber muß ein Edelmann dem andern gleich stehen; weil derjenige, dessen Geburt und Ruf über die übrigen erhaben ist, sich von selbst auszeichnen, wird, wenn er Talente und Vorzüge des Geistes besizt.

Man kann zwar hierwider einwenden, daß diese Menge Begünstigungen dem Wetteifer ein weites Feld eröfnet, sich deren würdig zu machen; so sollte es auch seyn, und vielleicht giebt es nirgendwo ein Reich worin es so ist; was oben Rußland anlangt, so berufen wir uns auf das Zeug

niß aller derer, die dies Reich kennen, ob man irgendwo weniger Wetteifer finden kann als hier? —

Die Begnadigungen sind also hier weiter nichts als eine offene Thüre mehr zu der Hofgunst, die man verschließen sollte, weil sie unnüz ist. Unter einer Nation, wo der Wetteifer am höchsten gestiegen ist, bedarf man dieser Anfeurung gar nicht; denn der Mann von wahrer Ehre findet in seinem Ruhm die größte Belohnung; eine Nation hingegen die dergleichen kleine Mittel nöthig hat, den Wetteifer zu reizen, ist mehr zu bedauern als zu bewundern.

Drittes Kapitel.

Privilegium des russischen Adels. Versammlung des Petersburger Adels. Erziehung und Sitten des russischen Adels. Gesellschaftlicher Ton.

Im Jahr 1785 erließ die Kaiserin eine Ukase über die Privilegien des Adels, welche von der Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit eingeflößt zu seyn scheint. Wenn sich alles so verhielt wie es auf dem Papier steht, so würde jeder europäische Edelmann, das Schiksal des russischen Adels beneiden; allein bei genauerer Untersuchung der Sachen, findet man die Wahrheit bestätigt, daß zwi-

schen einem gegebenen Gesez und einem beobachteten, eine gar große Kluft befestigt ist.

Zur Bestätigung dieser Behauptung wollen wir nur einige Artikel dieser Ukase durchgehen.

„§. 8. Ein Edelmann verliert seinen Adel nicht, wenn er nicht durch die Justiz verurtheilt ist, und ohne diese Verurtheilung kann er weder am Leben, noch am Vermögen, noch an der Ehre gestraft werden.„

Anmerkung. Es ist ein bloßes Blendwerk wenn man dasjenige Urtheil für gesezmäßig und rechtskräftig ausgiebt, welches von einer Kommission gesprochen worden, die der Regent nach Willkühr ernennen und leiten kann. Man muß ferner wissen, daß ein russischer Edelmann zum gemeinen Soldaten herunter, und zwar auf Monathe, Jahre, und auf immer degradirt werden kann. Freilich verliert er dadurch weder Vermögen, Ehre noch Leben; aber die Strafe ist immer zu hart.

Wir wollen nur ein einziges Beispiel, von einem nicht ganz unbekannten Mann anführen. Die Geseze gegen das Duell sind in Rußland äußerst streng, und werden beobachtet; weil das Duell überhaupt dort selten, und beinah nur zu selten ist —

Der Oberst Spechn*** wurde beleidigt, beschimpft und geschlagen; er vertheidigte sich endlich mit dem Degen; er wurde als Duellant angeklagt, und dem Gesez gemäß zum gemeinen

Soldaten degradirt. Einige Monathe nachher war zwar die Kaiserin so billig ihn wieder in seine vorige Stelle zu erheben; wäre aber die Regentin in der Zwischenzeit gestorben, was für ein Schiksal hätte alsdenn den Obersten getroffen? —

„§. 17 und 18. Wir bestätigen auf ewig den Nachkommen des russischen Adels, die Freiheit und Unabhängigkeit, und dem Adel der im Dienst steht, die Erlaubniß seinen Abschied nach der vorgeschriebenen Form zu verlangen. Ferner bestätigen wir dem Adel die Erlaubniß, aus dem Land zu gehen, und in die Dienste anderer europäischer Regenten, die mit uns alliirt sind, zu treten„ —

Anmerkung. Nichts desto weniger muß ein russischer Edelmann der ins Ausland reisen will, eine förmliche Erlaubniß von der Monarchin dazu erhalten. Diese Erlaubniß ist sogar manchen sehr bekannten Personen, verweigert worden. Einige andere die Rußland verlassen, und sich im Ausland niederlassen wollten, fanden die Ausführung ganz unmöglich.

Da wir uns gerade zu Petersburg befanden, als die Versammlung des Adels dieser Statthalterschaft eröfnet wurde, so wollen wir einiges darüber hier einrüken.

Zuerst verfügte sich der gesammte Adel zu dem Grafen von Stroganof, als dem Marschall der Versammlung. Den folgenden Tag gegen neun Uhr begab man sich nach dem Palais des Grafen

Woronzof, das dazu eingerichtet war, und von da gieng der Zug in die Matrosen-Kirche. Da wir der Ceremonie gerne mit beiwohnen wollten, so lies uns der Graf Stroganof neben sich Plaz nehmen, und sprach ein paar Worte mit dem General-Gouverneur Grafen Soltikof, der sogleich dem Gouverneur von Petersburg Befehl ertheilte, uns einen Offizier zu geben, der uns überall begleiten sollte.

Die Messe wurde von dem Metropolitan gehalten. Nach Endigung derselben, trat ein Advokat der Regierung auf die Stufen des Altars, und las mit lauter Stimme die Ukase der Kaiserin vor, vermittelst welcher der Graf Soltikof zum provisorischen General-Gouverneur ernannt wurde, (weil die Stelle durch den Tod des Grafen Bruce noch vakant war) und der Adel die Erlaubniß erhielt sich zu versammeln.

Nach dieser Vorlesung stellten sich die Priester in Reihen, und stimmten einige Gebete an, die Bezug auf den Frieden mit den Türken hatten; weil man Abends vorher Nachricht erhalten, daß die Präliminarien zu Jassy unterzeichnet worden. Hierauf trat der Metropolitan mit einem Kruzifix in der Hand zur Linken des Pults im Chor, worauf das Evangelienbuch lag. Ein Sekretair des Gouvernements las nun mit lauter Stimme die Eidesformel her, und hielt immer nach zwei oder drei Worten inne, damit die Mitglieder des Adels nachsprechen konnten. Alle hielten die rechte Hand

empor, und die drei ersten Finger zusammen, wie wenn sie das Kreuz machen wollten. Nach geendigter Vorlesung, machte der Graf Stroganof das Kreuz, und küßte das Buch und das Kruzifix, welches die übrigen Mitglieder gleichfalls thaten; worauf sich die ganze Versammlung wieder in den Pallast von Woronzof verfügte.

Die Anzahl der Deputirten belief sich auf hundert sieben und neunzig, die sich alle in einen Saal versammelten, wo jeder einen Stuhl mit seinem Namen hatte. Der General-Gouverneur und der Metropolitan standen an der Stelle, wo das Portrait der Monarchin hieng, und empfingen die Deputirten. Dann sezte sich die ganze Gesellschaft an mehrere Tafeln, die von den Leuten und mit dem Silberservice des Hofs bedient wurden. Abends war eine Illumination, und die beiden folgenden Tage waren zu den Wahlen bestimmt. Die ganze Geschichte dauerte wenig Tage, und endigte sich wie gewöhnlich mit einem großen Schmauß.

Wenn man die Ukase über die Versammlung des Adels erwägt, so ist nicht leicht eine schönere Verordnung zu finden, die einer Versammlung mehr Freiheit läßt, über ihr eigenes Interesse und dasjenige des Staats zu berathschlagen. Allein bis hieher hat die Regierung alle Entwürfe dieser Versammlung so sehr beschränkt, und die Gegenwart der General-Gouverneurs hat einen solchen Einfluß auf die Wahlen der Mitglieder, daß man

die Wirkung dieser Versammlung als Null betrachten kann. Die Wahlen sind allzeit schon bekannt, weil sie von einer höhern Gewalt bestimmt werden, und die Regierung läßt den Adel gern die Formalitäten, vorausgesezt, daß sie im Grunde doch immer die Macht behält.

Diese Politik kann für die Hauptstadt und in den meisten Statthalterschaften von langer Dauer seyn; allein früh oder spät können diese Versammlungen das Signal zu einer Empörung geben. Rußland gleicht hierin keinem andern Staat von Europa, und besizt Provinzen welche manchen Staat an Größe übertreffen. Ihre Entfernung von der Hauptstadt würde den neuen Faktionen, die daselbst entstehen könnten, nur noch mehr Gewicht geben, und es erforderte nichts als einen einzigen kühnen in Achtung stehenden Mann, um eine neue Macht zu gründen, die äusserst schwer, und vielleicht unmöglich zu vernichten seyn würde.

Welche Hülfsmittel hätte z. B. nicht ein Mann, dem der mit dem Hof zu Petersburg unzufriedene Adel von Sibirien eine Krone anbieten wollte? Bevor der Monarch in der Hauptstadt von der Rebellion unterrichtet werden, und die nöthigen Maasregeln zum Widerstand ergreifen könnte, würde über ein ganzes Jahr verfliesen. Nun aber hätte der Empörer Zeit genug übrig, seinen Thron in einem Lande zu befestigen, welches mit Unzufriedenen angefüllt ist, und sich alle Mittel zur Vertheidigung zu verschaffen.

Wollte man aber auch die Hindernisse einer so ungeheuren Entfernung, und die Schwierigkeiten, eine hinreichende Armee zusammen zu bringen, gar nicht rechnen, so bedenke man nur, daß diese unermeßliche Gegend seit einem Jahrhundert, der Sammelplaz von Leuten ist, denen die Rache ein süsses Gefühl seyn könnte. Funfzigtausend Familien übertragen einander von Generation zu Generation einen eingewurzelten, vielleicht nicht ungegründeten Haß, den die Zeit weder schwächen, noch weniger vertilgen kann. Der gänzliche Verlust der Bergwerke wäre die erste und unvermeidlichste Folge eines solchen Aufstandes.

Der Philosoph, der keine nüzlichen Revolutionen kennt, als die, so durch die Aufklärung entstehen, sieht also das arme Volk in Sibirien noch lange unglüklich, und kann ihm nicht einmal eine neue Regierungsform wünschen, weil sie doch nur das Werk des Ehrgeizes einiger Privatpersonen seyn würde, dessen Folgen vielleicht noch drükender seyn könnten, als das gegenwärtige Joch, unter dem sie seufzen.

Die Erziehung, das wichtigste Geschäft des Staats, ist in Rußland noch äusserst mangelhaft, man mag es im Ganzen oder im Einzelnen betrachten. Denn erstlich sind keine hohe Schulen und Universitäten vorhanden, oder doch so wenige, daß man sie für nichts rechnen kann, und dann macht

macht die Unwissenheit der Lehrer sie zu einem solchen Geschäft ganz untauglich.

Die russische Geistlichkeit ist durchaus noch in ihrer alten Barbarei versunken, da ist weder Wetteifer, noch Ansehen, noch Aufklärung zu finden, und selbst die Art ihrer Zusammensezung hindert, daß sie sich aus dieser Geisteslosigkeit, diesem schändlichen Zustand der Unwissenheit herausheben könnte, worin sie eine despotische Regierung gern beharren sieht. Was soll man aber von einer Regierung denken, wo der Regent die Aufklärung seines Volks fürchten, und in der Klasse selbst die Unwissenheit befördern muß, welche eigentlich bestimmt ist, die übrigen zu unterrichten und zu leiten.

Dieser vielleicht grundlosen, aber immer wenig Ehre machenden Besorgniß zufolge ist die russische Geistlichkeit so schlecht organisirt, und wird es noch lange bleiben. Alle großen Familien werden von diesem Stand entfernt, weil ihr Einfluß auf ein unwissendes und abergläubisches Volk dereinst gränzenlos werden könnte; und diese schlimme Politik hat schlimmen Einfluß auf die Erziehung der Russen; weil die Geistlichen ihnen nichts lehren können, was sie selbst nicht gelernt haben, und so wird von Generation zu Generation eine Ignoranz fortgepflanzt, die dem geistlichen Stand sowohl, als dem Staat, der diese schädliche Politik duldet, wenig Ehre macht.

Der Adel pflegt seine Kinder nicht in die öffentlichen Schulen zu schiken, weil sie glaubten, sich durch die Gesellschaft mit bürgerlichen Kindern zu erniedrigen. So verrechnet sich die Eitelkeit überall, und nirgends ärger als in Rußland. So viel von der öffentlichen Erziehung; wo keine Lehrer und keine Schulen sind, kann auch kein Unterricht statt finden.

Was nun die Privaterziehung betrift, so fehlt es freilich nicht an Lehrern oder sogenannten Hofmeistern, und vielleicht ist deren Anzahl nirgends so beträchtlich wie in Rußland. Selbst ihre Menge sollte sie verdächtig machen, und einiges Mißtrauen gegen sie erregen; allein gewöhnlich werden sie angenommen, so wie sie sich zeigen. Gewöhnlich geben sie sich für französische Sprachmeister aus, und dies ist hinreichend, ihnen die Erziehung eines jungen Menschen anzuvertrauen, der vielleicht den Keim der größten Talente in sich hat, die sich aber nie entwikeln können, weil mehr als der Name eines Hofmeisters dazu gehört, sie zu entwikeln.

Wenn man aber auch einen solchen Lehrer alle Talente zugestünde, die er nicht hat, so sollte man ihn schon deswegen nicht annehmen, weil ein Mensch, der sein Vaterland verläßt, um Hofmeister zu werden, ohne hinreichende Empfehlungen von achtungswürdigen Personen seines Landes mitzubringen, auf jedem Fall ein mittelmäßiges oder gar schlechtes Subjekt ist.

Was die angenehmen Künste betrift, so kann er nur die Aufsicht darüber führen, denn Zeichnungs- Musik- Tanz- und andere Meister müssen neben ihm gehalten werden; die vorzüglichsten unter diesen verlangen für die Lektion fünf, die weniger bekannten drei Rubel.

Man überlege nun, wie hoch eine solche Erziehung kömmt! man erschrikt, wenn man bedenkt, daß ein Mensch, der das Französische nothzüchtigt, seine eigne Sprache nicht ortographisch zu schreiben versteht, nichts von der Geschichte und andern nüzlichen Kenntnissen weiß, seine Eltern dennoch an Lehrern gegen 30,000 Rubel gekostet hat.

Wir wollen hier nur eine, unter tausend bekannten Hofmeister- Anekdoten mittheilen.

Der Graf von Anhalt war zu Moskau, als man ihm einen Fremden anmeldete, der insgeheim mit ihm zu sprechen wünschte. Der Graf wollte seinen Vetter, der eben bei ihm war, nicht fortschiken, und verlangte, daß sich der Fremde in dessen Gegenwart erklären sollte. Dieser trat herein mit den Worten: „Ew. Excellenz erkennen mich nicht? — Nein. — Wie! Sie kennen Lajeunesse nicht mehr, der ehemals Tambour unter Ihrem Regiment in Preussen war, und dem Sie Gassen laufen ließen? — Wie! Schurke! was thust du hier? — Ich bin Hofmeister in dem Haus, wo Ew. Excellenz heute speisen werden; ich fürchtete, Sie mögten mich erkennen, und ei-

nen Lärm erregen, der mich um mein Brod bringen könnte; dieserwegen komme ich, um Sie vorzubereiten. — Weil es denn Leute giebt, die dumm genug sind, dich zum Hofmeister zu wählen, so will ich dir nicht schaden, aber wenn du die Frechheit hast, dich an einen Tisch mit mir zu sezen, so laß ich dich zum Fenster hinunter werfen. — Ew. Excellenz können ganz ruhig seyn.„ — Der ehemalige Tambour machte hierauf eine tiefe Verbeugung, und speiste diesen Tag in einem Gasthofe.

Etwas ähnliches begegnete dem vormaligen französischen Gesandten Herrn von Juigné, der in einem Haus zu Moskau, wo er Visite ablegte, einen seiner ehemaligen Reitknechte als Hofmeister angestellt fand.

Bei solchen Lehrern wird also der Zögling immer ein mittelmäßiger Mensch bleiben, während er vielleicht seinem Vaterland Ehre hätte machen können; denn was die Geistesanlage betrift, so stehen die Russen hierin keinem andern Volke nach.

Warum findet man also überhaupt so wenig unterrichtete Personen in Rußland? Warum erhebt man daselbst Leute, die anderwärts für höchst mittelmäßig gelten würden? Warum ist die Unterhaltung der meisten Russen so kahl, so unzusammenhängend und Gedankenleer? — Weil sie überhaupt gesprochen, gar keine Kenntniß, nicht einmal eine oberflächliche von Künsten, Wissen-

schaften, Geschichte und andern Gegenständen haben, die den aufgeklärten Mann interessiren und beschäftigen; weil vielleicht der Grund davon zum Theil auch in der Regierungsform und der Politik liegt; weil u. s. w.

Ein anderer nicht minder auffallender Grund davon liegt in der übertriebenen Eigenliebe der Russen selbst, die ihr Land, ihre Regierungsform, ihre Sitten und Gebräuche über alles erheben, und nichts schäzen, was nicht russisch ist.

Diese Vorliebe für seine Nation ist bei demjenigen zu entschuldigen, der niemals Rußland verlassen, und folglich keinen Gegenstand der Vergleichung kennen gelernt; allein wie soll man denjenigen entschuldigen, der ganz Europa durchreist hat? Nichts ist indessen gewöhnlicher als einen Russen zu sehen, der von Reisen zurükkommt, und in demselben Augenblik denselben Geist, denselben Geschmak, dieselben Ideen wieder annimmt, die er bei seiner Abreise abgelegt hatte.

Hier kann nur einer von beiden folgenden Fällen eintreten. Entweder hat der Russe im Ernst gereist, oder er hat sich begnügt, eine Menge Meilen Post zu fahren, und die Mädchen der Hauptstädte zu besuchen; im leztern Fall ist es denn ganz natürlich, daß da er bei keinem fremden Gedanken stehen geblieben, er nachher eben so wie vorher denkt. Alsdenn hat er aber wenigstens sehr unklug gehandelt, 10 bis 12,000 Rubel zu

verthun, um sagen zu können: **Ich habe gesehen**, was er schwerlich würde beschreiben können.

Im ersten Fall aber, und wenn er nach seiner Rükkehr das Klima von Rußland, die Gegend um Petersburg, die Theater dieser Stadt, ihren Luxus, ihre Gesellschaften, Palläste, Kabineter, und vorzüglich den großen Umfang des Reichs (worauf die Russen am meisten stolz zu seyn pflegen), über alles Ausländische erhebt, so ist er wenigstens nicht aufrichtig; denn in seinem Herzen muß er doch dem Klima und der Gegend von Neapel, den Theatern von Paris, und den Pallästen und Kabinetern von Italien den Vorzug einräumen. Es bliebe also unter den Vorzügen Rußlands blos noch der Luxus übrig, dessen schädliche Folgen er doch einsehen könnte, wenn er die ungeheuren Summen bedenkt, die dadurch aus seinem ohnehin erschöpften Vaterland gezogen werden.

Was die **Unermeßlichkeit des Reichs** betrift, so ist dies ein sehr nachtheiliger Umstand, den ein aufgeklärter Regent verwünschen muß, sobald er nur über Wüsteneien herrscht. Denn wenn man auch Rußland nicht ganz für Menschenarm will gelten lassen, so kann doch ein Reich nicht für **bevölkert** gehalten werden, welches zwanzigmal mehr Einwohner fassen könnte, als es wirklich hat, und dann doch erst den mittelmäßig bevölkerten europäischen Staaten an die Seite gesezt werden könnte.

Die russische Jugend ist der Lektüre wenig ergeben; denn dieser Hang, der das Verlangen nach Unterricht voraussezt, ist der Apathie entgegen, in welcher der größte Theil der jungen Leute vegetirt. Wir reden hier nicht von Romanenlektüre und ähnlicher, womit man hier so wie anderswo die Zeit verschwendet. Man versicherte uns von einem russischen Prinzen, daß er die **Klarisse**, vermuthlich mit vieler Aufmerksamkeit gelesen, das Buch unter aller Kritik, und **Lovelace** für einen Schüler erklärt habe. —

Diese Abneigung der jungen Leute gegen allen Unterricht ist um so nachtheiliger, da die meisten Französisch verstehen, und in dieser Sprache die vortreflichsten Schriftsteller lesen könnten. Gewöhnlich aber halten sie sich blos an kleine Poesien, Lieder u. dergl., ohne sich um die Geschichte ihres eigenen oder fremder Länder zu bekümmern. Ihre meiste Lektüre fällt in die Zeit der Toilette, und man weiß ja, was von dieser Art zu lesen zu erwarten steht.

Was nun die Sitten der russischen Jugend betrift, so läßt sich nichts Besonderes davon sagen, was sie nicht mit der Jugend anderer Länder gemein hätten. Man findet bei ihnen denselben Geschmak, nur mit einigen Verschiedenheiten, die von ihrem Klima und von ihrer natürlichen Indolenz herrühren. Die Leichtigkeit, ihre Begierden zu befriedigen, weil in jedem Haus eine Menge freier Weiber oder Sklavinnen zu ihrem

Dienst bereit sind, hat sogar einen vortheilhaften Einfluß auf die öffentliche Sittsamkeit. Man findet selten öffentlich unterhaltene Mädchen, ausgenommen bei Personen von einem gewissen Alter, welche der Einförmigkeit des Genusses überdrüssig, außer dem Haus Mannigfaltigkeit des Vergnügens zu finden hoffen.

Die Frauenzimmer schienen uns mehr Vortheil von ihrer Erziehung gewonnen zu haben, und wir fanden in Petersburg und Moskau mehrere Fräulein, die in der Musik große Fortschritte gemacht hatten. Die Mädchen betragen sich im Ganzen sehr sittsam, die meisten sprechen sehr gut französisch, aber weiter erstreken sich ihre Kenntnisse selten. Einige, die hier Aufsehen machen, würden anderwärts sehr mittelmäßig gefunden werden, und andere, die im Ruf von Kenntnissen stehen, sind es blos der Seltenheit wegen, und würden in andern Ländern für überspannt gehalten werden. Diese haben auch die meisten Prätensionen, und da man folglich etwas mehr von ihnen erwartet als von andern, so findet man sich nicht selten in der Hofnung getäuscht. Geschwäz, Stadt-Anekdoten und Spöttereien über Personen aus der Gesellschaft sind hier gemeiner und unerträglicher als anderswo, weil ihnen jenes Salz, jene Feinheit mangelt, wodurch sie mehr munter als boshaft werden.

Gesellschaftlicher Ton. Sobald die Kaiserin in der Mitte Septembers vom Land zurük-

kömmt, so pflegt man nicht anders, als im vollen Anzug in der Gesellschaft zu erscheinen; einige Häuser erlassen jedoch diese Etikette, und erlauben das halbe Neglige', welches für Fremde besonders angenehm ist, und wovon wir oft mit Vergnügen Gebrauch gemacht haben. —

Die große Höflichkeit besteht darin, daß man den Damen die Hand küßt; doch thut man dies nicht wie in Deutschland bei allen ohne Unterschied, weil gewöhnlich in dem Augenblik, wo man die Hand küßt, die Dame dem Herrn auch die Stirne küßt; man nimmt sich daher diese Freiheit nur mit Damen, mit denen man schon bekannt ist. Bei den ältern hat die Sache weniger auf sich. — Bei Tafel giebt man den Damen den Arm, sezt sich neben die, so man geführt hat, und begleitet sie wieder zurük. Die Visiten geschehen hier wie überall durch Billets, und es giebt Leute, die sehr streng über diesen Punkt halten.

Fremde Domestiken bedienen ihre Herren nicht in den Häusern, wo sie eingeladen werden; weil die Menge Bedienten, die man in reichen Häusern hält, dies ganz überflüssig machen; indessen bleibt es immer wahr, daß man nicht besser bedient wird, als durch seine eigenen Domestiken. Man hat uns gesagt, daß dieser Gebrauch hier deswegen eingeführt worden, weil die Russen einen gewaltigen Hang haben, sich fremdes Eigen-

thums zu bemächtigen, und weil die Domestiken eines Hauses, wenn sie allein sind, für alles Verlorne stehen müssen.

Viertes Kapitel.

Von den Fremden in Rußland, vorzüglich den Franzosen. Gesinnungen der Russen über die Schweden, und über Gustav den III.

Die Menge der Fremden in Rußland ist ausnehmend beträchtlich; die Hofnung ihr Glük zu machen, lokt sie dahin, und wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so bereichern sich einige wenige, die übrigen aber gehen zu Grund. Dies gilt hauptsächlich von Kaufleuten; Künstler und Handwerker ziehen sich schon besser aus der Sache, weil sie das Recht haben, sich theurer bezahlen zu lassen, als die Eingebohrnen, und weil der russische Edelmann es für eine Schande halten würde, Kleider oder Stiefeln zu tragen, die nicht von einem deutschen Schneider oder Schuster verfertigt worden.

Die Fremden benuzen dies Vorurtheil sehr gut, und haben Recht; dabei bleiben sie bei einer gewissen wohlhabenden Mittelmäßigkeit, statt daß der Kaufmann glaubt, sich über seinem Stand erheben zu müssen, da er in einem Land lebt, wo die Achtung blos von den Aufwand, den man macht, abhängt.

Die Menge Franzosen, die man in jeder Hauptstadt, vornemlich aber in Rußland antrift, erfordert einen eigenen Artikel. Man kann sie überhaupt unter vier Klassen bringen. Zu der **ersten Klasse** gehören die Reisenden, die einen bekannten Namen führen, und sich vorstellen lassen; ihre Anzahl ist gering, und beläuft sich das ganze Jahr nicht über fünf bis sechs. Zur zweiten gehören diejenigen Franzosen, die des Handels wegen nach Rußland kommen; zur **dritten** die so Dienste nehmen, und nach dem Krieg entweder wieder fortgehen, oder sich niederlassen; zur **vierten** endlich gehören alle diejenigen, welche kommen, um in Rußland ihr Glük zu machen, und die Krämer, Kaufleute, Hofmeister (Utschitels), Sekretairs, Handwerker, Sprachmeister u. dergl. werden.

Da die beiden erstern Klassen aus Leuten bestehen, die blos durchreisen, so wollen wir uns dabei nicht aufhalten. Nur bemerken wir in Rüksicht der erstern, daß sie bey einem kurzen Aufenthalt in Petersburg die russische Nation nicht kennen lernen können, denn dazu wird ein längerer Aufenthalt und viele Beobachtnng erfordert; besser wäre es, wenn sie eine kurze Zeit nach Moskau gingen; denn da liegt vieles am Tag, was in Petersburg maskirt wird.

Die der **dritten** Klasse kommen gewöhnlich mit großen Empfehlungen an, die sie auch nöthig haben; denn sie haben mit einer Menge Schwie-

rigkeiten zu kämpfen, die Neid und Mißgunst den Fremden in den Weg legt, und wir müssen, wiewohl ungerne gestehen, daß hier so wie überall, die Franzosen die größten Feinde ihrer Landsleute sind. Man kann jedoch behaupten, daß ohne die Fremden Rußland in jeder Rüksicht noch viel weiter zurük seyn würde; man darf nur erwägen, welche Menge Ausländer von jeher in russischen Diensten gestanden, und vielleicht noch jezt darin stehen.

Was die vierte Klasse betrift, so muß man erst einige Kaufleute, die seit langer Zeit zu Petersburg wohnen, einige geschikte Fabrikanten und verschiedene einzelne rechtschafne Männer davon ausnehmen; von dem übrigen Haufen aber, der aus vier bis fünftausend Individuen besteht, kann man dreist behaupten, daß es die **Hefen der französischen** Nation sind.

Einige dieser leztern Art treiben den Luxus aufs äußerste, verschwenden wieder, was sie verdienen, und würden nach zehn Jahren eben so armselig und dürftig seyn, als sie angekommen sind, ohne die ausnehmende Gutmüthigkeit der russischen Großen, die, wenn sie nur auf Kredit kaufen können, sich von diesen Herren den zwei und dreifachen Werth für ihre Waaren abnehmen lassen.

Die andern, die in russischen Häusern angestellt oder aufgenommen sind, führen das große Wort; da aber ihre Kenntnisse meistentheils in

den Vorzimmern oder auf den Hauptwachen geschöpft sind, so ist es schwer, daß eine gute Gesellschaft lang Geschmak daran finden kann. Hiervon können wir nicht einmal die Hof- und Sprachmeister ausnehmen, ohnerachtet sie verbunden wären, etwas mehr zu wissen. Die meisten von ihnen sind Franzosen, die sich hier mit vier bis fünfhundert Rubel jährlichem Gehalt, nebst Kost und Quartier begnügen, und sich dafür zu Bedienten u. s. w. brauchen lassen.

Einer dieser französischen Hofmeister wurde einst von jemand, der seine Unwissenheit muthmaßte, gefragt, was Nominativ, Genitiv u. s. w. sey, worauf der vortrefliche Hofmeister erwiederte, er habe Frankreich seit funfzehn Jahren verlassen, und da man daselbst täglich neue Moden erfände, so wären diese vermuthlich seit seiner Abwesenheit empor gekommen.

Vorzüglich hat man seit der französischen Revolution bemerkt, daß diese Hofmeister sich in einen hizigen Streit mit ihren Herren einlassen, ihnen dreist widersprechen, und am Ende lauter schreien als sie. Auch hierin bemerkten wir die große Nachsicht der Russen, die wenigstens verlangen könnten, daß derjenige, den sie ernähren und unterhalten, ihrer Meinung etwas nachgäbe. Aber dies ist eine Folge von der Gewohnheit, die man hier hat, Leute anzunehmen, die der Nachbar vor vierzehn Tagen fortgeschikt; denn dadurch werden diese Herren Sekretairs, Hofmeisters und

Konsorten gegen die Meinung, die ihre Herren von ihnen haben mögen, sehr gleichgültig.

Wenn einst die vornehmen Russen die Augen öfnen, und sich verabreden wollten, sich mit einemmal dieses gefährlichen Ungeziefers zu entledigen, so geschähe den meisten von ihnen Recht, und dies um so mehr, weil, wenn je in Rußland eine Revolution nach Art der französischen entstehen sollte, die neun Zehntheil dieser Klasse sie aus allen Kräften befördern, und diejenigen, deren Brod sie bis dahin gegessen, mit Herzenslust unterdrüken helfen würden. —

Was wir hier von den Mannspersonen behaupten, gilt auch zum Theil von den Frauenzimmern, doch mit mehreren Ausnahmen. Gewöhnlich sind sie Gesellschafterinnen oder Gouvernantinnen; da sie aber außer der französischen Sprache nichts weiter wissen, so ist ihr Einfluß auf die Erziehung der jungen Fräulein so gut als Null. Die meisten von ihnen sind aus Lothringen; woher dies rühre, wissen wir nicht, vermuthlich haben einige aus dieser Provinz den ersten Versuch gemacht, nach Rußland zu gehen, und haben dadurch ihre Landsmänninnen angereizt, ihrem Beispiel zu folgen.

Ein Ausländer, vorzüglich ein Franzose, kann sicher darauf rechnen, daß er nach den ersten Monaten in den Gesellschaften, die er besucht, hinter seinem Rücken verhöhnt, ausgelacht, und in allen

seinem Thun und Lassen verspottet wird, weil die Russen niemand als sich selbst schäzen. Dieselben geringschäzenden Gesinnungen äußern sie öffentlich, nur in weit größerm Maaß gegen die Schweden, wozu der lezte Krieg noch mehr Stoff gegeben.

Die Russen lassen in ihren Reden eine tiefe Verachtung gegen die Schweden bliken, wovon wir oft bis zum Ueberdruß Zeugen waren. Dieser Haß scheint uns nicht nur ungerecht, sondern auch einen gewissen Neid zu verrathen, den man unter den Schein der Verachtung gerne verbergen mögte.

Ganz anders urtheilte ihr Gesezgeber, **Peter der Erste**, der die Schweden gewiß besser kannte, als die jezigen russischen Großen. Er verordnete daß man die Schweden nie angreifen sollte, wenn man ihnen nicht zwei Mann gegen einen entgegenstellen könnte. Ob diese Verordnung förmlich widerrufen worden, können wir nicht behaupten; aber die Geschichte lehrt, daß die Schweden selten von den Russen geschlagen worden, wenn leztere ihnen nicht an Anzahl überlegen waren; dagegen ist sehr wohl bekannt, daß eine geringere Anzahl Schweden oft genug die Russen geschlagen hat; wenn also eine von beiden Nationen die andere verachten wollte, so hätten wenigstens die Russen kein Recht dazu.

Wir müssen ferner zur Ehre der schwedischen Nation bekennen, daß wir während eines ziemlich langen Aufenthalts zu Stokholm nie eine herabsezende, verachtende Meinung gegen die Russen

äußern gehört, statt daß wir zu Petersburg beinah täglich dergleichen über die Schweden hören mußten. Die Ursache davon scheint uns darin zu liegen, daß man in Schweden die Russen nicht verachtet, aber eben so wenig fürchtet. Dies alles gilt aber nur von dem Militairstand beider Nationen; wollte man weiter gehen, und eine Vergleichung zwischen der Regierungsform beider Länder, ihrer Gesetzgebung, Erziehung und Nationalcharakter anstellen, so bliebe Rußland nichts vor Schweden übrig, als die ungeheure Größe seines halb entvölkerten Reichs.

Die Antipathie erstrekt sich mit noch weit wenigerm Grund bis auf die Person des verstorbenen Gustav des III. Die Russen lassen keine Gelegenheit vorbei, ihn für einen Charlatan zu erklären, der sich gerühmt hätte, daß er zu Petersburg frühstüken wolle, und doch nicht hinkommen konnte, ohnerachtet der ganze Weg dahin nicht mit tausend Mann besezt war.

Wäre dies leztere wirklich wahr gewesen, so war es unserm Bedünken nach keine Prahlerei, die Eroberung für so leicht zu halten; allein die Russen haben eine ganz eigene Art zu schließen, und wer die Geduld hat, sie anzuhören, findet, daß sie in dem ersten Saz etwas behaupten, was sie im zweiten widerrufen, eine Methode, die allerdings ihre große Bequemlichkeit hat.

Allein

Allein sie bleiben nicht einmal bei dem Vorwurf der Prahlerei stehen; Gustav war auch undankbar gegen Rußland, das ihm jährlich doch Getraide geliefert hat (fürs Geld nemlich); ferner ein Mann ohne Treu und Glauben, der sie angegriffen, als sie sich von seiner Seite ganz sicher glaubten. Freilich hätte er warten sollen, bis die Russen ihre ganze Macht auf den Beinen hatten. Allein er folgte hierin lieber dem Beispiel Peters des Ersten, als dieser Karl dem XII. den Krieg erklärte. Endlich sagen sie, Gustav habe sich wechselsweis von den Türken, Preussen und Engländern erkaufen lassen. —

Alle diese Vorwürfe sind weiter nichts als Zeitungsphrasen, und verdienen schon in dieser Rüksicht keine Widerlegung. Was die Türken betrift, so war es der Uebereinkunft Schwedens mit der Pforte gemäß, daß er Rußland angreifen sollte; ob aber die Pforte soviel Geld übrig gehabt, um ihm welches zu geben, ist wenigstens noch zweifelhaft.

England hingegen hatte, wenn es wirklich Geld vorgeschossen, zugleich auch Unterstüzungen anderer Art versprochen, die es niemals Willens gewesen zu erfüllen; denn der Ankauf einer Menge Karten von der Ostsee, und die Sendung einer Fregatte, um den großen Belt zu sondiren, hat niemand getäuscht.

Die Politik Englands ist von jeher dieselbe gewesen; immer hat diese Macht den Ruin anderer Reiche wenigstens mit Gleichgültigkeit betrachtet, stets nur sein Privat-Interesse zu Rath gezogen, und diesem allein alles andere aufgeopfert. —

Um nun das Portrait Gustavs zu endigen, so behaupten die Russen, er hätte keinen Menschenverstand gehabt, hätte den Gelehrten spielen wollen, und doch nichts gewußt u. s. w. Hierauf ist allerdings schwer zu antworten, denn ein solcher Vorwurf gegen Gustav von Russen ... verschließt auch den entschlossensten Vertheidiger den Mund. —

Was ist nun aus obigem zu urtheilen? — was wir bereits gesagt haben. — Man fürchtete die Schweden und Gustav. Wäre es möglich, die Kaiserin selbst hierüber um ihre Meinung zu bitten, so würde sie gewiß aufrichtiger sprechen, ohne dadurch ihre Ehre zu kompromittiren. Wir sind überzeugt, daß sie es gar nicht übel genommen, als Gustav sie in seinem Manifest als eine ihm gleiche Macht behandelte; worüber doch so viele Russen aufgebracht wurden, weil, sagen sie, Rußland unendlich größer ist als Schweden. —

Fünftes Kapitel.

Ueber den Luxus der russischen Großen; ihren Geschmak, und ihre Lebensart.

Die vornehmen Russen machen großen Aufwand sowohl in der Stadt, als auf dem Lande; vorzüglich besteht ihre Pracht darin, daß sie ofne Tafel, und eine Menge Bedienten beiderlei Geschlechts halten. Es ist für einen Fremden sehr angenehm, hier täglich Häuser zu haben, wo er einer guten Aufnahme zum voraus überzeugt ist, und obgleich dieser Gebrauch blos von der Eigenliebe der Reichen herrührt, so ist die Folge davon für Fremde zu angenehm, als daß sie etwas dagegen einwenden sollten.

Ganz anders verhält es sich mit der ungeheuren Menge Bedienten, die man in reichen Häusern findet, und deren Anzahl sich oft auf achtzig und drüber beläuft. Die Russen sind stolz auf diese Art Luxus, den man, wie sie sagen, nirgends findet. Dies ist vollkommen wahr, allein man forsche der ersten Ursach nach, so findet man, daß es einem Edelmann, der mehrere tausend Sklaven hat, sehr leicht werden muß, eine große Anzahl derselben in seinem Haus zu versammeln. Dies kann aber keine andere europäische Nation, deren Volk keine Sklaverei kennt. Dazu kömmt noch, daß, die ersten Bedienten ausgenommen,

welche so wie anderwärts bezahlt werden, alle übrigen Männer wie Weiber, jährlich 40 Rubel in allem, manche sogar nur 30 erhalten. Eine Folge davon ist, daß sie stehlen, wo sie nur können.

Diese bei festlichen Gelegenheiten reich gekleideten Bedienten haben ausser solchen Tagen, dergleichen nur zwei bis drei im Jahr vorfallen, kaum Schuhe an den Füssen, und dennoch schäzen sie sich glücklicher, als wenn sie wie die übrigen Bauern das Feld bauen müßten. Ueberlegt man dieses, so verschwindet ein großer Theil des Werths dieser Pracht, und wenn man die Sache unter ihren wahren Gesichtspunkt bringt, so kann man unmöglich eine Gewohnheit billigen, wodurch in einem entvölkerten Lande dem Feldbau eine Menge Arme entzogen, und Leute die arbeiten könnten, in Müssiggänger umgeschaffen werden, zu welchen leztern der Russe ohnehin sehr geneigt ist.

Man wundert sich wie der Kaiserin, die doch sonst scharf genug sieht, ein solcher Mißbrauch entgehen konnte. Das leichtste Mittel ihm zu steuren, wäre eine Auflage auf die Domestiken; und da man bei Einladungen keine mit sich nimmt, so könnte man den grösten Häusern höchstens ohngefähr vierzig erlauben, und die übrigen nach Verhältniß taxiren, so daß der reichste Privatmann nicht im Stand wäre den funfzigsten zu bezahlen.

Was wir hier von den Bedienten gesagt haben, gilt auch von den Pferden, wovon manches

Haus achtzig bis hundert unterhält, welches mit zwanzig bis fünf und zwanzig genug hätte. Tausende von Pferden werden auf diese Art dem Akerbau entzogen, und dadurch der Preis des Futters beträchtlich gesteigert. Man hat uns zwar eingewendet, daß die weiten Entfernungen diese Menge von Pferden nöthig machten; wir erwiederten darauf, daß zu Paris die Entfernungen nicht geringer wären, und daß man dort, wenigstens eben so schnell fortkäme, als zu Petersburg mit vier bis sechs Pferden. Reisende die beide Städte kennen, und weder Franzosen noch Russen sind, können am besten darüber entscheiden.

Man kömmt zu Paris mit vier Pferden eben so weit, als zu Petersburg mit acht bis zwölfen. Die Russen von mittlern Stande fahren nur mit zween, manche nur mit einem, und kommen am Ende eben soweit als ein General mit Sechsen; folglich ist die Sache, troz der Entfernung doch möglich, und man könnte ja wohl ein anderes Mittel finden, den Rang zu unterscheiden.

Der Luxus der Tafel wird hier sehr weit getrieben, und der Aufwand muß in manchen Häusern sehr beträchtlich seyn, da beinah alles aus dem Auslande gezogen wird. Die Russen sind überhaupt starke Esser, und lieben, (selbst die Vornehmsten) größtentheils gesalzene Speisen, Rettig, stark gewürzte Ragouts, und andere ungesunde Gerichte. Einem Ausländer würde ihre Küche nicht sehr behagen, wenn nicht zum Glük

eine Menge französischer Köche vorhanden wären. Die Potagen werden am meisten geschäzt, und man sieht deren oft vier bis fünferlei auf einer Tafel von zwanzig Kouverts; gewöhnlich ist eine derselben mit Fischen bereitet, die übrigen bestehen aus Gemüse, oder auch bloßer Fleischbrühe, in welcher große Stüke Fleisch schwimmen. Der Russe ißt sehr wenig Brod, so wie alle nordischen Völker; aber der Gebrauch des Brandweines vor der Suppe ist hier, so wie in Schweden, herrschend; man nimmt scharfen Käse, Pfefferkuchen, oder sonst eine Appetit reizende Speise dazu; aber falsch ist es, daß die Damen starken Gebrauch davon machen, wie oft behauptet und geschrieben worden; am wenigsten thun es die jüngern.

Auch sucht man sich durch eine Menge Früchte gemäßigter Himmelsstriche hervorzuthun, daher denn die Treibhäuser hier häufiger als anderswo sind. Man läßt Trauben nnd Wasser-Melonen von Astrakan, das heißt, viertehalbhundert deutsche Meilen weit kommen; doch ziehen viele Leute Melonen, die ziemlich gut gerathen. Da aber die Konditorei, ausser der Jahrszeit der Früchte, ausserordentlich theuer ist, so findet man öfters in den reichsten Häusern kein Dessert, ausgenommen an festlichen Tagen.

Der größte Theil der Gerichte, erscheint bei einer großen Mahlzeit gar nicht auf der Tafel; sondern das Fleisch wird von dem Haushofmeister an einem besondern Tisch trenchirt, und zirkulirt

alsdenn unter den Gästen. Wir bemerkten sogar, daß manche Schüsseln, die auf der Tafel figurirten, gar nicht berührt wurden.

Das Getränke besteht in Porter Bier, Englischen Ael, und ausländischen Weinen, welche sehr stark getrunken werden, und einen großen Aufwand erfordern. Ohnerachtet die Russen ihre Weine sehr theuer bezahlen, so werden sie doch oft hintergangen, vorzüglich mit französischen Weinen, welche mehrere Monathe in Holland liegen bleiben, und dann versezt, mit holländischen Schiffen nach Rußland geführt werden. Diejenigen aber, die sie selbst kommen lassen, können sich rühmen, sie besser zu erhalten, als man sie selbst in Frankreich trinkt. Vorzüglich liebt man den Champagner, von welchem zu Petersburg jährlich weit mehr getrunken wird, als die Zollregister besagen; weil man hier so wie in Deutschland den moussirenden vorzieht, und die Kunst ihn selbst zu verfertigen, kein Geheimniß mehr ist.

Nichts ist komischer als die seltsame Mischung der Gesellschaft die man hier, selbst in den ersten Häusern, antrift. Wir speisten beinah täglich bei einem angesehenen, bebänderten, und an einem großen Posten stehenden Mann zu Abend, und hatten ausser der gewöhnlichen zahlreichen Gesellschaft, zwei bis drei türkische Sklaven, die zu Oczakoff gefangen worden, nebst ihren Mattuschkas oder Erzieherinnen bei Tisch. Die merkwürdigste Person aber war ein Hofnarr, der mit ei-

nem Ordensband von Goldpapier, geziert war, und ein gestiktes aber sehr schmuziges Kleid anhatte. Er gab vor, daß er mit der Tochter des Kaisers von Marocco in beständigen Briefwechsel stünde, die in ihn sterblich verliebt wäre. Man behauptete, daß dieser Kerl kein Narr wäre, sondern daß er nur diese Rolle spiele, um überall freien Zutritt, und eine gute Tafel umsonst zu erhalten, welches ihm auch sehr gut gelang. Die Russen suchen hierin etwas Großes und eine gewisse Pracht, die aber mit dem Stolz und der Eitelkeit die durch alle ihre Handlungen durchschimmert, gar sehr kontrastirt. Uns hat indessen dieses sonderbare Gemisch von Personen, oft sehr unterhalten.

Nach der Tafel und der Menge Bedienten kömmt der Luxus in Kleidungen. Mannspersonen und Frauenzimmer kleiden sich an Galatagen ausserordentlich prächtig, wenn sonst nur ihre Anzahl bei Hofbällen beträchtlicher wäre; aber da ist, ausser den Kammerherren und Kammerjunkern, jederman in Uniform.

Die Galakleider kommen gewöhnlich von Lyon, und werden hier zweifach höher als ihr Werth bezahlt. Man stikt auch in Petersburg, und zwar sehr gut, allein man muß die Zeichnung selbst dazu geben, sonst kömmt nichts Geschmakvolles heraus. Zuweilen sticht der Nationalgeschmack mitten durch die reichste Kleidung hervor; denn manches Kleid welches zu Lyon für einen ein-

fachen Grund gestikt worden, wird zu Petersburg glänzender gemacht, indem man noch eine Menge Goldflittern hineinstikt, so daß alsdenn die wahre Stikerei, die für einen einfachen Grund bestimmt war, sich nicht mehr ausnimmt. Allein die Russen halten nur dasjenige für schön was glänzt, und denjenigen am besten gekleidet, der die meisten Goldflittern und Diamanten an sich trägt; es fehlt ihnen gänzlich an jenem feinen Geschmak, der nicht jeder Nation gegeben ist.

Die russischen Damen kleiden sich sehr gut, hauptsächlich ist ihr Kopfschmuk geschmakvoll, welches ausser Frankreich eine Seltenheit ist; aber alle, sowohl Junge als Alte, haben die schlimme Gewohnheit sich weiß und roth zu schminken, ohnerachtet sie die bösen Folgen davon täglich vor Augen sehen.

In keinem Lande der Welt sieht man vielleicht einen solchen Ueberfluß an Diamanten wie hier; die Prinzessin **Borghese** zu Rom besizt deren vielleicht mehrere für ihre Person; aber diese Art Luxus ist in Rußland allgemeiner. Nichts ist gewöhnlicher als Ordenssterne und Achselbänder von Brillanten zu sehen, welche durch die Menge der Orden sehr vervielfältigt werden. An Galatagen sind die Damen mit Diamanten gleichsam übersäet, freilich zuweilen ohne Wahl und Geschmak, allein es sind Diamanten, und dies ist genug. Der Fürst **Potemkin** besaß eine solche Menge da-

von, daß man behaupten kann, er habe sie selbst nicht alle gekannt.

Der Geschmak an Gemählden, Bibliotheken und Kabinettern, ist hier zwar nicht sehr allgemein; dennoch wollen wir etwas davon erwähnen. Man kann wenig Bibliotheken als sehenswürdig anführen, denn wozu sollten sie Leuten nüzen, die nicht lesen, und denen selbst die Namen der gelehrten Russen, die in einer Stadt mit ihnen leben, unbekannt sind.

Der Fürst Joussoupof soll eine schöne Bibliothek und schöne Gemählde besizen, die wir aber nicht zu sehen bekommen konnten, obgleich einer von uns den Fürsten vor ein paar Jahren in Italien antraf, wo er ihm viel von seiner Bibliothek sprach, und sich das Vergnügen vorbehielt, sie ihm zu zeigen, wenn er nach Petersburg kommen sollte.

Gemähldesammlungen sind hier gewöhnlicher als Bibliotheken; allein wenn wir die Gallerie des Grafen Stroganoff ausnehmen, wüßten wir wenig merkwürdige anzuführen.

Gerade zu unserer Zeit hatte sich ein Pohle in Petersburg niedergelassen, der eine Gemähldegallerie im Ganzen gekauft, und sich die Mühe genommen, die Gemählde sämmtlich selbst zu kaufen; wir erwähnen dessen blos der Sonderbarkeit wegen; denn unter der ganzen Sammlung war kein Stück von 100 Rubel an Werth.

Es sind auch einige Naturalien und Münzkabinette vorhanden, aber wenig Eigenthümer welche Geschmak daran finden; ein Umstand, den man auch in andern Ländern häufig findet; gewöhnlich dient so etwas blos zur Pracht, und der Besizer ist oft unter allen denen, die sein Kabinett besehen, derjenige, der es am wenigsten kennt.

Das Spiel ist hier gleichfalls ein Gegenstand der Pracht und der Nothwendigkeit, weil man sich so gerne an den Müßiggang gewöhnt. Man spielt also immer, und zwar sehr hoch, und dazu kömmt noch die Liebe zum Gewinnst, die noch durch eine Geschicklichkeit erhöht wird, die man zu Paris, London, und in allen Hauptstädten häufig findet.

Die Hazard- und Kommerzspiele sind immer sehr hoch, und höher als es das Vermögen mancher russischen Großen verträgt, und man nennt noch mit Vergnügen die Namen derjenigen, denen man mehrere tausend Rubel abgewinnen konnte, und die richtig bezahlten; unter diesen war der verstorbene Fürst Michael Potemkin besonders berühmt.

In vielem Häusern wird ein Fremder bei den ersten Visiten mit Höflichkeit überhäuft, sobald er sich aber erklärt, daß er nicht spiele, so wird er nach und nach vergessen, und als unbrauchbar angesehen, und zwar von Rechtswegen; weil, wenn man Leuten gefallen will, die nichts können, als spielen, gleichfalls mitspielen muß.

Bei solchen Gesellschaften wird die Unterhaltung für gar nichts gerechnet; in der Zwischenzeit der Parthieen, oder über Tafel, spricht man vom lezten Ball, oder von der morgenden Komödie, welches mit den Parisischen Unterhaltungen ohngefähr auf eins hinausläuft. Doch ist zwischen den Pariser und den Petersburger Gesellschaften der Unterschied zu bemerken, daß man in den erstern immer mehrere Personen findet, mit denen man von etwas anders sprechen kann; in leztern aber kaum zwei.

Wenn die vornehmen Russen nicht spielen, so schlafen sie; die geringern Klassen aber beschäftigen sich mit Trinken. Man macht die Mode der Kommerzspiele, so wie jede andere mit, die Hazardspiele behaupten jedoch den Vorzug; im Brett wird wenig gespielt; Schach aber mehr als irgendwo, und sogar unter dem Volke. Man sieht Krämer vor ihren Buden sizen und Schach spielen, und der stärkste Schachspieler in Rußland ist ein Grobschmidt aus Tula. Sie verbinden das Spiel der Königin mit demjenigen des Springers, wodurch das Spiel verwickelter, aber auch entstellt wird.

Wir müssen der Wahrheit zur Ehre noch hier beifügen, daß wir unsre meiste Zeit in dem Haus der Familie Narischkin zugebracht, und niemals gespielt haben, dennoch aber immer mit derselben Aufmerksamkeit und Güte empfangen wurden.

Man schläft hier sehr viel; die öffentlichen Bälle fangen früher an, und gehen früher zu Ende als anderwärts, und die Privatbälle dauren höchstens bis gegen zwei Uhr des Morgens; wobei selten nach Tische wieder getanzt wird. Dessen ohngeachtet steht man spät auf, und viele Leute halten überdies noch Mittagsruhe. Der Winter wird größtentheils im Zimmer, oder in dem Wagen zugebracht, und man könnte Damen nennen, die binnen zehn Jahren nicht drei Stunden zu Fuß gegangen sind. In keinem Lande macht man sich weniger Bewegung; dies und die Gewohnheit viel zu schlafen, und zu jeder Stunde zu essen, verursacht eine Verdikung der Säfte und die daraus entspringenden Krankheiten.

Die Russen nehmen es zuweilen übel, wenn man eine Zeitlang nicht zu ihnen kömmt, und tadeln hierin die Sitte des vormaligen Paris, wo man nach dreimonatlicher Abwesenheit, eben so gut empfangen wurde, als wenn man alle Tage erschienen wäre. Sie behaupten, daß ihr Betragen mehr Theilnahme an dem Fremden bewiese; die Pariser Lebensart zeuge aber von bloßem Egoismus.

Wir sind nicht ganz dieser Meinung. Wahre Theilnahme ist nicht zudringlich, sondern läßt die unbeschränkteste Freiheit zu, und hierin waren die Pariser Gesellschaften gewiß über alle andern erhaben. Dagegen scheint uns die russische Sitte einigen Egoismus zu verrathen, indem sie den

Vorwurf auf Rechnung der Eigenliebe schieben kann; man befürchtet vergessen, oder irgend einer andern angenehmern Gesellschaft aufgeopfert worden zu seyn. — Allein der stärkste Beweggrund dieser Klagen liegt vielleicht in der kleinen Anzahl Fremder, welche in der Gesellschaft erscheinen, und deren Abwesenheit eine sehr merkliche Leere verursacht.

Jedes große Haus hat seinen Wundarzt, Sekretair, Gesellschaftsdamen, und zuweilen junge Sklaven oder Mädchen, die im Haus erzogen werden. Alles dies sizt zusammen an einem Tisch, und macht zusammen ein wunderbares Quodlibet, besonders wenn noch die Hausnarren oder Lustigmacher dazu kommen.

Nichts gleicht der Unterwürfigkeit, welche die Russen gegen ihre Herren beweisen, sie stehen demüthig in einer Eke des Zimmers, und scheinen es als eine unverdiente Gnade zu betrachten, wenn sie sich mit an denselben Tisch sezen dürfen. Die Franzosen hingegen gehen in der Dreistigkeit wieder zu weit, so daß man aus der Furchtsamkeit der einen, und der Frechheit der andern, ein vernünftigers Mittel zusammensezen könnte, wodurch beide an ihre rechte Stelle angewiesen würden.

Der Sommer, der hier von der Mitte des Junius bis Ende Augusts dauert, wird in der Gegend von Petersburg auf dem Lande zugebracht, und ist sehr schön gewesen, wenn man dreissig

Tage *) zählen kann, wo man einige Tage spazieren gehen konnte. Von dieser Art war der Sommer 1791, und man konnte seines Lobes kein Ende finden; dennoch benuzt man ihn nicht mit der Begierde, die von Leuten zu erwarten wäre, welche einen achtmonathlangen strengen Winter haben.

Viele Damen gehen auf dem Lande nicht eher aus dem Haus, als wenn sie wieder nach der Stadt zurükkehren wollen. Man lebt daselbst gerade so wie in der Stadt, das heißt, man spielt, man schläft viel, und hält ofne Tafel. Man ist gezwungen früh in die Stadt zurükzukehren, weil der Boden um Petersburg ein bloßer Morast ist, der blos mit aufgetragener Erde bedekt worden, und von den Herbst-Tagen sehr bald durchweicht, und unbewohnbar gemacht wird.

Da auch die Kaiserin gegen den September nach der Stadt zurükkehrt, so sind alle vom Hof abhängenden Personen verbunden ihr zu folgen, und die andern ahmen gerne dem Beispiel der Monarchin nach.

Beinah alle Landhäuser um Petersburg herum, sind von Holz gebaut, und einige darunter sehr artig; die meisten stehen an der Straße nach Peterhof zu, vermuthlich weil ehemals der Hof daselbst wohnte; denn sonst ist dies eben nicht die angenehmste Gegend, und wir würden die auf-

*) Manche gemäßigte Gegenden Deutschlands haben hierüber Rußland nichts vorzuwerfen.

wärtslaufenden Ufer der Newa vorziehen, wo nur wenige angebracht sind; dagegen findet man auf dem Wege nach Peterhof eine anhaltende Prozession von Menschen und Wagen, die in der schönen Jahrszeit bis nach Mitternacht dauert.

Sechstes Kapitel.

Ueber den Fürsten Potemkin. Ueber Rußlands Minister. Ueber die Günstlinge und die Fürstin Daschkoff.

Man erlaube uns hier etwas über den persönlichen Charakter des Fürsten Potemkin zu sagen, der bis jezt in Europa wenig bekannt ist, ohnerachtet seine militairischen Unternehmungen ihm einen gewissen Ruf erworben haben.

Potemkin wurde zu Smolensko aus einer unbekannten Familie gebohren, und betrat anfangs die gewöhnliche Laufbahn aller jungen Edelleute; sein nachheriges großes Glück war, so wie bei aller dieser Art, ein Werk des Zufalls. Wenn aber gleich das Glück das Werk seiner Größe begonnen, so gehört doch ihm allein der Ruhm, sich auf dem höchsten Gipfel der Macht emporgeschwungen, und sich auf demselben erhalten zu haben. Viele Personen schildern ihn deswegen als einen erhabenen großen Geist, wovon wir jedoch nie Beweise gefunden oder gehört haben.

Was

Was seine militairischen Talente anlangt, so werden sie in Rußland selbst stark bezweifelt; man begnügt sich mit dem Ausdruck: er war glüklich. Man darf sich auch nur des lezten Türkenkriegs erinnern, um darüber urtheilen zu können. Die Hauptepochen desselben waren die Einnahme von Bender, Oczakof und Ismail; von Bender kann man sagen, daß es mit einem Faustschlag erobert worden.

Einige türkische Offiziere wurden an dem Fürsten abgeschikt, um einen Waffenstillstand von einigen Tagen zu bewirken, damit man die Artikel der Kapitulation aufsezen könnte. Der Fürst gerieth in Wuth, (oder stellte sich wenigstens so) und schwur, daß er nicht zwei Stunden bewilligen würde; zugleich schlug er mit geballter Faust auf einen vor ihm stehenden Tisch, so daß alles, was drauf stand, zertrümmert wurde. Die erschrokenen Türken kehrten zurük, und Bender kapitulirte. Wir geben diese Anekdote, wie sie in Rußland erzählt wird, ohne sie zu verbürgen.

Oczakof und Ismail wurden mit Sturm eingenommen, und haben viel Blut gekostet. Aber wo war Potemkin bei diesen beiden Gelegenheiten? — Einige Werste davon, und ganz außer dem Kanonenschuß — Vielleicht war dies sein Plaz, weil er daselbst blieb; allein es giebt Leute, welche nicht ganz mit Unrecht behaupten, daß ein kommandirender General sich immer so nah als

möglich bei seinen Truppen halten soll, um seine Befehle zu geben; folglich im Angesicht der Mauren einer Stadt die er mit Sturm einnehmen will. —

Potemkin hat ferner beträchtliche Veränderungen in dem russischen Militair vorgenommen, über das er nach Willkühr schaltete. Mehrere dieser Veränderungen sind mit vollem Recht getadelt worden, z. B. die Errichtung eines Korps von 40000 Grenadiers, und eines andern von eben so viel Dragonern. Dies ist ein Unsinn; denn die Grenadiers und Dragoner sollen auserlesene Truppen seyn, folglich kann ihre Anzahl sich nicht so hoch belaufen. Wie will man behaupten, daß in einer Armee sich 80000 Mann **auserlesene Truppen** befinden können?

Sobald man also ihre Zahl so sehr vermehrt, so sind es keine auserlesene Leute mehr, und man ist oft gezwungen, sie nicht mehr als solche zu betrachten. Im leztern Türkenkrieg z. B. wurden bei einem beträchtlichen russischen Korps, Grenadiere zu einer Frohnarbeit kommandirt, und als man dem kommandirenden General Vorstellungen dagegen machte, so erkundigte er sich, warum die Ordre so gegeben worden; aber der Offizier des Generalstaabs der sie gegeben, belehrte ihn, daß wenigstens drei Viertel seiner Armee aus auserlesenen Truppen bestünden, und daß er gezwungen sey, sie zum Dienst zu kommandiren, weil der übrigen zu wenig wären.

Nicht zufrieden mit diesem Meisterstük, errichtete Potemkin bald nachher ein Korps von 24 Schwadronen Kavallerie, jede Schwadron zu 150 Mann, welches 4000 Pferde, und gegen 5000 macht, wenn man die Bagage des Generalstaabs dazu rechnet. Wo wollte er nun ein solches Korps hinlegen? dazu kömmt denn noch, daß es unter einen einzigen Obersten stand, und dieser war . . . ein Verwandter des Fürsten. —

Dieser Fürst machte einen ungeheuren Aufwand. Im Jahr 1791 hielt er sich vier bis fünf Monate zu Petersburg auf, und verzehrte in dieser Zeit über zwölfmal hundert tausend Rubel. Der Aufwand für seine Tafel allein, betrug an gewöhnlichen Tagen gegen 800 Rubel; man muß aber wissen, daß seine Lieblingssuppe mit Sterlet allein 300 Rubel kostete; bei alle dem aß er schlecht.

Bei Gelegenheit der Sterletsuppe können wir folgende Anekdote mittheilen. Der Fürst war zu Jassy, und hatte einigen Damen, die ihn überall begleiteten, eine solche Suppe entweder versprochen, oder wollte, vermöge einer Kaprice, die ihm sehr gewöhnlich war, troz aller Schwierigkeiten eine solche haben. Da nun der Koch zu Petersburg war, so mußte ein Major als Kourier dahin abgehen, mit dem Befehl, eine Terrine voll bereiten zu lassen, die er auch fest verpicht eben so zurükbrachte.

Man überlege nun die Kosten die eine solche Kaprice verursachen mußte! Es ist leicht zu glauben, daß der Koch mehr davon machte, als man verlangte, und das Uebrige mit seinen Freunden verzehrte; auch hat sie ihm gewiß besser geschmekt als dem Fürsten, der sie wegen der Entfernung von beinah 2000 Werste nothwendig nicht so frisch erhalten konnte.

Man kann aber auch aus diesem Pröbchen sehen, zu welchen Geschäften sich die Majors in Rußland gebrauchen lassen, und in welcher Achtung sie folglich stehen müssen. —

Die verschwenderische Pracht des Fürsten übersteigt alle Beschreibung. Sehr oft hat er lange vorher alle Kirschen eines im Treibhaus erzogenen Baums erhandelt, und jedes Stük mit fünf Rubel bezahlt. Bei dem Fest das er im Jahr 1791 der Kaiserin gab, erschien eine Schüssel Kirschen auf der Tafel, die um diesen Preis waren bezahlt worden.

Er besaß eine ungeheure Menge Diamanten, die er kaum alle gesehen hatte, und an die er, sobald er sie einmal gekauft, nicht mehr dachte. Eines Tags wurde er ihrer überdrüßig, und ließ sie alle verkaufen; einige Zeit nachher bekam er wieder Lust dazu, und ließ sie überall und um jeden Preis aufkaufen.

Ohne eben so mächtig wie Biron und Menzikof zu seyn, welchen beiden nichts als der kaiserliche Titel fehlte, hat Potemkin ganz Rußland

zu seinen Füßen gesehen, vorzüglich aber das Militair, das er unumschränkt beherrschte. Sein Hof war öfters zahlreicher als derjenige der Kaiserin, und viele russische Großen, denen er an Geburt weit nachstand, und die ihn gerne nach Sibirien geschikt hätten, machten ihn auf die demüthigste Art den Hof; woraus man schließen sollte, daß in diesem Lande die alten Begriffe von Sklaverei noch nicht erloschen sind.

Er selbst merkte, daß sein Reich nicht von langer Dauer seyn würde, und hatte auf dem Fall des Todes der Kaiserin; seine Maaßregeln genommen. Unermeßliche Besizungen die er in Polen angekauft hatte, sollten ihn alsdenn bei veränderter Scene vor allen Widerwärtigkeiten schüzen; denn in Rußland wird derjenige durch ein Wort gestürzt, der durch ein Wort erhoben worden, und alles verläßt in einem Augenblik den Gefallenen, um sich vor dessen Nachfolger nieder zu werfen.

In der Gesellschaft hatte **Potemkin** ein gleichgültiges, aller Dinge überdrüssiges, langweiliges Ansehn; er saß unter zwanzig Damen, wie ein Sultan mitten in seinem Serail, und wenn er zuweilen einer etwas sagte, so waren es einsilbigte Worte, und auch dies geschah nur nach langen Zwischenräumen. Es hätte ihm weiter nichts gefehlt als die lange Pfeife, um vollkommen dem Großherrn vorzustellen, wie man ihn gewöhnlich schildert. Ohnerachtet eine Menge

Fürsten in Rußland sind, die ihn an Rang der Geburt weit übertrafen, so nannte man ihn allein vorzugsweise den Fürsten.

Man hat angemerkt, daß binnen vierzehn Jahren gar kein Avancement in der Kavallerie vorfiel. Die Ursache war, weil der Feld-Marschall **Romanzoff**, der die ganze Kavallerie kommandirt, mit **Potemkin** nicht im besten Vernehmen stand, welcher leztere über alle Avancements in der ganzen Armee disponirte, ob er gleich eigentlich blos über die Infanterie zu befehlen hatte. —

Man behauptet in Petersburg, daß seine drei Feldzüge gegen die Türken weit mehr kosten, als der ganze Krieg von 1769 unter dem Feld-Marschall **Romanzoff** gekostet hat, der doch doppelt so lang dauerte, wo die Magazine immer angefüllt waren, und die Armee an nichts Mangel litt, während daß bei **Potemkin** immer alles fehlte. Ein Beweis davon ist der Sturm von Oczakof, zu dem man durch Noth und Hunger gezwungen wurde; weil die Soldaten nichts mehr zu essen, und die Pferde kein Futter mehr hatten. Die ganze Armee wäre zu Grunde gegangen, wenn der Ort nicht erobert worden.

Dieser Fürst hatte einen sehr merklichen Fehler am Auge. Eines Tages schikte man einen schielen Obersten mit einem Rapport an ihn ab, welches ohne Absicht geschehen seyn konnte; allein er nahm die Sache so übel, daß er seine Wuth

auf die lächerlichste, kindischste Art ausließ. Folgende Anekdote haben wir gleichfalls in Petersburg hierüber erfahren, wollen sie aber nicht verbürgen.

Potemkin soll vor ohngefähr fünf und zwanzig Jahren, von dem Grafen Alexis Orlof einen derben Faustschlag (andere behaupten einen Schlag mit dem Billardqueue) ins Gesicht erhalten haben, wodurch er auf dem einen Auge schiel wurde. Er wurde noch oben drein vom Hof verwiesen, und sah ein ganzes Jahr keinen Menschen, nicht einmal das Tageslicht, das er gar nicht ertragen konnte. Binnen dieser Zeit fiel es ihm ein, Mönch zu werden, nachdem er sich aber besser besonnen, soll er folgendes Billet an die Kaiserin geschrieben haben, die ihm vorher schon einige Beweise ihrer Gewogenheit gegeben hatte.

„Meine liebe Mutter; ich bitte Dich, schik mir etwas Konfekt, damit ich mir die Zeit vertreiben kann; denn hier giebt es keines, und ich habe viele Langeweile.„ —

Die Kaiserin meldete ihm, daß er zurükkommen könne; er erschien wieder bei Hof, und mächtiger als jemals. Während seiner Ungnade soll er oft gesagt haben, daß er einst noch Herr von Rußland werden würde; und seine Prophezeihung ist größtentheils eingetroffen.

Er behandelte diejenigen die ihm den Hof machten, mit vielem Uebermuth; doch wußte er immer, wen er vor sich hatte, und wer ihm ein-

mal eine Lektion gegeben, konnte die zweite sparen. Nicht selten hat er russische Generale beim Kragen gefaßt, und zur Thüre hinausgeworfen; aber gegen Ausländer war er äußerst höflich, selbst gegen solche die als Subalterne in seiner Armee dienten.

Er hatte russische Generalmajors um sich, die im eigentlichsten Sinn das Geschäft der Kammerdiener verrichteten; freilich verloren sie dadurch nichts in ihren Avancement, nur ist die Frage, ob sie sich dessen rühmen können. Eine zu Petersburg sehr bekannte Dame *), deren Mann am Hof ist, sagte ganz öffentlich im Jahr 1791, daß sie mit dem Fürsten abreisen würde, der ihr ein Guth von 2,000 Rubel Einkünfte geschenkt hätte, dafür, daß sie den Sommer zu Jassy mit ihm zubringen sollte.

Seine Sucht war, die kostbarsten Sachen in jeder Gattung zu besizen. So hatte er zum Beispiel zehn bis zwölf Violinen von ungeheurem Preis, worunter eine war, die ihn 6,000 Rubel gekostet; dennoch hat er nie Violine gespielt, und die Ratten und Mäuse zernagten diese Instrumente, die er nach dem Kauf nicht wieder angesehen hatte.

Jemand sprach mit ihm von einer Bibliothek; Potemkin behauptete, er besäße die schönste, die man haben könnte; zugleich schloß er einen Schrank auf, welcher ganz mit Büchern angefüllt

*) Die Gräfin Braniczka, nachherige Erbin des Fürsten.

war; allein bei näherer Untersuchung waren es lauter hohle Bände, die mit Bank-Noten und Rollen mit Imperials und Dukaten angefüllt waren

Oben haben wir gesagt, daß er hart gegen die Offiziers war, und dies ist sehr richtig; dagegen war er so gelind gegen die Soldaten, daß er alle Disciplin unter ihnen aufhob, daher er von den leztern angebetet, und von den ersten verwünscht wurde. Man will behaupten, daß seine Absicht dabei gewesen, die Zwietracht zwischen den Offiziers und den Soldaten, besonders unter den Garde-Regimentern zu unterhalten; weil in Rußland die Revolutionen nur durch die Soldaten bewirkt werden, folglich wollte er einen solchen Geist bei ihnen unterhalten, damit im Nothfall die Offiziere in einem Augenblik auf die Seite geschaft wurden.

So stunden die Sachen bei Potemkins Tod. Unter die seltsamen Projekte deren man ihn beschuldigte, gehört auch dieses, daß er seine Gewalt über die Armee dazu benuzen wolle, um nach dem Tode der Kaiserin, den Grosfürsten und dessen Söhne vom Thron auszuschließen, und die älteste der jungen Grosfürstinnen krönen zu lassen, die er nachher geheirathet, oder wenigstens unter ihrem Namen regiert haben würde. Die Emsigkeit, mit welcher er jedes Wort der jungen Prinzessin auffieng, und die Lobsprüche, die er ihr bei der Kaiserin beständig ertheilte, haben viel-

leicht zu diesem sonderbaren Gedanken Gelegenheit gegeben.

Andere behaupten, sein Plan wäre gewesen, Hospodar der Moldau zu werden. Diese Meinung ist wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich; denn er hatte sich die Zueignung des ganzen Adels dieses Landes erworben, und schmeichelte dem geringsten Bojaren; man konnte also vermuthen, daß sie ihm ihre Stimme nicht versagen würden. Wahrscheinlich hätte auch die Kaiserin seine Ansprüche unterstüzt, weil sie nach seinem Tode die Moldau bekommen hätte, so wie sie die Krimm erhalten hat.

Man erzählte uns, daß Potemkin eines Tags auf dem Einfall kam, seine Diamanten wiegen zu lassen. Das Gewicht derselben betrug mehrere Pfunde, und die merkwürdigsten Stüke darunter waren: ein paar Achselbänder von Brillanten 850,000 Rubel werth; ein paar andere von farbigten Diamanten, von 300,000 Rubel an Werth; vollkommen reine Rubine, 35 bis 36 Karat schwer, deren Werth nicht zu schäzen; das Portrait der Kaiserin an einer Kette von gelben und schwarzen Diamanten; die Kette des Georgen-Ordens nachahmend u. dergl. mehr. Oft belustigte er sich, sie aus einer Hand in die andere zu schütten, und damit gleich den Kindern zu spielen. Zuweilen spazierte er stundenlang in seinen Zimmern auf und ab, und zerbiß sich die Nägel, ohne ein Wort zu sprechen, obgleich oft zwanzig Personen gegen-

wärtig waren. Man hat ihn beschuldigt, daß er sich mit Kindereien und Kleinigkeiten beschäftigte, und dies hat viel Wahrheit; aber dennoch hatte er auch große Ideen, und sein Tod war ein wahrer Verlust für die Kaiserin.

Er war tapfer aus Ueberlegung. Er wußte, daß man seinen persönlichen Muth bezweifelte, und gieng deswegen, während der Belagerung von Oczakof mit der größten Kaltblütigkeit, unter den Kanonen der Stadt spazieren. Einem Generalmajor neben ihm, wurde ein Bein entzweigeschossen, er stürzte und schrie laut; der Fürst fuhr herum und sagte zu ihm, warum schreist du? — Der Verwundete schwieg im Augenblik, und starb den folgenden Tag.

Potemkin wußte um alle Plane und geheimen Entwürfe der Kaiserin, die ihn um so mehr bedauren mußte, da sie ihn in einem Zeitpunkt verlor, wo sie in niemand anders Vertrauen sezte, und bereits zu alt war, um einen neuen Vertrauten zu bilden, wozu mehrere Jahre erfordert werden. Potemkin dirigirte alles was die Armee betraf. Freilich gieng deswegen nicht alles gut, aber es gieng doch, und mehr verlangte die Kaiserin nicht.

In seinem Lager fehlte es oft an Lebensmitteln, an Futter, mit einem Wort an allem, und Hospitäler waren beinah gar nicht vorhanden; aber alles dies geschah in einer Entfernung von dritthalbhundert Meilen von der Hauptstadt; die

Kaiserin konnte die Klagen und das Seufzen ihrer Unterthanen nicht hören, und fand es leichter sich in allem auf den Fürsten zu verlassen, als Mißbräuchen zu steuren, die vielleicht wegen der Menge Personen die ihren Vortheil darunter hatten, schwer auszurotten gewesen wären.

Dieselbe Unordnung und Verwirrung die in seinem Lager herrschte, fand man auch in seinem Pallast. Wir selbst sind oft eine ganze Reihe Zimmer durchgegangen, ohne daß nur ein Bedienter sich zeigte, zu fragen was wir wollten! Es fehlte zuweilen bei ihm an Brod und Wasser; dafür fand man immer Pastetchen und Champagnerwein.

Der Fürst kannte sein Land und seine Landsleute vollkommen, und betrug sich mit einem jungen französischen Offizier ganz anders, als mit einem russischen General. Den ersten ließ er neben sich auf dem Sopha sizen, während der andern unter der Thüre, mit dem Huth in der Hand stehen bleiben mußte. Gewissermaaßen hatte er Recht; denn diejenigen welche die Erniedrigung einer solchen Behandlung innerlich fühlen, und sie dennoch ertragen, verdienen keine andere.

Blos durch eigene Beobachtung lernte er den Charakter der verschiedenen Nationen kennen, denn er war nie aus Rußland gekommen; aber das Größte was man zu seinem Lobe sagen kann, besteht darin, daß nachdem er aufgehört Günstling zu seyn, er weder in Ungnade noch Vergessenheit

fiel, vielmehr lange Jahre hindurch bis an seinen Tod eine unumschränkte Gewalt behauptet hat. Selbst seine Nachfolger in der Gunst der Monarchin, kamen ihm darin nie gleich. Man rühmt ferner an ihm, daß er seine Freunde immer beschüzt, und seine Feinde wenigstens nicht zu stürzen gesucht; allein dies leztere ist sehr zweifelhaft, und konnte durch Thatsachen wiederlegt werden, die einen starken Schatten auf seinen Charakter zurükwerfen.

Im Jahr 1787 ließ er sich die Biographieen Plutarchs vorlesen, als er an das Leben des Agesilaus und dessen Eroberungen kam, befahl er dem Vorleser inne zu halten, und frug nach einer Pause: „Glaubst du wohl, daß ich noch einmal nach Konstantinopel kommen kann? — Der Vorleser erwiederte, daß wenn es Se. Majestät wollten, er keine Unmöglichkeit sähe, warum der Fürst nicht dahin kommen könnte. — Gut, sagte der Fürst, wenn mir aber jemand behaupten wollte, ich könne nicht dahin kommen, so wäre ich im Stand mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen.„ —

Man behauptet, daß er Frankreich von den Türken abwendig, und auf russische Seite gebracht habe, welches, wenn es wahr ist, viel Klugheit und List auf einer Seite, und destoweniger auf der unsrigen verriethe. Die Nachricht von der französischen Revolution brachte ihn ganz aus aller Fassung, und man hat ihn überrascht, daß er

mit sich allein sprach, und unzusammenhängende Worte vorbrachte. Er soll es nemlich in Paris dahin gebracht haben, daß wenn irgend eine Macht den Türken beistehen wollte, Frankreich ihr den Krieg erklären würde, und wenn dies wahr ist, so mußte es ihn sehr verdrießen, dies Reich nun außer Stand zu sehen, Rußland einige Hülfe zu leisten.

Potemkin hatte eine Menge Schulden hinterlassen, aber auch drei bis viermal mehr Vermögen, sie zu bezahlen, wenn sonst nur seine Gläubiger es dahin bringen können, bezahlt zu werden.

Dieser von dem Glük gleichsam verfolgte, und mit allen seinen Wohlthaten überhäufte, mächtige Mann, ist auf freiem Feld unter einem Baum gestorben, wobei man wohl ausrufen möchte: **Alles ist eitel; nichts als Eitelkeit.** — Da er nie verheirathet gewesen, so erbten ihn seine Nieçen; seine Diamanten aber kehrten zu der Quelle zurük, wo sie hergekommen waren. —

Es ist ausgemacht bekannt, daß der Fürst als er Petersburg im Jahr 1791 verließ, eine geheime Ahndung hatte, daß er nicht wieder zurükkommen würde; er selbst hat es einigemal wiederholt. Seine Lebensart, die in keinem Stüke regelmäßig war, trug sehr vieles bei, seinen Tod zu beschleunigen; er starb im zwei und funfzigsten Jahre, ohnerachtet ihm seine Konstitution noch

eine lange Reihe von Jahren versprach; allein er hat alle seine Kräfte zusehr mißbraucht.

Die **Minister** sind eigentlich zu reden, die Chefs der verschiedenen Departements oder Kollegien, und wir erwähnen hier blos derjenigen, die bei dem Fach der auswärtigen Geschäfte angestellt sind.

Der erste ist der Vicekanzler (weil die Kanzlerstelle nicht besezt ist) Graf O** welcher als erster Minister betrachtet werden kann. Sein Vater und Großvater haben dieselbe Stelle bekleidet, und derjenige der sie unter der Regierung der Kaiserin **Anna** begleitete, wurde in die Ungnade des Marschalls **Münich** mit verwikelt, die er aber nicht so standhaft ertrug als lezterer.

Der zweite ist Herr von **Besborodkow**, ein äußerst arbeitsamer Mann, dessen Glük in andern Ländern doch wohl nicht so hoch gestiegen wäre. Vor zwanzig Jahren war er Sekretair des Feldmarschalls **Romanzow**, und sein wahres Talent besteht darin, daß er seine Sprache vollkommen in der Gewalt hat, und einen sehr reinen Styl führt, welches unter den Russen etwas seltenes, und wodurch mehrere ihr Glük gemacht haben.

Die Kaiserin hat viel Vertrauen auf Herrn von **Besborodkow**, und übertrug ihm nach **Potemkins** Tod, die Endigung der von leztern angefangenen Friedensunterhandlungen. Schon damals sprach man davon, daß er seine Stellen niederlegen würde, ohnerachtet er noch in den besten

Jahren ist, und lange dienen kann. Ein ansehnliches Vermögen, Geschmak an Vergnügen, und Hang zur Freiheit und Unabhängigkeit, alles ließ vermuthen, daß er einer gegen ihn gerichteten mächtigen Kabale freiwillig aus dem Weg treten, und sich nach Moskau begeben würde, um dort seinen Reichthum in Ruhe zu genießen. Bis jezt ist dies doch nicht erfolgt.

Der Dritte dieses Kollegiums ist Herr von M** der für den listigsten unter seinen Kollegen gehalten wird. Für einen gebornen Russen hat er viel Kenntnisse, auch wird er gewiß zu den höchsten Stellen gelangen, und sie sehr gut verwalten, vorausgesezt daß er blos seine Landsleute zu Konkurrenten hat. —

Der Artikel der **Günstlinge** behauptet in der russischen Geschichte einen zu wichtigen Plaz, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten.

Seit dem Jahr 1730 wird Rußland durch Frauenzimmer regiert, denn die Regierung **Peters des III.** war zu kurz, um den Russen einen Begriff von einer andern Regierungsform zu geben. Man pflegt sonst zu sagen, daß unter den Königen die Weiber, und unter den Königinnen die Männer zu herrschen pflegen; der Saz hat im Allgemeinen seine Richtigkeit, doch haben die Regierungen von **Heinrich dem IV; Gustav dem III.** und **Katharine der II.** bewiesen, daß

Män-

Männer und Weiber, ohne weitere Beihülfe großer Dinge fähig sind.

Seit siebzig Jahren haben die Monarchinnen von Rußland öffentlich anerkannte Günstlinge gehabt, und diese durch eine Reihe von Jahren befestigte, und von vier Kaiserinnen befolgte Gewohnheit, ist gleichsam zu einem Staatsgrundgesez geworden; und das Alter der jezigen Beherrscherin läßt vermuthen, daß sie den ihrigen nur noch der Gewohnheit oder der Etikette wegen beibehält.

Da die Regierung der jezigen Kaiserin weit länger gedauert als die der vorigen, so muß natürlich die Liste ihrer Günstlinge auch beträchtlicher seyn, wovon einige noch leben, mehrere aber gestorben sind. Monarchen sind Menschen, folglich denselben Launen und Leidenschaften unterworfen wie alle übrigen, und Katharina besonders hat Widerwärtigkeiten erlebt, über die sie ihr Stand hätte erheben sollen; sie ist von ihren Lieblingen nicht selten verlassen, und andern aufgeopfert worden, wovon wir hier unten nur ein Beispiel anführen wollen.

Einige ihrer in Ungnade gefallenen Günstlinge haben sogar die Unbesonnenheit so weit getrieben, daß sie sich öffentlich über die Person der Kaiserin lustig gemacht, und gewisse Heimlichkeiten offenbart haben, die ein Weib nicht leicht verzeiht. Wir müssen indessen zur Ehre der Kaiserin

gestehen, daß sie sich nie an solchen Personen gerächt hat, und daß sie keinen ihre Wohlthaten entzogen so sehr man sie auch beleidigt haben mogte. — Nun zur Anekdote.

Mamonoff war der lezte Günstling vor dem jezigen. Einst als die Kaiserin nach ihm frug, erwiederte ein Kammerdiener, der ihm nicht günstig war, daß er mit der Fürstin Scherbatow in einem Pavillon des Gartens wäre. Die Neugierde etwas zu erfahren, was sie sich immer hätte verbergen wollen, trieb die Kaiserin an, sich in den Pavillon zu verfügen, wo sie beide in einer Lage überrascht, die keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Sie trat hervor, und Mamonoff stürzte beschämt zu ihren Füßen. Die Kaiserin behielt so viel Fassung, daß sie ihn kalt zurükstieß indem sie sagte: **weil ihr euch denn beide liebt; so sollt ihr morgen miteinander verheirathet werden.** Dies geschah wie man leicht denken kann, und das nachherige Betragen der Frau von Mamonoff gab vielleicht ihrem Gemahl Ursache zu bedauren, was ihm ihr Besiz gekostet hatte. Jezt wohnt er zu Moskau, so wie alle Günstlinge die nicht durch Hof-Chargen in Petersburg zurükgehalten werden; er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, und unter vielen Günstlingen einer der helldenkendsten und geistvollsten.

Als die Kaiserin nach diesem Auftritt in den Pallast zurükkam, beschloß sie augenbliklich die

Stelle des Undankbaren zu ersezen, und erkundigte sich, nach dem Offizier der die Wache hatte. Man nannte ihn den Grafen Souboff; er wurde gerufen, hatte das Glück zu gefallen, wurde im Augenblik zum Günstling erhoben, und zum Generaladjutant Sr. Majestät ernannt; welcher Grad ihm die Freiheit ertheilt immer um die Kaiserin zu seyn, und sie überall zu begleiten.

Zwei Stunden nachher fuhr er mit der Majestät schon spazieren, und man will wissen, daß er noch einigen Puder auf dem Arm der Kaiserin bemerkt, den Mamonoff darauf gebracht, als er sich vor ihr niedergeworfen, und sie darauf aufmerksam machte. Sie wischte den Puder kalt weg, und sagte: mag von dem Undankbaren keine Spur mehr übrig bleiben! —

Die Art wie der jezige Günstling Souboff gewählt worden, ist nicht die gewöhnliche, wie man vielleicht denken könnte, sondern dies geschieht folgendermaßen

Die Kaiserin speist bei einer ihrer vertrautesten Freundinnen, und diese ladet denjenigen ein, auf den Se. Majestät ihre Augen geworfen. Sie unterhält sich mit ihm, erforscht ihn, und sucht die Wendung seines Geistes und Charakters zu erkennen, worauf sie ihrer Freundin ihre Meinung über seine Person mittheilt.

Findet sie ihn nicht nach ihrem Geschmak, so wird ihm weiter nichts gesagt, und man entläßt

ihn, wie er gekommen ist. Gefällt er aber, so eröfnet ihm die Vertraute sein Glük, unterrichtet ihn, und bestimmt ihm eine Stunde, wo er in einem Zimmer der Kaiserin erscheinen, und ihren Willen zu vernehmen hat. Was alsdenn weiter vorfällt, gehört nicht hieher. —

Sobald ein neuer Günstling seinen Posten angetreten, erhält er eine Sammlung von Medaillen und Büchern, die sich auf die Geschichte von Rußland beziehen. Damit muß er sich ernstlich beschäftigen, wenn er es bis dahin noch nicht gethan; denn die Unterhaltung Sr. Majestät betrift größtentheils diesen Gegenstand. Zuweilen geschieht es aber auch, daß er schon wieder in Ungnade fällt bevor er Zeit gehabt, sich damit bekannt zu machen.

Gleich bei seinem Antritt erhält er 100,000 Rubel zu seiner Garderobe; da er nun größtentheils in Uniform geht, so ist dies ein bloßes Präsent. Ferner hält man ihm täglich eine Tafel von vier und zwanzig Gedeken, Mittags und Abends, und er bezieht die Zimmer im Entresol, unter denjenigen der Kaiserin, mit denen sie durch eine verborgene Treppe zusammenhängen.

Der jährliche Aufwand eines solchen Günstlings wird auf eine Million Livres geschäzt, allein die Gnadenbezeigungen, die ein solcher für seine Familie und Freunde erhalten kann, sind nicht zu berechnen. Der jezige Souboff hat für seinen Vater eine Stelle im Senat erhalten, wobei ein

etwas wenig gewissenhafter Mann (und in diesem Ruf steht der Alte) ungeheure Schäze sammeln kann; sein jüngerer Bruder wurde in seinem zwei und zwanzigsten Jahre zum Brigadier und Major der Garde erhoben.

Man behauptet sogar, daß lezterer seiner Person selbst, eben so sehr als der Gunst seines ältern Bruders seine Erhöhung zu danken habe; daß ihn die Kaiserin gut leiden könne; sich gerne mit ihm unterhalte, und daß sogar sein Bruder ihm die Fortdauer der Gunst der Monarchin zu verdanken habe.

Beide **Souboffs**, (**Platon** und **Valerian**) sollen ein paar gute Leute seyn; die aber blos in Gesellschaften ihrer Art passen. Im Publikum betrachtet man sie als ganz unbedeutende Menschen, aus denen blos die Gunst der Monarchin etwas machen konnte. Der jüngere bringt seine Zeit bei Mädchen zu, an jedem andern Ort ist er nicht an seiner Stelle, und wenn er von ohngefähr in gute Gesellschaft geräth, so ist er zerstreut, unaufmerksam, spricht wenig, und schläft endlich gar ein.

Unter allen Günstlingen **Katharinens** wurde keiner so sehr von ihr geliebt als **Landskoi**, selbst **Orlof** nicht ausgenommen. Er war der Vorgänger von **Mamonoff**, und ist in den Armen der Kaiserin gestorben. Ihr Schmerz bei seinem Tode, und das Monument, das sie ihm zu Tzarskoselo

sezen liess, zeugen laut von ihren Empfindungen für ihn.

Der jezige Günstling ist der erste, der einen beinah unbegränzten Kredit besizt, und eine gewissermaßen unerklärliche Gewalt über die Kaiserin hat; Vielleicht liegt der Grund davon in dem hohen Alter der Monarchin, und der diesem Alter natürlichen Indolenz. Vorher hatte kein Günstling einen öffentlichen Einfluß in die Staatsgeschäfte, und die allgemeine Meinung behauptet, es wäre besser gewesen, wenn man Souboff einen Nachfolger gegeben hätte.

Die Rolle welche die Fürstin Daschkof bei der Revolution von 1762 gespielt, und das Vertrauen der Kaiserin, haben ihr einen Ruf erworben, weswegen wir sie hier nicht mit Stillschweigen übergehen können. Man kann aber von ihr behaupten, daß sie ihren Ruf überlebt hat; sie ist nicht mehr Katharinens Vertraute, und wir haben ihrer nie anders als einer ausserordentlichen Person, weiter aber nichts, erwähnen hören. Die folgende Anekdote die wir gebeten worden, diesem Werke einzurüken, wird den Leser überzeugen, in wie fern sie den Namen einer ausserordentlichen Person verdient.

Den 7 Januar 1790 schlug die Fürstin Daschkof der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, den Grafen Gregor Rasoumowski, der durch seine Naturgeschichte des Jorat, und andere naturhistorische Schriften bereits bekannt

ist, zum Mitglied vor. Die ganze Versammlung gab dieser Wahl einstimmigen Beifall, und der Graf Gregor wurde aufgenommen.

Dem zufolge wurde dem Grafen das Diplom als Mitglied ausgefertigt, und die Fürstin übernahm die Mühe es ihm nach Lausanne zu übersenden. Diesen Diplom fügte sie aber zugleich ein Paquet Bücher von 600 Rubel an Werth bei, (wovon der Graf kein einziges verlangt hatte) bat ihn, sie ihr zu bezahlen, mit dem Zusaz, daß da er häufige Reisen mache, er diese Bücher leicht hie und da absezen könne.

Der Graf Gregor der gar keinen Beruf fühlte den Bücher Trödler zu machen, war so frei Sr Erlaucht das ungeheure Paquet gerade wieder zurükzuschiken; allein die Fürstin beharrte auf ihrem Sinn, und schikte dasselbe dem Grafen zurük, mit der Erklärung, daß das akademische Diplom unter der Bedingung ausgefertigt worden, daß er die Bücher annehmen, und sie bezahlen müsse.

Der litterarische Ruf des Grafen ist bereits zu sehr gegründet, als daß er nöthig hatte, eine an sich ehrenvolle Stelle, mit einem Bücherankauf von 600 Rubel zu bezahlen; er sandte also zum leztenmal der Fürstin das Paquet sowohl als das Diplom zurük, mit dem Bedeuten, daß er lezteres unter solchen Bedingungen nicht annehmen könne.

Niemand als die Fürstin konnte ihm diesen Schritt übel auslegen, man höre nun was erfolgte.

Montags den 18 Februar 1790 erschien der beständige Sekretair Herr Euler, und erklärte, daß er von der Fürstin den Auftrag habe, folgendes in das Protokoll der Akademie einrüken zu lassen.

„Es ist dem Sekretair Euler von Seiten des „Grafen Gregor Rasoumowski das akademi„sche Diplom, nebst einen Brief an ihn, und ei„nen andern für Se. Erlaucht die Fürstin Dasch„kof (den sie aber der Akademie mitzutheilen nicht „für gut fand) eingehändigt worden.

„Die Gesinnungen die der Graf darin über „sein Vaterland äussert, beweisen hinlänglich, „daß die Zurüksendung des von ihm so sehr ge„wünschten Diploms, so wie sein Entschluß im „Ausland zu leben, von einer unglücklichen „Gemüths- und Geistesstimmung herrührt, die „seiner Familie von jeher vielen Kummer verur„sacht hat.

„Dieser wegen glauben Se. Erlaucht die Für„stin, daß die Akademie großmüthigerweise einen „unbesonnenen Schritt verzeihen könne, der ihr „keineswegs zur Schande gereicht, sondern nur „seinem Urheber nachtheilig ist, welcher gewiß „sein Diplom mehr bedauren wird, als die Aka„demie den Verlust eines solchen Mitglieds zu be„dauren Ursache hat„! —

Hier sieht man also einen allgemein geschäzten Gelehrten, den die Akademie einstimmig zu ihrem Mitglied erklärt hat, in einem Augenblik

verrükt werden, weil er es nicht für nöthig gehalten sich übertölpeln zu lassen, und für 600 Rubel Bücher zu kaufen, die er nicht brauchen konnte!

Da aber diese **Verrükung** nach dem eigenen Geständniß der Frau Fürstin den 7 Januar noch nicht statt gefunden, weil sie ihn sonst doch wohl nicht der Akademie vorgeschlagen haben würde, so vermuthen wir, daß es sie sehr verdrossen, die 600 Rubel nicht zu erhalten, auf die sie gerechnet hatte, welches zwar wenig Delikatesse, aber desto mehr Sorge für den Nuzen der Akademie verräth; denn wir können uns doch kaum überreden, daß Se. Erlaucht blos für ihren Beutel gearbeitet haben.

Wenn indessen jene **unglükliche Gemüthsstimmung** des Grafen **Gregor** jedermann, und seit langer Zeit bekannt war, wie es die folgenden Worte verstehen zu geben scheinen, so ist es uns wohl erlaubt zu fragen, **wer von beiden der größte Narr ist**, derjenige der einer Akademie vorgeschlagen wird, oder diejenige die ihn vorschlägt? Allein wir sind weit entfernt einen so unstatthaften Gedanken Raum zu geben.

Ohne den Grafen **Gregor** persönlich zu kennen, wollten wir doch Sr. Erlaucht der Fürstin **Daschkof** verbürgen, daß wenn er je den Verlust seines Diploms bereut, es blos deswegen geschieht, weil er nun die Ehre entbehren muß, unter einem **so ruhmwürdigen Direktor der Akademie** zu

stehen, dessen Kenntnisse und Uneigennützigkeit so anerkannt sind; der durch eine Art von Zauberkraft, den Glanz der Wissenschaften mit den Vortheilen des Handels zu verbinden weiß, und dessen Geist mit allen geselligen Tugenden und mit einer Selbstverständigkeit des Charakters gepaart ist, die so sehr schäzbar sind, und doch so selten gefunden werden.

Wir beschließen diese Anekdote mit dem Auszug eines Briefs, den der Graf Gregor an ein Mitglied der Akademie geschrieben, und den wir nach dem Original kopirt haben. Man wird daraus sehen, daß der Graf blos darin fehlte, daß er die Sache ein wenig zu empfindlich nahm; denn am Ende konnte er ja leicht seine Bibliothek vermehren, und erhielt noch obendrein ein akademisches Diplom, was man doch nicht alle Tage erhalten kann. —

Lausanne, am 12ten May 1790.

„Bei meiner Ankunft allhier, vernehme ich, „mein Herr, daß meine Briefe an die Fürstin „Daschkof und an Herrn Sekretair Euler, so „wie auch die Zurüksendung des Diploms, das mir „die Fürstin ausfertigen lassen, sehr ungünstig aus„gelegt worden, als wenn ich dadurch die Akademie „hätte beleidigen wollen.„

„Sie, mein Herr, der Sie von meinen Ge„sinnungen gegen diese schäzbare Gesellschaft über„zeugt sind, werden die Güte haben, wenn Sie

„es für nöthig finden, mich nicht sowohl zu recht„fertigen, (denn ich glaube keiner Rechtfertigung „zu bedürfen) sondern mich blos bei den Mitglie„dern zu entschuldigen, indem Sie ihnen die Wahr„heit eröffnen, daß ich in dieser ganzen Sache blos „allein die Fürstin meinte, keineswegs aber die „Akademie, welche so glüklich ist, Sie mein Herr, „unter ihre Mitglieder zu zählen, und gegen die „ich alle gebührende Hochachtung habe.„

„Ich würde mich noch jezt durch ein Diplom „sehr geehrt fühlen, wenn es mir nach der vorge„schriebenen Form von der Akademie selbst er„theilt würde, und werde ein solches zu jeder Zeit „mit der hochachtungsvollsten Erkenntlichkeit an„nehmen.„

„Da aber das Diplom so ich erhalten, mir „von der Fürstin übersandt worden, und mit lästi„gen Bedingungen begleitet war, so glaubte ich, „ohne jemand zu beleidigen, Sr. Erlaucht das „kostbare Geschenk das Sie mir zugedacht hatten, „zurükgeben zu können, weil ich es weder bezahlen „konnte noch wollte. Ich besize noch die Abschrif„ten der beiden Briefe, mit denen ich das Diplom „begleitete, sie bestätigen das, was ich hier sage, „und wenn es die Akademie wünscht, so kann ich „Ihnen Kopieen davon übersenden.„

Siebentes Kapitel.

Ueber die Regierungen Elisabeths; Peters des Dritten und Katharinen der Zweiten.

Elisabeth eine Tochter Peters des Ersten und Katharinens war im Jahr 1709 gebohren, und bestieg den russischen Thron durch Usurpation, indem sie mit Hülfe von dreihundert Soldaten der Garde, den jungen Kaiser Iwan den III. nebst der Regentin Anna und ihrem Gemahl aufheben ließ, und sich der höchsten Gewalt bemächtigte.

Der unglükliche funfzehn Monath alte Iwan wurde hierauf aus einer Festung in die andere gestekt, und endlich nach Schlüsselburg gebracht. Im Jahr 1764 unternahm ein gewisser Mirowitsch einen Versuch ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und es wäre ihm beinah gelungen; aber die Wache des Prinzen, die vermuthlich geheime Befehle dazu hatte, ihn um keinen Preis auszuliefern, stieß den unglüklichen Iwan nieder, womit denn der Aufruhr gedämpft wurde, weil der Gegenstand derselben nicht mehr war.

Der Marschall Münich, der Graf Ostermann und mehrere andere Großen mußten nach Sibirien, die beiden Eltern Iwans, welche dem Manifest Elisabeths und der Billigkeit gemäß, nach Deutschland zurükgeschikt werden sollten; (indem sie eine geborne Prinzessin von Meklenburg,

und er ein Prinz von Braunschweig war) wurden anfänglich zu Riga eingesperrt, dann zu Dünamünde, und endlich nach Kolmogori bei Archangel gebracht, wo die Prinzessin im Jahr 1746 starb. Die Brüder und Schwestern Iwans halten sich zu Horsens in Jutland auf, und erhalten eine ansehnliche Pension von der Kaiserin.

Elisabeth wollte bald nach ihrer Thronbesteigung den Unzufriedenen allen Stoff zu neuen Unruhen benehmen, und ernannte sich einen Nachfolger in der Person des Herzogs von Holstein Gottorg, einem Sohn ihrer ältern Schwester. Er war im Jahr 1728 gebohren, wurde in der griechischen Religion erzogen, und zum Großfürsten von Rußland gerade den Abend vor dem Tag ernannt, wo die schwedischen Gesandten ankamen, um ihm die Krone Schwedens anzubieten, da er aus dem Hause Vasa abstammte. Sein widriges Schiksal zwang ihn diese Krone abzulehnen, und den Scepter von Rußland zu führen.

Im Jahr 1743 erhob sich eine Parthei welche den jungen Iwan auf den Thron sezen wollte; die Sache wurde entdekt, und die Theilhaber, worunter viele vornehme Personen waren, zum Tode verurtheilt. Die gnädige Elisabeth hatte ein Gelübde gethan, niemand mit dem Tode zu bestrafen, und hielt Wort; das Urtheil wurde in eine Verweisung nach Sibirien gemildert, wo sie vermöge der Gnade der Kaiserin in Kummer und Elend starben.

Eben so milde und gnädig verfuhr Elisabeth mit den beiden Gräfinnen Lapouchin und Bestuschef; das Leben wurde ihnen geschenkt, dafür aber bekamen sie die Knut bis auf den Tod, und die Zunge wurde ihnen aus dem Halse geschnitten. Demohngeachtet erhielt Elisabeth den Beinamen die Gnädige. Gleichzeitige Personen behaupten, daß die Eifersucht großen Antheil an der grausamen Behandlung der Gräfin Lapouchin gehabt, sie war die schönste Dame am russischen Hof; Elisabeth wollte es aber seyn, und man weiß, daß die Eifersucht in dem Herzen eines Weibes, das alle Mittel zur Rache in Händen hat, keine Gränzen kennt.

Peter von Holstein der seit einigen Jahren zum Großfürst von Rußland war ernannt worden heirathete im Jahr 1745 eine Prinzessin von Anhalt Zerbst. Die nachher unter den Namen Katharina II. den Thron bestieg. —

Bald nachher gab Elisabeth einen neuen Beweis ihrer gnädigen Gesinnungen. Der Graf Lestoc ursprünglich ein Chirurgus, besaß das innigste Vertrauen der Kaiserin vor ihrer Thronbesteigung, er hatte sogar Vieles zu ihrer Erhöhung beigetragen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken, ernannte ihn zum Generaldirector aller medizinischen Institute des Reichs, und schickte ihn zulezt auf den Verdacht einer sträflichen Korrespondenz nach Kamtschatka.

Während ihrer Regierung unterwarfen sich mehrere freie Nationen dem russischen Scepter, oder begaben sich unter deßen Schuz. Elisabeth errichtete eine Bank zur Unterstüzung der Handlung, ließ an einem Gesezbuch arbeiten, und nahm Künste und Wissenschaften in Schuz.

In den lezten Jahren dieser Regierung entstund ein Krieg, der halb Europa verwüstete, und an welchem Rußland vermöge seines Bündnißes mit Oesterreich Theil nehmen mußte. Die russischen Armeen bekamen Gelegenheit sich mit den Truppen Friedrichs des Großen zu messen, und bewiesen, daß sie deren nicht unwürdig waren; freilich darf man die Grausamkeiten und die Verwüstungen die sie in dem preussischen Staaten begingen, nicht erwähnen. —

Man behauptet daß Elisabeth die Lorbeern des Siegs mit Thränen benezte, und die Schlachtopfer beweinte die ihr jeder Sieg kostete; wenn dies wahr ist, so könnte man fragen, warum sie sich in einen Krieg mischte, den sie vermeiden konnte, und warum sie den ihr im Jahr 1760 von Friedrich angebotenen Frieden ausschlug? — Aber ihr persönlicher Haß gegen lezten überwog jede andere Rücksicht.

Folgender charakteristische Zug ihrer Herzensgüte verdient gleichfalls hier eine Stelle. Eine Hofdame war bei ihr in ihrem Toilettenzimmer, und konnte vor Schmerzen kaum aufrecht stehen bleiben. Die Kaiserin, die es bemerkte, frug was

ihr fehle?, und erhielt zur Antwort, daß sie stark geschwollene Füße hätte. — Nun, erwiederte Elisabeth, „stüzen Sie sich auf diesem „Tisch, ich will thun als wenn ich Sie nicht „sähe. —„

Ihre Eitelkeit ging so weit, daß sie es nicht verzeihen konnte, wenn eine Dame dasselbe Kleid, oder dieselbe Stikerei trug, die sie gewählt hatte. Eine Dame die noch im Jahr 1792 lebte, wagte es diesen Befehl zu übertreten, und wäre beinah deswegen nach Siberien gereist.

Endlich starb Elisabeth den 5 Januar 1762 im drei und funfzigsten Jahre ihres Alters, gerade da sie entschlossen war, dem Krieg mit der äußersten Anstrengung fortzusezen. Dieser Tod hatte für Friedrich die glücklichsten Folgen. Kurz vor ihrem Tode ließ sie mehrere tausende Gefangene in Freiheit sezen, und erließ dem Volke einige Auflagen. Sie war nie verheirathet gewesen; hatte aber eine Menge Günstlinge, die sie mit Ehrenstellen und Schäzen überhäufte.

Der noch jeztlebende Feldmarschall Ras*** ist ein Beweis von der Freigebigkeit dieser Kaiserin gegen ihre Günstlinge. In einem Alter von fünf und zwanzig Jahren bekleidete er schon die höchsten militärischen Ehrenstellen, und legte den Grund zu dem jezigen großen Glück seiner Familie. Wir geben sehr gerne zu, daß er der Wohlthaten seiner Monarchin vollkommen würdig war, aber

es

es ist bekannt, daß er den Anfang seines Glücks blos allein seinem Bruder, einem Bauer und Sklaven aus der Ukräne zu danken hatte, der durch einem Zufall das Glük gehabt Elisabethen zu gefallen.

Peter der Dritte.

Dieser Fürst bestieg den Thron ohne die geringste Kenntniß der Geschäfte; denn Elisabeth hatte ihn beständig davon entfernt; wir wissen nicht ob diese Politik der russischen Regierungsform eigen ist; indessen scheint es so, ob man gleich den Grund davon nicht einsehen kann.

Peter der Dritte hatte seine Jugend mit Beschäftigungen zugebracht, die der Rolle die er einst übernehmen sollte, keinesweges entsprachen. Seine Gesellschafter waren nicht immer gut gewählt; dieser Umstand, und eine gänzliche Geschäftlosigkeit rissen ihn zur Leidenschaft des unmässigen Trinkens hin, die schon an einem Privatmann sehr tadelnswürdig, bei einem Monarchen aber vollends empörend ist.

Seine meiste Zeit verlebte er zu Oranienbaum, wo er weniger eingeschränkt war, als zu Petersburg; und sein Zeitvertreib bestund darin, daß er ein Korps Soldaten nach preussischer Art exercirte; auch hatte er eine Art Festung angelegt; und da man dies alles für Spielerei hielt, so ließ ihn die Kaiserin machen was er wollte.

Man weiß nicht ob die große Verehrung die Peter der Dritte für Friedrich den Grossen hegte, von seinem Geschmack an der Kriegskunst, oder von dem Glanz der großen Thaten des leztern herrührte; dem sey wie ihm wolle, so war nach dem Tode Elisabeths, des neuen Kaisers erstes Geschäft mit Friedrich Friede zu schließen, und Europa sah mit Erstaunen eine Armee von 20,000 Russen Marien Theresien verlassen, und auf die Seite Friedrichs übergehen.

Nachher nahm Peter mehrere Veränderungen in dem Militär vor, und wollte seine Armee ganz auf preussischem Fuß einrichten. Er veränderte die Uniformen mehrerer Korps, entsagte selbst seiner russischen Uniform, und trug diejenige eines preussischen Generallieutenants noch als regierender Kaiser fort.

Alle diese Neuerungen mußten einem Volke, welches mehr als jedes andere an seinen alten Gebräuchen hängt, sehr mißfallen. Die Russen sahen ungerne das Ende eines Krieges, welcher viele Vortheile versprach, und den Anfang eines andern, dessen Ausgang zweifelhaft, und dessen Zwek blos war, die holsteinischen Staaten der Krone Dännemark zu entreissen. Hätte Peter, der Friedrichen seinen Lehrer und Meister nannte, diesem Muster wirklich nachfolgen wollen, so wäre er wahrscheinlich seinem unglücklichen Schicksal entgangen; denn der König ließ es ihm an weisen

Rathschlägen nicht fehlen, die aber nie befolgt wurden.

Die Unzufriedenheit der Armee wurde durch das Mißvergnügen der Geistlichkeit vermehrt; denn der Kaiser hatte dieser Klasse ihre unermeßlichen Güther eingezogen, und die Bischöffe auf ein reichliches Auskommen heruntergesezt, welches aber im Vergleich mit dem was sie verloren, sehr mäßig ausfiel. Dieser an sich sehr gute Entwurf, wurde aber schlecht gefaßt, und noch schlechter ausgeführt, ohne die Gemüther vorher darauf vorzubereiten.

Das Betragen des Kaisers gegen seine Gemahlin, und seine zu öffentlich bekannte Verbindung mit der Gräfin Woronzoff, brachte die Großen, und hauptsächlich seine Gemahlin noch mehr gegen ihn auf, die, da sie ohnehin nicht viel Gutes von ihm erwarten konnte, sich entschloß ihm zuvorzukommen.

Man behauptete nemlich allgemein, daß Peter willens gewesen, seine Gemahlin in Arrest nehmen, und sie in Schlüsselburg einsperren zu lassen. Dies ist aber nicht erwiesen, ob man gleich das Haus nennt, welches damals in dieser Festung zu diesem Zweke gebaut worden. Dagegen behaupten mehrere Personen, daß dieses Haus für den Prinzen Iwan bestimmt gewesen, weil seine Wohnung sehr unbequem war.

Die Umstände der Revolution wodurch Peter der III, seinen Thron verlor sind bekannt. Man weiß, daß es ihm in dem entscheidenden Augenblik an Standhaftigkeit fehlte, und daß der Feldmarschall Münich alles aufbot, um den zaghaften Geist des Monarchen aufzurichten, und ihm einen gewissen Erfolg versprach. Die kleine Anzahl seiner holsteinischen Garde war bereit, für ihn alles zu wagen, oder mit ihm umzukommen; die russischen Garden waren noch nicht alle gewonnen, und wer weiß, ob nicht die Gegenwart und die Befehle ihres Monarchen einen günstigen Eindruk auf sie gemacht haben würden. Selbst wenn alles unglüklich ausfiel, hatte er noch immer den Ausweg sich zu seiner Armee nach Deutschland zu begeben. Aber Peter mit weinenden Weibern und muthlosen Günstlingen umgeben, wußte nicht mehr was er anfangen sollte; ein Entschluß wurde nach dem andern gefaßt, und wieder verworfen, die kostbaren Augenblike verstrichen ungenüzt, und der Kaiser entschloß sich endlich nach Kronstadt zu gehen, als es schon zu spät war.

Endlich sah er sich gezwungen eine Person in die Gewalt seiner Gemahlin zu liefern, und eine entehrende Schrift zu unterzeichnen, in welcher er sich selbst der Regierung unwürdig bekennt, und auf immer seinen Ansprüchen auf das Reich entsagt. Hierauf wurde er nach dem Schloß Robscha, einige Stunden von Petersburg ge-

bracht, und einige Tage nachher erfolgte sein Tod. —

Dies waren **Peters** Verbrechen, die wir keinesweges zu vermindern suchen, ohnerachtet er etwas zu hart dafür gebüßt hat; dagegen dürfen wir auch seine guten Eigenschaften nicht verschweigen.

Unter die Wohlthaten die er seinem Volk erwiesen, gehören seine Ukasen zur Abschaffung der geheimen Inquisition, und die, so die Befreiung des Adels betrift. Die **gnädige Elisabeth** nemlich hatte ein Tribunal fortdauren lassen, vor welchem der erste des Reichs erscheinen, und auf der Tortur erdichtete Verbrechen gestehen mußte, sobald es einem zum Tode verurtheilten Bösewicht einfiel, ihn anzuklagen. **Peter der Dritte** kassirte dies scheußliche Tribunal, erhielt nicht den Beinahmen des **Gnädigen**, und verlohr seinen Thron.

Sein Gemüth war gut, menschenfreundlich, und wer ihn genau kannte, liebte ihn, wie wir von mehrern gehört haben, die ehemals um seine Person gewesen waren. Er rief alle Verwiesenen zurük, ausgenommen **Bestucheff**. Es war ein seltsamer Kontrast **Biron** und **Münich** in Petersburg zu sehen; der grausame **Biron** wagte kaum die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, daß er den Bliken eines Sohnes, oder eines Bruders begegnen mögte, dessen Vater oder Bruder er hatte hinrichten lassen.

Der Feldmarschall Münich hingegen, ein achtzigjähriger Greis, der zwanzig Jahre in der härtesten Verweisung gelebt, hatte demohngeachtet die Größe seiner Seele behauptet, und erschien überall mit heiterer Miene. An der Spize der Armee, zum Tod verurtheilt, in den Wildnissen Sibiriens, und bei seiner Rükkehr am Hof und im Besiz seiner vorigen Güther war Münich immer derselbe, und behielt stets jene unveränderliche Heiterkeit und Kraft des Charakters bei, deren wenig Menschen fähig sind.

Hätte Peter der Dritte binnen einer sechsmonathlichen Regierung nur die beiden erwähnten Befehle gegeben, so gehört er unter die Zahl der Monarchen, welche Anspruch auf die Dankbarkeit ihres Volkes haben.

Die Freiheit des Adels ist der erste Schritt zur Kultur, der aber Peter dem Ersten entgangen war, da er doch damit sein großes Werk hätte anfangen müssen; aber es scheint nicht als wenn er die Nothwendigkeit davon gefühlt hätte. Die Einziehung der geistlichen Güther hat zwar die Unzufriedenheit des Volkes erregt; aber dieser Schritt war an sich so wenig unrecht, daß die Kaiserin selbst es ganz dabei bewenden lassen, und weit entfernt war, die Geistlichkeit wieder in ihre alten Rechte einzusezen. Das Verhaßte fiel nun nicht mehr auf sie zurük; der Schritt war gethan, und sie wußte ihn mit Klugheit zu benuzen.

Der Tod Peters ist eine jener Begebenheiten, welche vielleicht für immer mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt bleiben. Die Anhänger die er nach seinem Fall noch haben konnte; das Murren des Volks, welches dergleichen Revolutionen ruhig zusieht, nachher aber die Schlachtopfer derselben bedauert; endlich die Schwürigkeit einen Gefangenen von diesem Rang sicher zu behalten; dies sind ohngefähr die Gründe, die zu der Vermuthung Gelegenheit geben konnten, daß seine Tage durch eine sehr mächtige Hand verkürzt worden. Das Betragen der Kaiserin vor dieser Epoche, und dasjenige welches sie seit zwei und dreißig Jahren seitdem beobachtet, ist allein im Stande diese Meinung zu widerlegen.

Unter solchen zweifelhaften Umständen glaubt jeder die Wahrheit entdekt zu haben, jeder giebt seinen Bericht für authentisch aus, und so wollen wir auch den unsrigen mittheilen, ohne uns lange mit der Erzählung aufzuhalten, wie wir dazu gekommen sind.

An dem Todestage Peters des Dritten gegen eilf Uhr des Abends, ließ die Kaiserin ihre Vertraute die Fürstin Daschkof rufen. Diese fand beim Eintritt in das Zimmer, die Kaiserin weinend und in der heftigsten Gemüthsbewegung, und sie gab der Fürstin einen Brief, welcher die Umstände von dem Tode ihres Gemahls enthielt. Ohnerachtet die Politik ihr diese Begebenheit unter einem ihrem Ehrgeiz schmeichelhaften Gesichtspunkt

vorstellen konnte, so behielt doch der Gedanke die Oberhand, daß ganz Europa durch den Schein getäuscht, sie des größten Verbrechens anklagen, daß ihr Ruhm auf immer beflekt, und ihr Andenken der Nachwelt ein Greuel seyn würde. Der Brief enthielt folgenden umständlichen Bericht.

Peter der Dritte hatte noch in seinem Gefängniß die schädliche Gewohnheit des Trinkens beibehalten, wozu vielleicht Kummer, Unwille und Geschäftlosigkeit vieles beitrugen.

Seine Aufseher leisteten ihm oft Gesellschaft. Die Kaiserin glaubte gleich anfangs die Bewachung des entthronten Kaisers keinen gemietheten Händen, sondern Leuten anvertrauen zu müssen, von denen sie gewiß war, daß sie ihr ergeben, und aller Bestechung unzugänglich waren. Die drei Personen die sie zu diesem wichtigen Geschäft bestimmte, waren der Graf Alexis Orlof, Bruder des damaligen Günstlings, Fürsten Gregor Orlofs, und die beiden Brüder Bärätinskoi, wovon der eine jezt Hofmarschall in Petersburg, und der andere russischer Gesandter in Paris war. Alle drei lebten noch im Jahr 1792.

Alle drei waren junge Leute; sie fanden es hart und unerträglich ihre Tage in einer Art Exilium zuzubringen, die sie am Hof oder in der Stadt besser genießen konnten, und Orlof war derjenige der sein Schicksal am ungeduldigsten ertrug.

Eines Tages befand er sich nach der Mahlzeit mit dem Kaiser allein, beide von Wein erhizt, fingen an ihr Schicksal zu verwünschen; der eine bedauerte daß er hier sizen müsse, während er die Vergnügen der Hauptstadt genießen könnte, und der andere beklagte sich mit mehrern Recht über den Verlust seiner Krone. Hieraus entstund ein Wortwechsel, dessen Gegenstände ungewiß und unwichtig sind; so viel ist aber gewiß, daß Orlof sich so viel vergaß, und die Hand gegen den Kaiser aufhob.

Peter konnte, ob er gleich seinen Thron verloren, diese Beschimpfung nicht ertragen, und fiel über Orlof her; der in der Ungewisheit, wie lange eine erst acht Tage alte Revolution dauren könnte, und in Erwägung der Folgen seines unverzeihlichen Fehltritts, wenn Peter wieder die Oberhand erhalten sollte; sich auf der Stelle entschloß, seinen Zweifeln, und den Besorgnissen der Kaiserin, mit einemmal ein Ende zu machen.

Die Gunst in welcher sein Bruder der Fürst Gregor stand, dessen unbegränzte Macht, und die unglaubliche Zuneigung der Kaiserin zu ihm, schienen dem Grafen Alexis nicht nur die Ungestraftheit seines Verbrechens, sondern auch Erkenntlichkeit von Seiten der Kaiserin zu versichern, wenn sie erst die Wichtigkeit des Dienstes den er ihr geleistet, einsehen würde.

Alle diese Gründe, die wahrscheinlich schon vorher überlegt waren, wirkten in diesem kritischen Augenblik so mächtig auf **Orlof**, daß er den Kaiser zur Erde warf, und ihn zu erwürgen suchte. Ohneractet er eine ungemeine Stärke besaß, so konnte er doch nicht allein damit fertig werden; er war aber nun zu weit gegangen, um umzukehren, und sah also kein anderes Mittel, als seine beiden Kammeraden, die Brüder **Bärätinskoi** zu Hülfe zu rufen. Sie kommen; **Orlof** hält dem Kaiser immer fest, erklärt ihnen, so viel es seine Lage und der Augenblik verstattet die Sache, und bürgt ihnen für die Ungestraftheit. Beide lassen sich hinreißen, vereinigen ihre Kräfte mit denen des Grafen, und der unglückliche **Peter** erstikt endlich, nach langer Gegenwehr, unter einem Haufen Matraken. —

Wir wissen wohl, daß dieser Bericht von vielen andern abweicht, welche sämmtlich übereinstimmen, der Kaiserin dieses Verbrechen aufzubürden; allein diese Geschichtschreiber begüngen sich sie zu beschuldigen, ohne Beweise anzuführen; auch wissen wir sehr wohl, daß damals die allgemeine Meinung gegen sie war; allein dies alles beweißt doch weiter nichts, als daß sie vielleicht dazu beigetragen **haben könnte**, indem die Vortheile die für sie aus dieser Begebenheit erwuchsen unschäzbar waren.

Rulhieres hat bekanntlich eine Relation über dieses Ereigniß geschrieben, welche sehr inte-

ressant, aber keineswegs der Kaiserin günstig seyn soll; wir haben dies Werk nie vollständig zu lesen erhalten können, und das Manuscript desselben muß in sehr treue Hände gefallen seyn, da es sogar jezt nicht erscheint, wo man doch so begierig alles aufsucht, was Fürsten und Regenten nachtheilig seyn kann.

Wie dem aber auch sei, so kann Rulhieres Schrift für keinen Beweis gelten; denn jeder hält seine Relation für die ächte, und vielleicht täuschen wir uns alle. Allein da wo bloße Vermuthungen übrig bleiben, tritt die öffentliche Meinung an die Stelle der Wahrheit, und dann können wir den Leser wenigstens auf den bekannten Charakter der Kaiserin zurükweisen, und ihn fragen, ob sie seit ihrer zwei und dreißigjährigen Regierung nur einen Zug geäußert, der die Meinung Rulhieres und seiner Anhänger rechtfertigen könnte?

Freilich können uns die Gegner antworten; daß nach diesem einzigen großen Verbrechen, keines mehr zu begehen nöthig war; allein dies heißt die Wahrheit einer Sache, durch die Möglichkeit beweisen, und wir beharren immer dabei, eine Person eines Verbrechens für unfähig zu halten, wenn sie weder vorher noch nachher irgend Gelegenheit zu einem solchen Verdacht gegeben. Die Gedanken des Menschen entwischen uns, wir können nur die Handlungen beurtheilen, und das Betragen der Kaiserin spricht mehr für als wider sie.

Katharina die Zweite.

Sophie Auguste von Anhalt Zerbst wurde im Jahr 1729 gebohren, und im Jahr 1745 mit dem Großfürst **Peter** verheirathet, nachdem sie die griechische Religion, und mit ihr den Namen **Katharina** angenommen. Von ihrem Privatleben bis zu ihrer Thronbesteigung läßt sich wenig Wichtiges sagen, indem nach russischer Sitte die Thronerben gewöhnlich von allen Staatsgeschäften entfernt bleiben; es würden uns also blos einige unbedeutende Anekdoten zu erzählen übrig bleiben, die in der Geschichte keinen Plaz verdienen. Wir gehen also gleich zu der Revolution vom Jahr 1762 über.

Es scheint allerdings, als wenn die Kaiserin nach dem Tode ihres Gemahls, während der Minderjährigkeit ihres Sohns des Großfürsten, auf keinen andern Titel Anspruch machen können, als auf den einer **Regentin des Reichs**; allein ihre zwei und dreißigjährige Regierung beweißt, daß das Volk damit zufrieden war. —

Einige Verschwörungen die in ihrer Geburt erstikt wurden, haben weiter keine Folgen gehabt; nur die vom Jahr 1764 welche zur Befreiung des unglüklichen **Iwans** unternommen wurde, hätte können ernsthaft werden, wenn nicht der gewaltsame Tod des Prinzen, den Hofnungen der Verschwörer ein Ziel gestekt hätte. Der ganze Vorgang ist in **Coxens** Reisebeschreibung weitläufig auseinander gesezt.

Es ist bekannt, daß man den Hof im Verdacht gehabt, als wenn er selbst die Verschwörung erregt hätte, um bei dieser Gelegenheit den Prinzen auf die Seite schaffen zu können; diese Meinung ist aber nicht sehr wahrscheinlich, denn wenn die Kaiserin, Iwans Tod gewünscht hätte, so würde sie nicht das dritte Jahr ihrer Regierung abgewartet haben, und hätte auch geheime Mittel wählen können, deren Erfolg sicher und doch dem Publikum verborgen blieb. Wahr ist es, daß Iwan rechtmäßiger Beherrscher Rußlands war; da aber schon Elisabeth ihn zwanzig Jahre lang außer Stand gesezt hatte, ihr zu schaden, warum sollte es der jetzigen Regierung unmöglich gewesen seyn, ihn ferner unschädlich zu erhalten?

Die Empörung Pugatschefs eines gemeinen unbekannten und unwissenden Kosaken, war weit furchtbarer, da er Grundsäze angenommen hatte, die bei dem gemeinen Haufen nie ihre Wirkung verfehlen. Sein Feldgeschrei war; Freiheit! und Krieg dem Adel! Man weiß welche schreckliche Folgen diese Worte in Frankreich hervorgebracht haben, wo doch der Adel nicht Tirann, und das Volk nicht Sklave war, wenigstens nicht in gleichem Verhältniß mit den Russen.

Welche Wirkung mußten nicht diese Worte bei unglücklichen Menschen hervorbringen, die von Geburt an zur Sklaverei verdammt, gleich dem Acker den sie bauten, verkauft werden konnten, und unter dem Druck der härtesten Knechtschaft

seufzten? Auch sind gegen zwölf hundert adeliche Familien durch **Pugatschef** und seine Anhänger vernichtet worden, und beinah zwei Jahre, und eine ansehnliche Armee wurde zur Erstikung dieser Rebellion erfordert.

Wäre **Pugatschef**, anstatt die Gegenden von Kasan zu verwüsten, bis nach Moskau vorgedrungen, wo er von einem zahlreichen Anhang erwartet wurde, so war diese Hauptstadt in seiner Gewalt, und das Schicksal des Reichs hieng von dieser falschen Maaßregel ab. Die Kaiserin hat sein Urtheil gemildert, ohnerachtet er dem Reich und ihr selbst den Untergang gedroht hatte. Sein Urtheil war schreklich ausgefallen; sie änderte es dahin ab, daß er den Kopf verlieren solle, ohne vorher auf die Tortur gebracht zu werden. Ob und in wie weit dies befolgt worden, können wir mit Gewisheit nicht behaupten.

Der Feldzug von 1769 hat **Katharinen** und den Feldmarschall **Romanzoff** mit Ruhm gekrönt; der von 1788 wurde durch einen ehrenvollen Frieden geendigt, allein der Krieg gegen Schweden hatte weder denselben Fortgang, noch denselben günstigen Erfolg.

In Rußland selbst weis man sehr gut, welch ein Unterschied es ist gegen die Türken, oder gegen Schweden zu fechten. Gegen erstere waren die Russen seit **Peter dem Ersten**, der doch einige mal von ihnen geschlagen wurde, bisher immer Sieger, und wenn die Pforte ihnen große Armeen

entgegen stellte, so war es blos um mehr Leute zu verlieren, und den Triumph ihrer Feinde zu vergrößern. Kann man aber wohl Siege als Triumphe betrachten, die man über eine undisciplinirte Masse erhalten, wo die große Menschenmenge einander selbst im Wege steht, und von dem Treffen schon durch den bloßen Namen **Russen** abgeschrekt ist?

Die Schweden hingegen sehen die Russen bei weitem nicht als furchtbare, unüberwindliche Feinde an, und marschieren gerne gegen sie. Die aufrichtigen Russen, (deren es freilich wenige über diesen Punkt giebt) gestehen ein, daß sich selbst die Kaiserin, troz ihrer angenommenen Ruhe, gefürchtet habe, und nicht ohne Ursache; denn es fehlte sehr wenig, daß **Gustav** nicht gleich im ersten Feldzug nach Petersburg kam. Die Furcht war in dieser Hauptstadt damals allgemein, die Kaiserin hatte schon ihre Wagen bereit stehen, um nach Moskau zu fliehen; hundert und sechzig Relaispferde stunden zu Czarskoselo bereit, und als etwas Charakterisches kann man anführen, daß sie den größten Theil ihrer Diamanten bei sich, und in ihren Taschen hatte. *)

*) Die Besorgnisse der Kaiserin waren gar sehr verzeihlich, weil sie unvorbereitet überfallen wurde, und damals so wenig Truppen den Schweden entgegen zu sezen hatte, daß nicht allein die Garde-Regimenter, welches gewiß nicht die besten Truppen der Armee sind, sondern sogar die Polizei-Soldaten von Petersburg, die noch weniger tau-

Die Schlacht bei Swenksund am 9 Julius 1790 welche sechs Tage nach einem erlittenen harten Schlag geliefert wurde, hat die Entwürfe der Kaiserin gänzlich vereitelt, welche auf nichts Geringeres abzielten, als eine Landung bei Stokholm mit 25,000 Mann zu wagen, welches leicht geschehen konnte, wenn sich an diesem Tage der Sieg für die Russen erklärt hätte.

Wir haben den General Palhem sehr gut gekannt, der diese Landung leiten sollte, und auf einen sichern Erfolg rechnete. Der Prinz von Nassau Siegen entkam blos durch Zufall der Gefangenschaft, wie denn gegen dreihundert Offiziere der Flotille von den Schweden gefangen wurde. Nie konnte er den Schweden seine Niederlage vergessen, und einige Tage nachher, ob er gleich wußte, daß die Friedenspräliminarien schon unterzeichnet waren, wollte er die Schweden aufs neue angreifen, wenn er eine günstige Gelegenheit dazu fände; allein die Fassung in der er sie fand, vereitelte ein Vorhaben, das für den der es zuerst gefaßt, nicht sehr ehrenvoll war.

Die Kaiserin hat nie die Austauschung der schwedischen Gefangenen bewilligen wollen, und dies aus Politik; denn ohnerachtet Rußland Mangel

gen, marschiren mußten. Wären nicht einige finnländische Offizicre zu den Russen übergegangen, so konnten die Schweden sehr leicht nach Petersburg kommen.

gel an Menschen hat, so ist eine Ukase hinreichend, um hunderttausend Bauren zu zwingen, sich zur Armee zu begeben; Schweden hingegen kann keine wiederholten Rekrutenaushebungen vornehmen, ohne sich zu erschöpfen. Die Behandlung der schwedischen Gefangenen macht dem russischen Charakter wenig Ehre.

Die jezt regierende Kaiserin hat sich eine Menge Denkmäler gestiftet, die nach ihrem Tode noch ihren Namen ehren werden. Die Stadt Petersburg allein ist seit dreißig Jahren doppelt und dreifach vergrößert worden; die Akademie der Künste; das adeliche Fräuleinstift; das Findelhaus zu Moskau, werden ihr Andenken verewigen; ohne einer Menge ehemals vorhandener Stiftungen zu erwähnen, die durch sie so vervollkommnet worden, daß man sie ohne Schmeichelei für die Stifterin davon halten kann; dahin gehören die verschiedenen Kadettenkorps, die Manufakturen der Krone u. dergl. mehr.

Ohnerachtet ihres hohen Alters besizt **Katharina** noch immer eine unermüdete Thätigkeit. Bei **Potemkins** Tode ließ sie sich eine Ader öffnen, und schrieb hernach achtzehn Stunden hintereinander, um die Instruktionen für denjenigen zu entwerfen, der das von dem Fürsten angefangene Friedensgeschäft vollenden sollte.

Die Kaiserin konnte jedoch diesen Todesfall voraussehen, weil sie acht Tage vorher einen Kou-

rier mit der Nachricht erhielt, daß der Fürst nicht wieder aufkommen würde. Sie schien demohnerachtet immer ruhig und heiter, obgleich unter den damaligen Umständen dieser Verlust ihr sehr empfindlich seyn mußte; denn Potemkin dirigirte alles, schlecht oder gut, und ersezte allein vier Minister; und die Kaiserin ist jezt in einem Alter, wo man sich gerne auf einen vertrauten Mann verläßt, der einem die Sorgen und Geschäfte erleichtern helfen kann.

Jezt führt die Monarchin ein sehr eingezogenes Leben, und erscheint nur noch an Sonntagen öffentlich. Selten verläßt sie die Hermitage, wo ihre Gesellschaft äußerst klein ist; zuweilen spielt sie Billard, und bringt die Abende im Schauspiel zu, wo die Anzahl der Zuschauer sich oft nicht auf zwölf Personen beläuft. Sie liebt die Musik nicht, deswegen besteht das Orchester der Hermitage blos aus den Personen: einem Flügel, einer Harfe, (Herr Cardon) und einer Violine, und diese drei in ihrer Art sehr geschikte Künstler spielen bloße Fantasinen, und haben nie Musik vor sich.

Katharina liebt alles was kostbar und selten ist, vielleicht blos um die Freude zu haben es zu besizen; dahin gehören Gemählde, Diamanten, geschnittene Steine, Antiken u. s. w. Wer dergleichen zu verkaufen hat, sezt es in einem Zimmer aus, wo die Monarchin täglich durchgeht um sich in die Hermitage zu begeben. Sie wählt alsdenn was ihr gefällt, ohne nach dem Preis zu fra-

gen; die Sache wird dann ins Kabinet gebracht, und dem Eigenthümer dafür bezahlt was er fordert, wenn er nicht gar zu hoch tarirt, sechs bis siebenfacher Werth wird nicht so genau genommen. Die Bezahlung geschicht in Billets, die vier Jahre laufen, und die man zu Petersburg mit 25 procent Verlust diskontiren kann.

Wenn die Kaiserin eine Summe für eine Sache bietet, und sie nicht dafür erhält, so nimmt sie nachher dieselbe nicht wieder an, wenn der Preis auch noch so sehr vermindert wird.

Der größte Diamant den sie besizt, wurde ihr von einem Juden angeboten, der 600,000 Rubel dafür verlangte, außer einem Privilegium welches auf 50,000 Rubel geschäzt wurde. Die Monarchin bot blos die 600,000 Rubel, und der Jude weigerte sich das Gebot anzunehmen und behielt seinen Diamant. Da sich aber niemand fand, der einen Stein von solchem Werth kaufen wollte oder konnte, so ließ er die Forderung des Privilegiums fallen, und bot ihn der Kaiserin für 600,000 Rubel an; er wurde aber abgewiesen, und sah sich endlich gezwungen ihn den Fürsten Orlof für 450,000 Rubel die in drei Jahren zahlbar waren, zu überlassen. Der Fürst welcher wußte daß der Stein seiner Monarchin gefallen hatte, bat sie, ihn von ihm anzunehmen, und dies geschah.

Ob aber gleich die Kaiserin in Allem was sie umgiebt eine große Pracht liebt, so ist doch vieles nichts weniger als geschmakvoll; unter andern sind besonders ihre Wagen weder so reich, noch so glänzend wie man es erwarten könnte. Die kaiserlichen Ställe sind abscheulich, und es heißt, daß neue sollen erbaut werden, welches sehr nöthig ist. Die neuen Ställe sollen gegen neunhundert Pferde enthalten können. Wir sahen wenig schöne Pferde darin; aber viele türkische Sättel von sonderbarer Form, und kostbar beschlagen; das beste was wir hier sahen, war ein vollständiges Pferdegeschirr im schönsten Geschmak gearbeitet, welches die Kaiserin von Gustav dem III. erhalten hat.

Die Reise der Kaiserin nach der Krimm gehört mit unter die prächtigsten Epochen ihrer Regierung. Sie durchreiste ihre weitläufigen Staaten von Norden nach Süden, und erblikte auf dem ganzen langen Weg nichts als Unterthanen die ihrem Scepter huldigten, und sie als ihre Schuzgöttin verehrten. Sie war selbst Zeuge von den Empfindungen ihres Volks, und erhielt eine Verehrung die an Abgötterei gränzte.

Allein es scheint mit zu dem Unglük der Monarchin zu gehören, immer getäuscht zu werden. Die Kaiserin fand die Wege prächtig, gut unterhalten, und eine Menge zahlreich bevölkerter Dörfer. Aber sie hat vielleicht nie erfahren, daß die Wege nicht eher ausgebessert wurden, bis ihre Rei-

se festgesezt war; sie weiß nicht, daß diese Menge Dörfer die sie bewunderte, blos für ihre Reise geschaffen waren, daß sie noch denselben Tag wieder niedergerissen, und die armen Bauren, die man dreißig bis vierzig Meilen tief aus dem Lande heraus, an die Landstraße getrieben hatte, den nemlichen Tag wieder in ihre Wüsteneien zurükgeschikt wurden.

Diese Erfindung war das Werk **Potemkins**, der durch diese List seine Monarchin von dem blühenden Zustand einer Gegend überzeugen wollte, die man ihr als eine Wüstenei geschildert hatte.

Katharina findet in den Nebenstunden der Geschäfte, noch Zeit den Wissenschaften nachzuhängen, und hat ein in seiner Art sonderbares Werk unternommen, nemlich ein Wörterbuch von zweihundert fünf und achtzig Worten, die Zahlen mit eingeschlossen, in zweihundert verschiedene Sprachen übersezt. Jezt ist es zwei Bände in Quart stark, welche Europa und Asien begreifen; der dritte wird Afrika und Amerika enthalten. Der typographische Theil ist sehr schön ausgeführt; das Werk ist aber blos zu Geschenken bestimmt, und wird nicht verkauft; da aber die Erklärungen russisch sind, so hat dies Werk für einen Ausländer wenig Nuzbares.

Die Neuerungen **Peters des III.** und seine Vorliebe für alles Ausländische, hatte zu schlimme Folgen gehabt, um nicht seiner Gemahlin zur

Richtschnur zu dienen. Kaum hatte sie den Thron bestiegen, so nahm sie den russischen Geist, und die russische Kleidung an, die sie nicht wieder abgelegt hat. Nur die Fürstin Daschkof ist ihrem Beispiel hierin gefolgt; die übrigen jungen Damen hingegen behaupten, daß ihnen diese Kleidung nicht günstig sey, und sie haben nicht Unrecht; aber auch die Kaiserin hatte Recht, sich nach dem Geschmak eines Volks zu richten, welches mit abergläubischen Eifer an seinen alten Gebräuchen hängt.

Die Kaiserin hat sehr viel Gewalt über sich, und erscheint im Publikum immer so, wie sie es für gut findet. Der Tod Gustavs III. gieng ihr sicher nicht sehr nah, und seine Beleidigungen waren noch in zu frischem Andenken, um vergessen zu seyn. Dennoch erwies sie seinem Andenken die gewöhnliche Ehre, erschien mehrere Tage nicht. Die Großen die im Anfang ihrer Zunge freies Spiel gelassen, und eine unschikliche Freude über den Tod eines Mannes bezeugten, den sie gefürchtet hatten, merkten kaum die wahre oder angenommene Gesinnung der Kaiserin, als sie sich darnach richteten; mancher der noch den Abend vorher über den verstorbenen Gustav öffentlich gespottet und losgezogen hatte; schrie den folgenden Morgen über die Ungerechtigkeit des Schiksals, und entschuldigte alle Fehler des Monarchen.

Eines Tags bemerkte die Kaiserin in der Hermitage eine Dame, mit der sie nicht sehr einig

war, und die durch ein Versehen des Hoffouriers war eingeladen worden. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, der Dame ihre Unzufriedenheit merken zu lassen, sondern befahl vielmehr dem Hofmarschall sie künftig wieder einzuladen, damit sie nicht merkte, daß es das erstemal aus Irrthum geschehen sey. Ein schöner Beweis von der Herzensgüte der Monarchin.

Die Kriege, die neuen Einrichtungen, die Geschenke, und Verschwendungen aller Art haben die Hülfsquellen Rußlands erschöpft, und die Kaiserin wird bei ihrem Tode einen berühmten Namen, aber auch ein menschenarmes Land, und leere Kassen zurüklassen. Sie ist zwar von den Mißbräuchen und Geldschneidereien aller Art unterrichtet, wird ihnen aber nie steuren, weil ihr Grundsaz ist, niemand vor dem Kopf zu stoßen, und weil sie nach ihrem Tode zurükgewünscht zu werden hoft.

Bei Hof selbst übersteigt die Verschwendung und Plusmacherei allen Glauben. Die Zimmer welche die Kaiserin für die, so sie bei sich einlogirt, ausmeubliren und einrichten läßt, kommen ihr immer drei bis viermal über den wahren Werth zu stehen.

Die Schloßwache erhält täglich zwölfhundert Lichter, und verbraucht deren nicht hundert. Die Mahlzeit für die Gardeoffiziers, kostet 70 Rubel und ist schlecht. Jeder Offizier fordert was er will an Gläsern, Bouteillen, u. s. w.; nie wird etwas zurükgegeben, und täglich wird die Foderung wie-

derholt. An Porzellan wird eine unglaubliche Menge verwüstet; derjenige der etwas zerbricht, muß zwar die Stüke davon vorzeigen, allein er giebt die Stüke von sechs bis sieben für zwölf aus, und behält das übrige. Die, so das Silberservice abwaschen, werden binnen kurzer Zeit wohlhabende Leute, indem sie es mit einem gewissen Stein abscheuren der vieles davon wegnimmt, so daß man den Abgang an den Tellern sogar bemerken kann.

Der Grundsaz, niemand unzufrieden zu machen, verleitet auch die Kaiserin zu andern falschen Maaßregeln. Eine derselben ist, daß sie oft erklärt hat, sie würde nie einem General Siz und Stimme im Kriegsrath geben. Sobald aber ein General sich um das Vaterland verdient gemacht, so gehört er in den Kriegsrath, und der Monarch der eine so unpolitische Partheilichkeit merken läßt, verdient schlecht bedient zu werden. Die Kaiserin wird aber gut bedient, und kann der Vorsehung dafür danken.

Ueberhaupt verräth der Grundsaz, niemand durch Abschaffung der Mißbräuche vor dem Kopf zu stoßen, eine große Gleichgültigkeit gegen das Glück ihres Volkes, das einem Monarchen näher am Herzen liegen sollte, als sein persönlicher Ruhm. Die Kaiserin die blos für den Ruhm der Nachwelt zu arbeiten scheint, wird diesem Vorwurf schwerlich entgehen können, wenn sie nicht noch die übrigen Jahre benuzt, um den ungeheu-

ren Mißbräuchen jeder Gattung zu steuren. Dennoch möchte es vielleicht in ihrem Alter etwas zu spät seyn; allein den Anfang müßte sie wenigstens machen, und diejenigen nicht fürchten, die sich auf Unkosten anderer bereichern. Stirbt sie darüber, so ist die Pflicht ihres Nachfolgers das Werk zu vollenden; ihr bleibt immer der Ruhm es unternommen zu haben, und dieses Verfahren wird die Lobsprüche rechtfertigen, die ihr seit ihrer Regierung von allen Seiten ertheilt worden, die aber die unpartheiische Nachwelt streng abwägen wird, wenn sie sich am Abend ihres Lebens einer Unthäthigkeit überläßt, die an niemand, am wenigsten an Regenten, auf denen das Wohl von Tausenden ruht zu entschuldigen ist.

Der Grosfürst sieht vielleicht seiner künftigen Thronbesteigung mit einiger Ungeduld entgegen, wird aber einen desto schwerern Stand erhalten, da er einer Regentin folgt, die geliebt und verehrt wurde, und deren Unternehmungen größtentheils mit Sieg und Glük gekrönt waren. Er wird mehr gefürchtet als geliebt; sein Aeußerliches ist kalt und troken: und man beschuldigt ihn der Härte. Man behauptet, daß seine Gemahlin vieles bei ihm auszustehen hat; und wenn nur die Hälfte wahr ist, was man hierüber sagt, so ist diese Hälfte schon hinreichend, um den Haß aller Frauenzimmer gegen ihn zu rechtfertigen.

Eben so wenig wird der Grosfürst von dem Adel geliebt. Bei Gelegenheit der Hochzeitfeier

des Herrn von **Vitinghoffen** im Jahr 1791 beleidigte er die Gräfin **Panin**, eine Nichte seines vormaligen Oberhofmeisters so sehr beim Hofball, daß der ganze Adel sich nachher zu ihr begab, um sie darüber zu beruhigen. Das Betragen des Prinzen wurde damals allgemein getadelt, und verdiente es eben so sehr als dasjenige gegen das Fräulein **Brenkendorf** eine Freundin seiner Gemahlin, welche nach Deutschland abreisen mußte, weil sie seiner Geliebten dem Fräulein **Neledoff** mißfiel.

Von allem diesen ist die Kaiserin sehr gut unterrichtet, läßt aber ihren Sohn gehen, vermöge des Grundsazes, daß man sie nach ihrem Tode zurükwünschen möchte, und weil sie hofft, daß ihre Regierung gegen die folgende sich desto mehr erheben wird.

Der größte Vorwurf den die russische Nation **Peter dem III.** machte, war der, daß er die Russen verachtete, seine Truppen auf preußische Art kleidete, und eine zu große Vorliebe gegen alles Ausländische zeigte. Sein Sohn sollte sich an diesem Beispiel spiegeln, aber es ist zu befürchten, daß er gerade in diesem gefährlichen Punkt seinem Vater treu nachahmen wird. Seine Vorliebe für die deutsche Nation ist so merklich, daß die Ausländer bei dem Tode der Kaiserin ihrer Entlassung entgegen sehen. Dies ist alsdenn eine neue Klasse Feinde die nichts unterlassen werden, die Unzufriedenheit gegen ihn, noch mehr anzufeuern. Man

hat schon längst, und zwar ziemlich laut lu Petersburg behauptet, daß die Regierung des Grosfürsten nicht lange dauren, und daß seine Gemahlin oder sein Sohn ihm auf dem Thron folgen würden.

Wir können die Glaubwürdigkeit dieser Meinung nicht bestimmen, allein es wäre wenigstens Unvorsichtigkeit von Seiten des Grosfürsten wenn er sich blos allein auf die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche vorlassen wollte, er kennt die Geschichte seines Landes, und seines Jahrhunderts. —

Der Tod des Fürsten **Potemkin** hat den Grosfürsten von einem furchtbaren Gegner befreit. Der Fürst hatte auch schon seine Maaßregeln getroffen, und von der Fürstin **Lubomirska** eine Herrschaft in Polen mit 60,000 Bauren gekauft, um sich dahin zu begeben, im Fall er seine Güther in Rußland verlassen müßte. Man behauptet sogar, er habe für einen Theil der Zahlung ein Guth angewiesen, dessen Werth und Einkünfte bereits bei der Bank zu Petersburg verpfändet gewesen — die Sache läßt sich jedoch bezweifeln.

Der Grosfürst wird bei seiner Thronbesteigung eine Menge Mißbräuche in allen Theilen der Regierung abzuschaffen vorfinden; das Kriegsdepartement, dasjenige des Seewesens, die Finanzen, und die innere Administration erfordern große Verbesserungen. Die Abstellung dieser Mißbräuche wird eine Menge Leute unzufrieden machen; aber diese Furcht, die bisher die großen Entwürfe der Kaiserin gelähmt hat, darf ihn nicht abschre-

ken, wenn nicht das Uebel des Staats unheilbar werden soll.

Der Krieg ist zwar ein gewaltsames aber sicheres Mittel die Gemüther aller nach dem Willen eines einzigen zu stimmen, und alle Kabalen und Komplotte zu vernichten; allein ein Krieg gegen die Türken verschafft diese Vortheile nicht, weil der Schauplaz desselben zu weit entfernt ist, als daß er Einfluß auf die Gesinnungen der Hauptstadt haben könnte.

Die Grosfürstin vereinigt mit dem angenehmsten Aeußerlichen eine ungemeine Sanftmuth und Gefälligkeit; sie wird geliebt, und bedauert; zwei Gefühle welche die Quelle großer Ereignisse werden können. Sie ist die Tochter des Prinzen Eugens von Würtemberg, welcher ehemals zu Mümpelgard residirte. Ihre Brüder stehen im Dienst verschiedener Mächte, z. B. in Kaiserlichem, Preussischem, und Dänischem; der jüngste war in russischen Diensten, und ist im Jahr 1791 gestorben. Sein Tod gieng der Grosfürstin sehr nahe, sie liebte ihn innigst, und sah ihn ungerne zur Armee abgehen.

Die jungen Grosfürsten scheinen sehr gut erzogen; der älteste hat eine sehr schöne Figur; **Konstantin** aber scheint mehr Lebhaftigkeit und Feuer zu besizen; beide werden von der Kaiserin außerordentlich geliebt, so wie ihre vier Schwestern die jungen Grosfürstinnen.

Ohneracht der merklichen Kälte die zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn herrscht, wird doch der äußerliche Anstand streng beobachtet, und sie speisen, wenn der Grosfürst in Petersburg anwesend ist, wöchentlich mehrmalen zusammen; er bringt aber den größten Theil des Jahres auf dem Lande, am meisten auf seinen Lustschloß Gatschina zu.

Achtes Kapitel.

Militärverfassung. Aufwand. Etwas über den russischen Soldaten und Offizier. Verfassung der Kavallerie; der Rekruten; Hospitäler, und Garde-Regimenter.

Wenn man den Zeitungen Glauben beimessen wollte, so beläuft sich die Kriegsmacht des russischen Reichs über 500,000 Mann; aber dies ist ein grober Irrthum, indem sich die wirkliche Macht die dieses Reich unterhalten kann, sowohl an Kavallerie als Infanterie nicht über 250,000 Mann beläuft, wobei aber die irregulären Truppen und Garnison-Bataillons nicht mitgerechnet sind.

Die regulären Truppen waren nach dem Etat von 1785 in sieben Divisionen abgetheilt, wovon jede ihren Distrikt angewiesen hatte. Dazu kömmt noch das Korps von Orenburg und das von Sibirien. Man kann auch blos die regulären Truppen iu Anschlag bringen, denn die

irregulären werden nur zu Kriegszeiten angeworben, und ihre Anzahl hängt von den Umständen ab.

Diese irregulären Truppen, die man unter den Namen Kosaken, Boschkiren, Kirgisen u. s. w. kennt, haben keine Uniform, sondern kleiden sich nach ihrer Sitte, die so seltsam ist, als ihre Art zu kämpfen, welche von jeder andern abweicht. Die Schweden wurden in dem ersten Feldzug darüber stuzig, gewöhnten sich aber bald daran, und erwarteten sie im folgenden Feldzug standhaft, worauf diese sich nicht mehr nähern wollten.

Die ganze Armee kostet dem Staat jährlich dreizehn Millionen Rubel; eine geringe Summe für eine so große Anzahl; allein die Mäßigkeit des gemeinen Russen ist so groß, daß ihrer viere sich mit der Ration eines deutschen sättigen könnten *).

Man hat von jeher den französischen Soldaten, wegen des Umgestüms des ersten Angriffs; den spanischen wegen seiner Nüchternheit und Ausharren, und den Deutschen, wegen des Gehorsams und der Kälte in Gefahren gerühmt; der Russe hingegen vereinigt alle diese Eigenschaften in seiner Person, und ist dadurch ohnstreitig der beste Soldat in Europa. Wir wollen nun untersuchen, woher ihm diese Vorzüge kommen; vielleicht scheint

*) Eine andere Ursache liegt in der Nothwendigkeit; der gemeine Russe erhält einmal nicht mehr; und was er mehr braucht, muß er entweder verdienen, oder stehlen. —

unsere Meinung irrig und gewagt, dennoch werden wir sie mit der Aufrichtigkeit darlegen, wie wir uns beim Anfang dieses Werks zum Gesez gemacht haben.

Der russische Soldat erträgt Strapazen, Hunger und Durst ohne je zu murren. Er wird als Sklav gebohren, und von dem Augenblik daß er zu denken anfängt, lernt er einsehen, daß er unter einem Herrn steht, dessen Wille ihm stets ein Gesez seyn muß. Mit diesem Begrif einmal vertraut und daran gewöhnt, ist der leidende unbedingte Gehorsam eine natürliche Folge davon.

Ein Befehl der Monarchin ruft mehrere tausende Soldaten zu den Waffen; diejenigen die das Loos trift, nehmen Abschied von ihren Verwandten und Freunden, die sie nicht wiedersehen werden, und gehen muthig den Tod entgegen. Man stellt sie vor eine Batterie, so wie man sie in Friedenszeiten vor eine Hauptwache hinstellt; dies ist nun ihr Posten, ihr Anführer befiehlt daß sie stehen bleiben sollen, und sie stehen.

Zu diesen mächtigen Beweggründen gesellt sich noch die Religion; die russischen Bauren glauben größtentheils an die **Vorherbestimmung**, und wer diesen Glauben einmal fest hat, achtet keiner Gefahr.

Die Mäßigkeit des Russen rührt von Gewohnheit her. Von Jugend auf gewohnt, sich mit Knoblauch, Zwiebeln (die er nicht einmal immer hat) schlechtem Brod und rohen Früchten zu näh-

ren, verändert der Soldatenstand wenig in seiner Lebensart. Aber diese Mässigkeit erstrekt sich nicht auf das Getränke, er kann den Brandtwein schlechterdings nicht entbehren, und wo er welchen findet, stiehlt er ihn, wenn er dazu kommen kann.

Der russische Soldat erträgt Strapazen, Hize und Kälte, weil er von Jugend auf zu allem gewöhnt ist; er geht von einer Extremität zur andern über, ohne es zu merken, und man hat sie forcirte Märsche machen sehen, worüber andere Soldaten liegen geblieben wären, bei welchen ganze Regimenter nicht einen Mann verloren. Fehlt es im Lager an Lebensmitteln, so wird ein zwei bis dreitägiges Fasten anbefohlen, und die Armee unterwirft sich, weil Gott und der Czaar es so haben wollen.

Der maschinenmäßige Gehorsam des russischen Soldaten verursacht, daß er das Feuer des Feindes unbeweglich aushält, und zu wiederholten malen Sturm läuft, ohnerachtet er den unvermeidlichsten Tod vor Augen sieht.

Folgende Anekdote ist hinreichend uns in wenig Worten den Gehorsam des Russen zu schildern.

Den 22 September 1777 entstund zu Petersburg eine plözliche Ueberschwemmung, die der halben Stadt den Untergang drohte. Die Kaiserin sah von den Balcon herab, die Schildwache vor dem Pallast bereits im Wasser stehen, das

immer

immer höher stieg, und rief dem Kerl zu, daß er hineintreten sollte; er that es nicht. — Die Kaiserin rief zum zweitenmal, ob er wüßte wer sie wäre? Der Soldat erwiederte, er kenne sie wohl, sie wäre die Kaiserin, aber nur sein Korporal könne ihn ablösen. — Das Wasser stieg indessen immer höher, und ging dem Soldaten bald bis an die Kniee; die Kaiserin schikte mehrere Adjutanten an ihn ab, alles war vergebens, und man mußte endlich seinen Korporal aufsuchen. Man fand ihn unter dem Dache der Hauptwache; er mußte beinah in dem Pallast schwimmen, und löste dort seinem Soldaten ab, dem das Wasser bereits an die Schultern ging, und der sich ruhig ersäufen lassen wollte, troz des wiederholten Befehls seiner Monarchin. — Ein französischer Soldat hätte gehorcht, ohne seinen Korporal zu erwarten, und doch geglaubt seine Pflicht zu thun, so wie der Russe glaubte die seinige zu thun.

Zu allen diesen Beweggründen gesellt sich noch die Hoffnung des **Plünderns**, wovon sich der Russe nie abhalten läßt; und dann die Ueberzeugung, daß er den Tod hinter sich findet, wenn er es wagt, zurükzuweichen.

Bei jeder Kompagnie sind vier Offiziere, und eine Menge Unteroffiziere, die zusammen hinter dem dritten Glied eine Kette bilden, deren Zwek in der Bataille ist, den Soldaten vorwärts zu treiben, oder ihn niederzustechen, wenn er es wagt

zurükzuweichen. Alle diese Gründe zusammengenommen machen den russischen Soldaten zu einem unerschütterlichen Krieger, und mit solchen Truppen ist, wenn man deren immer genug hat, beinah keine Eroberung unmöglich.

So gut aber der Soldat ist, so schlecht ist der größere Theil seiner Offiziere. In dem Generalstab der Armee giebt es zwar einige sehr verdienstvolle Männer; aber die Subalternoffiziere sind entschieden schlecht. Wir ziehen daraus den Schluß, daß die Tapferkeit dem Russen nicht natürlich, sondern erzwungen ist. Wir haben oben drei Hauptursachen von der Tapferkeit der Soldaten angegeben; und wollen sie mit denen des Offiziers gegen einander stellen.

I. **Der Soldat ist an die Sklaverei gewöhnt;** die Offiziere sind von Adel, oder doch wenigstens freie Leute. II. **Der Soldat glaubt an die Vorherbestimmung;** der Offizier läßt ihm diesen Aberglauben, und aus Furcht zuviel zu glauben, glaubt er lieber gar nichts. III. **Die Gewißheit des Todes wenn er zurükweicht;** der Offizier aber kann den Tod nicht befürchten, weil er vielmehr berechtigt ist den Soldaten zu tödten. Wo also diese drei Ursachen wegfallen, nimmt der Russe wieder seinen ursprünglichen Charakter an.

Selten sieht man die russischen Offiziere an der Spize ihrer Truppen, und bei mehrern Gelegenheiten, **namentiich bei dem Sturm von**

Ismail sind ganze Kompagnien ohne ihre Offiziere dem feindlichen Feuer entgegengegangen.

Das Betragen der Stabsoffiziere gegen ihre Subalternen, und so von Grad zu Grad herunter, trägt sehr vieles zur Herabwürdigung der leztern bei. Die Stabsoffiziere behandeln die Subalternen als Schufte und elende Kerls, den Soldaten aber nennen sie Bruder. Dies ist freilich das sicherste Mittel alles von den Gemeinen zu erhalten; ein Offizier der ihnen Vertrauen beweist, und sich mit ihrem Wohlseyn beschäftigt, kann sie führen wohin er will, und um desto sicherer, da sie eine solche Behandlung gar nicht gewohnt sind.

Darin liegt der Grund warum der gemeine Russe die fremden Offiziere, besonders die französischen liebt. Aber sobald sich nur irgend Gelegenheit zum Plündern zeigt, so wird weder Freund noch Feind mehr gekannt.

Als die Russen bei Swenksund von den Schweden geschlagen wurden, so verloren viele russische Offiziere ihre Equipagen durch ihre eigenen Soldaten, die sie obendrein in ihrer Gegenwart verkauften. Man hatte uns dieses schon zu Stokholm erzählt, und wir hatten Mühe es zu glauben, bis es uns zu Petersburg von gefangenen Offizieren bestätigt wurde, welche selbst in dem Fall mit gewesen waren.

Die Geringschäzung die man dem Subalternoffizier erweist, trägt noch mehr zu seiner Erniedrigung bei. Ein russischer Kapitain oder Major werden, wenn es nicht sehr junge Leute sind, in Gesellschaft so wenig geachtet, als ein Unteroffizier in andern Diensten; und diese Behandlung macht sie so kriechend demüthig, daß ein Ausländer darüber aufgebracht wird.

In manchen Häusern der Großen, halten sie es für eine Gnade, wenn sie sich sezen dürfen; man urtheile nun von den untern Graden, und wie ungern ausländische Offiziere, besonders Franzosen, russische Dienste annehmen, anders als in dem Generalstab; und dennoch werden ausländische Offiziere noch mit mehr Achtung behandelt als National-Russen, die doch sämtlich von Adel, oder wenigstens Söhne von Stabsoffizieren seyn sollen.

Wir haben oben gesagt, daß die russischen Offiziere bei wichtigen Gelegenheiten nicht selten ihre Kompagnieen verlassen, und müssen noch eines andern Vorwurfs erwähnen, den man den meisten mit Recht machen kann, nemlich den gänzlichen Mangel alles feinen Gefühls wodurch sich die übrigen europäischen Offiziere auszuzeichnen pflegen.

Wenn die russische Armee marschiert oder kantonnirt, so ist es nichts Seltenes, daß der gemeine Soldat mit Wissen seines Offiziers Vieh u. dergl. stiehlt, und hernach den Raub mit ihm

theilt. Ein anderes Beispiel dieser Art ist folgendes.

Im Jahr 1791 erhielt ein Offizier den Auftrag, einem Stabsoffizier, der von Petersburg abwesend war, von Seiten der Kaiserin eine Tabatiere zu überbringen. Die Tabatiere kam aber nicht an, weil sie der Ueberbringer unterweges versezt hatte, und nicht wieder auslösen konnte; nach Verlauf einiger Zeit wurde die Sache beigelegt, und unterdrükt.

Wir könnten eine Menge ähnlicher Beispiele anführen, wenn wir alles wieder erzählen wollten, was wir gehört haben, aber wir beschränken uns auf eine Anekdote die uns selbst betroffen.

Als wir von Wiburg abreisten, brachte uns der Unteroffizier Postpferde, von denen er vorgab, daß er sie anderswo gemiethet hätte, weil die der Post alle bestellt wären. Diese List wird sehr oft gegen Fremde gebraucht, weil dergleichen Pferde doppelt bezahlt werden müssen. Wir wurden aber doch beizeiten unterrichtet, daß es Postpferde waren, und daß wir bloß die Taxe schuldig wären. Dem zufolge bezahlten wir, sobald angespannt war, dem Unteroffizier den gewöhnlichen Preis, welcher gerade die Hälfte dessen betrug, den er erwartete. Er fing an zu fluchen und zu schimpfen, und drohete die Pferde ausspannen zu lassen; als er aber sah, daß er nichts ausrichtete, ließ er uns abreisen.

Bis dahin sieht man in dieser Geschichte nichts als die Betrügerei eines schlechten Kerls, der Fremde übersezen will, und daß ist nichts Neues; aber das Sonderbare lag darin, daß drei russische Offiziere ruhige Zuschauer des Streites waren, darüber lachten, und den Unteroffizier noch anfeuerten nicht nachzugeben. Wir fragen nun, in welchem europäischen Staat ein Unteroffizier Fremde so behandeln dürfe, wenn drei Offiziere gegenwärtig sind?

Friedrich der Große behauptete *einst*, daß er mit seinen Offizieren, und mit russischen Soldaten die ganze Welt erobern wollte; wir haben Ursache zu glauben, daß er mit **französischen Offizieren** eben dasselbe würde gethan haben, welches mehrere russische Generals und namentlich der Feldmarschall **Romanzof** selbst öffentlich eingestanden haben.

Die russische **Kavallerie** ist in den elendesten Umständen; die Kosaken allein thun als leichte Reiterei gute Dienste, aber die sogenannte schwere Kavallerie, versteht gar kein Manoeuvre; nur die Kosaken können zum Rekognosciren gebraucht werden, welches bei dem Russen ohnehin selten geschieht, daher sie oft genug überfallen worden sind.

Die Obersten der Kavallerie werden immer für komplet bezahlt, ohnerachtet ihre Regimenter es in Friedenszeiten nie sind; hieraus läßt sich erklären, wie ein Kürassier- oder leichtes Reiterei-

regiment jährlich 30,000 Rubel einbringen kann. Sobald aber die Ordre zum Marsch kommt, muß das Regiment komplet seyn; (und doch sind sie es selten selbst beim Einrüken ins Lager) alsdann sind die Obersten gezwungen die Pferde zu bezahlen was man dafür fordert, und erhalten die meisten undressirt.

Es ist in Rußland gar nichts ungewöhnliches, daß ein Kavallerieregiment sich erst auf dem Marsch remontirt, und mit hin und wieder zusammengeraften undressirten Pferden bei der Armee ankömmt. Bei dringenden Remonten muß man zuweilen gar wilde Pferde nehmen, die noch den nemlichen oder den folgenden Tag durch Schläge auf den Kopf dressirt werden, und zwei Tage nachher schon unter die Schwadron kommen. Eben so undressirt sind die Reiter; denn mancher russische Bauer der nie etwas anderes als Ochsen gesehen hat, wird plözlich auf ein Pferd gesezt, das nie geritten worden, und so zum Kavalleristen gestempelt.

Die Gebisse, Zäume, Sättel u. dergl. werden sämmtlich in den Magazinen der Armee verfertigt, und was am auffallendsten ist, alles nach einem Muster; das Pferd mag nun einen kurzen oder langen Kopf haben, es wird nichts daran geändert; und die Sättel sind so schlecht gemacht, und werden so weit vorgelegt, daß bei einem etwas langen Marsch mehrere Pferde zu Grunde gerichtet werden.

Die **Rekruten** kommen nie so vollzählig bei den Regimentern an, als sie von Haus abgereist sind; von 2000 Mann kommen oft nur die Hälfte bei der Armee an, die übrigen sind unterwegs gestorben.

Der Offizier der sie führt soll ihnen Strümpfe, Schuhe u. s. w. liefern, thut es aber nicht; er soll ihnen die Löhnung auszahlen, dagegen nöthigt er sie von Haus soviel Proviant mitzunehmen als sie tragen können; kommen sie in Dörfer wo sie liegen bleiben, so vertheilt sie der Offizier unter die Bauren, und zwingt diese sie zu ernähren, wenn sie auch gleich selbst kein Brod haben.

Endlich kömmt der Offizier mit der Hälfte oder dem dritten Theil seiner Rekruten bei der Armee an, und sagt (mit Wahrheit) daß die übrigen unterwegs gestorben sind; daß es aber durch seine Schuld geschehen, verschweigt er; die Sache wird nicht weiter untersucht, und er stekt ihre Löhnung in seine Tasche.

Jeder Rekrut der aus seinem Dorfe abreist, erhält von den Bewohnern entweder Geld oder Effekten, so daß gewöhnlich einer gegen funfzig Rubel an Werth mit fortnimmt; im Fall er unterwegs stirbt, ist befohlen, daß dies Geld den Eltern soll zurükgeschikt werden, aber man weiß beinah kein Beispiel daß es je geschehen ist.

Die russische Regierung ist von allen diesen Mißbräuchen so sehr überzeugt, daß man deswegen immer mehr Rekruten fordert als nöthig sind;

weil man weis, daß die Hälfte zu Grunde geht, bevor sie bei den Regimentern ankommen. Allein niemand denkt daran dem Uebel zu steuern, und es ist unbegreiflich wie wenig das Leben der Menschen in einem Lande geschäzt wird, das ohnehin so arm an Menschen ist, und sie so nöthig hätte. Mancher Krieg kostet Rußland 500,000 Mann, wovon oft nicht 100,000 vor dem Feind geblieben sind.

Die Wahl der Rekruten ist dem Besizern der Dörfer überlassen, doch müssen sie starke und dem Ansehn nach gesunde Leute stellen. Zuweilen legt das ganze Dorf zusammen, um demjenigen der zur Armee geht, etwas jährliches auszusezen. Diejenigen Sklaven, so Bediente sind, werden durch die Furcht vor dem Soldatenstand beständig im Dienst zurükgehalten. Sobald aber ein Bauer als Soldat eingeschrieben ist, gehört er nicht mehr dem Edelmann, sondern der Krone, dafür muß er für sein ganzes Leben Soldat bleiben.

Rußland hat keine Nationaltruppen, und die Soldaten werden alle geworben. Die Kosaken sind nicht in Regimenter vertheilt, sondern die Regierung fordert in Kriegszeiten eine gewisse Anzahl Leute von ihnen; sie verabreden sich untereinander über die Art sie zu stellen, und diese Leute haben hernach das Recht ihren Anführer selbst zu wählen.

Die Hospitäler der Armee kosten der Kaiserin ungeheure Summen, und alles ist in der schrek-

lichsten Unordnung. Es mangelt der ganzen Armee an guten Wundärzten, so daß wenn ein Verwundeter nicht einem eisernen Körper hat, die geringste Wunde durch die schlechte Behandlung tödtlich wird. Wir selbst haben ausländische Offiziere im russischen Dienst gekannt, die uns hoch betheuerten, daß sie am Tag einer Bataille, Gott nur um die Wohlthat bitten, auf der Stelle getödtet zu werden, weil sie bei Verwundungen nichts als Schmerzen und doch keine Hofnung zur Genesung vor sich sähen.

Es ist unglaublich wie viele Menschen bei den russischen Armeen durch schlechte Behandlung zu Grunde gehen; folgendes Beispiel kann aber auch den Ungläubigsten überzeugen. Im Julius 1788 bestund die Armee des Fürsten **Potemkin** aus 78,000 Mann, fünf Monathe nachher, kurz vor dem Sturm von Oczakow waren nur noch 15,000 Mann im Stand zu marschiren.

In Petersburg liegen drei Garderegimenter, nemlich **Preobragenski**; **Semenowski** und **Ismailowski**; die beiden ersten wurden von **Peter dem Ersten**, und das dritte von der Kaiserin **Anna** im Jahr 1730 errichtet.

Das Regiment **Preobragenski** besteht aus vier Bataillons, jedes zu vier Kompagnieen; jede Kompagnie komplet zu zwei hundert zwölf Mann gerechnet, Offiziere und Unteroffiziere nicht mit eingeschlossen, so daß also das Bataillon aus achthundert acht und vierzig Mann besteht. Der Fürst

Potemkin welcher Obristlieutenant dieses Regiments war, hat das vierte Bataillon in Jäger verwandelt.

Semenowski besteht aus drei Bataillons oder zwölf Kompagnieen, und einer Kompagnie Jäger, fünf und siebzig Mann stark. Die Verfassung des Regiments Ismailowski ist dieselbe.

Bei jeder Kompagnie sind vier Offiziere, nemlich ein Kapitain, zwei Lieutenants und ein Fähndrich; bei den Grenadieren sind keine Fähndrichs angestellt, dagegen ein Lieutenant mehr; nur die Offiziers der Grenadiere und Jäger führen die Flinte, die übrigen den Sponton.

Die Uniform dieser drei Garderegimenter besteht in einem grünen Rok, rother Weste und weissen Beinkleidern. Die Soldaten unterscheiden sich blos durch den Rokkragen, der bei dem ersten Regiment roth, bei dem zweiten blau, und bei dem dritten grün ist. Bei den beiden ersten Regimentern haben die Offiziere Ringkragen, worauf: 19. No. 1700 steht, das Datum der Bataille bei Narva, wo sie sich vorzüglich ausgezeichnet haben.

Die Gardeoffiziers sind verbunden an Ceremonientagen bei Hof in Ringkragen und Kamaschen zu erscheinen. Die Anzahl der Unteroffiziere bei den Garderegimentern ist unzählich, und das Regiment Preobragenski allein hat deren über acht hundert; weil der russische Adel mit diesem Grad

zu dienen anfängt, dann Offizier wird, und mit einem höhern Grad in die Feldregimenter übertritt. Die Kapitains der Garde treten mit Oberstenrang in die Feldregimenter, die Lieutenants, als Obristlieutenants oder erste Majors; die Unterlieutenants als erste oder zweite Majors; und die Fähndrichs als zweite Majors. Alle Gardeoffiziere haben das Vorrecht mit vier Pferden nach Hof zu fahren; welches nur einem Major in der Armee zukömmt.

Die Uniform der ganzen russischen Infanterie besteht aus einem grünen Rok, weisser Weste und Beinkleider; die Kavallerie hat blau, und die Artillerie und das Ingenieurkorps roth, welche Farbe für den Pulverdampf übel gewählt scheint. Die Generals unterscheiden sich durch eine Stikerei auf dem Kleid, und einer weissen Feder auf dem Huth; sie können auch eine kleine Uniform ohne Tresse oder Stikerei tragen. Die höhern Grade werden blos durch Knöpfe auf dem Ermel angezeigt; die Generalmajors z. B. haben einen; die Generallieutenants, zwei; die Obergenerals, drei; und die Feldmarschälle viere. Die Brigadiers haben eine schmale Stikerei; die Obersten, Obristlieutenants und Majors, Tressen auf der Weste; die übrigen Subalternenoffiziere tragen Achselbänder. Die Kokarde ist weiß.

Wir haben oft dem Exerciren der Garderegimenter beigewohnt; sie machten wenig Schwenkungen, sondern marschierten größtentheils nur auf-

und dann war troz des ebenen Bodens ihre Linie immer sehr schwankend; so daß zuweilen ganze Bataillons zwanzig Ruthen vor oder zurük waren.

Das Regiment Semenowski soll am besten exerciert seyn, und doch haben wir dieselben Mängel dabei bemerkt. Wir bemerkten mit Erstaunen bei einem Paradeexercitium, welches beinah drei Stunden dauerte, daß die Soldaten das Gewehr nie in Arm nahmen, und nur ein einzigesmal Ruhe kommandirt wurde.

Einige Manoeuvres welche das Regiment Semenowski bei seiner Revue, in Gegenwart seines Obristlieutenants Grafen Bruce machte, fielen besser aus als gewöhnlich. Aber die schlechte Ordnung die dabei beobachtet wurde erschwerte die Wendungen; denn die Zuschauer drängten sich bis auf zwanzig Schritte vor die Fronte, und besezten die beiden Flügel.

Der Generalinspektor war zu Fuß in seidenen Strümpfen, und die Soldaten in bloser Weste, ob es gleich eine Revueparade war. Der Major stieg vom Pferd als er vor dem Grafen Bruce vorbei defilirte, und der Kommandirende stand zu Fuß im Mittelpunkt des Regiments. Troz dem Flügelmann der alles wiederholte, konnte man oft das Kommando nicht recht verstehen, folglich fehlte die Uebereinstimmung des Ganzen. Die Soldaten heben die Beine sehr hoch, und marschiren nicht recht geschlossen.

Den 17 August war das Fest des Regiments Preobragenski, und weil die Kaiserin abwesend war, wurde die gewöhnliche Tafel bei Hof nicht gegeben. Wir begaben uns nach der Kirche, wo der Metropolitan Gottesdienst hielt. Der größte Theil des Regiments stand ausser der Kirche, kompagnienweis und ohne Waffen. Unter dem Schuz einiger Offiziere kamen wir endlich in die Kirche, und drangen bis zum Metropolitan durch.

Seine Müze war über und über mit Brillanten bedekt, und seine Kleidung sehr reich, und zu schwer für einen alten Mann, der während des ganzen Gottesdienstes sich nicht sezen darf. Der heutige dauerte beinah drei Stunden, und nach griechischem Gebrauch ist es niemand erlaubt sich in der Kirche zu sezen.

Nach geendigtem Gottesdienst stürzte sich das Volk gegen den Metropolitan um ihm die Hände zu küssen; eine Ehre die selbst die Vornehmsten zu erhalten suchen. Wir sahen die Tochter eines der Ersten im Reich, dem Bischof von Twer die Hand küssen, der ihren Vater zu besuchen kam. Die Prälaten, Archimandriten und andere Geistliche haben immer einen Rosenkranz in der Hand, mit dem sie unaufhörlich spielen, ein Gebrauch den man auch bei den Türken und den übrigen Morgenländern findet.

Die **Garde zu Pferd** wurde gleichfalls von der Kaiserin **Anna** im Jahr 1730 errichtet, und besteht aus fünf Schwadronen, oder zehn Kom-

pagnien. Der älteste der beiden Kapitains kommandirt die Schwadron; und bei jeder Kompagnie sind fünf Offiziere, nemlich zwei Kapitains, zwei Lieutenants und ein Kornett. Die Kaiserin ist von diesem, so wie von den drei andern Garderegimentern Obrister.

Ohneracht die Anzahl der Offiziere auf sechszig festgesezt ist; so waren im Jahr 1791 deren hundert und zwei und vierzig vorhanden; von welchen doch nie mehr als fünf und zwanzig bis dreissig bei dem Korps gegenwärtig sind, und nur diese erhalten ihre Löhnung. Die Kapitains stehen sich jährlich gegen 880 Rubel; die Kornets 300 Rubel. Die Pferde müssen schwarz oder stark braun seyn. Die Uniform der Offiziere besteht in einem blauen Rok, mit einer breiten goldenen Glanztresse, und gelber Weste und Beinkleidern; eine solche Uniform kostet 150 Rubel. Dieses Korps hat dieselben Privilegien wie die Garde zu Fuß, und die Anzahl seiner Unteroffiziere beträgt mehr als fünfhundert.

Die Chevaliersgarde ist ein sehr schönes Korps, der auserlesensten schönsten Leute, die alle von Adel, prächtig gekleidet sind, und die Wache in den innern Zimmern bei Sr. Majestät haben. Das Kommando dieses Korps welches aus sechzig Mann besteht, scheint immer den Günstlingen der Kaiserin vorbehalten; denn die drei Chefs desselwaren Potemkin, Mamonof und Subof; lezterer, der jezige Günstling, ist durch den Tod

des erstern, und die beständige Abwesenheit des Zweiten, gegenwärtig der einzige Kommandant desselben geworden.

Neuntes Kapitel.

Zustand der Kaiserlichen Marine. Kronstadt.

Die russische Seemacht ist in drei Departements getheilt; in dasjenige von **Kronstadt**, von welchem, als dem beträchtlichsten wir nachher handeln wollen; in das von **Reval** und das von Archangel.

Im Ganzen genommen sind die russischen Schiffe nicht die besten, welches theils an dem schlechten Holz, so dazu genommen wird, theils auch an der Bauart derselben liegt; wenigstens dauert selten eines länger als zwölf Jahre, wozu das süße Wasser des Hafens von Kronstadt vieles beitragen mag.

Die zu Archangel erbauten Schiffe sind von Tannenholz, folglich noch schlechter, kosten aber auch $\frac{2}{8}$ weniger als die zu Petersburg erbauten.

Die russische Marine ist, im Vergleich mit der englischen und französischen seit 1777 in der Kindheit, und muß selbst der dänischen nachstehen. Zwar scheint sie wegen der Anzahl ihrer Schiffe aller Größe furchtbar, und würde es auch seyn, wenn

wenn die Russen in diesem Punkt so wie in vielen andern nicht noch so weit zurükstünden. Der Muth allein ist zur See nicht hinreichend, dies haben die Engländer den Neufranken seit zwei Jahren bewiesen, denn ohnerachtet sie von leztern zu Lande geschlagen wurden, wo sie sich nur bliken ließen, so haben sie ihnen zur See bewiesen, daß sie ihnen überlegen sind.

Folgender Etat der russischen Marine im Jahr 1791 kann eine allgemeine Uebersicht gewähren.

Etat der russischen Seemacht im Jahr 1791.

Zu Kronstadt und Reval 8 Kriegsschiffe von 110 Kannonen.

Zu Kronstadt, Reval, Archangel und Petersburg 22 Kriegsschiffe von 74 Kanonen.

Desgleichen in eben diesen Häfen 20 Kriegsschiffe von 66 Kanonen.

In obigen Häfen 7 Fregatten von 32 Kanonen.

Desgleichen 14 Fregatten von 38 Kanonen.

Desgleichen 1 Fregatte von 44 Kanonen.

Desgleichen 5 Fregatten von 28 Kanonen.

Zu Kronstadt 4 Bambardierschiffe von 6 Kanon.

Zu Kronstadt 2 Pramen von 66 Kanonen.

Zu Kronstadt und Reval 10 Kutters von 12 Kanonen.

Desgleichen 5 Kutters von 16 Kanonen.

Desgleichen 2 Kutters von 18 Kanonen.

Zu Kronstadt 4 Brander.

Rekapitulation der Schiffe.

An Kriegsschiffen verschiedener Größe	50
An Fregatten desgleichen	27
Bombardierschiffe	4
Pramen	2
An Kutters	17
Brander	4
Anzahl der Schiffe	104

Etat der Ruderflotte in den verschiedenen Departements von Petersburg, Kronstadt, Wiburg, Roggensalm, Reval und Riga.

(Gegenwärtiger Etat ist wahrscheinlich vor 1791 gemacht worden, seitdem ist diese Flotte mit einigen Galeeren vermehrt worden.)

	Kanonen.
30 Fregatten zu	32 und 36
24 schwimmende Batterien	7
50 Galeeren	4
12 Kutters	6 und 2
4 Pramen	66
2 halb Pramen	32
2 Bombardierschiffe	6 und 2
300 Kanonierschaluppen	2
30 Landungsbarkassen	2
12 Schebeken	24 und 32
6 Skunners	6

	Kanonen
8 leichte Rekognoscirschiffe zu	4
3 geheime Schiffe	28
6 Goeletten	4
1 Jacht	24
2 Kleine desgleichen	8
16 Branders	

Hiezu kommen noch einige Jöllen die den Schweden abgenommen worden. Es sind kleine Kanonierschaluppen mit einer Kanone und achtzehn Mann Equipage, daher sie auch bequemer sind als die eigentlichen Kanonierschaluppen, die nur eine Kanone mehr führen, und dagegen sechzig Mann Equipage haben müssen.

Die Kanone dieser Jöllen, ist gewöhnlich ein achtzehn oder vier und zwanzig Pfünder, und ist auf das Fahrzeug festgemacht, so daß wenn ein Schuß geschehen, nicht die Kanone, sondern das Fahrzeug selbst zurükprallt. Da nun die Ruderer sich immer nach der Richtung des Fahrzeugs sezen so macht diese eine Kanone beständig Fronte gegen den Feind.

Rekapitulation der Artillerie.

	Kanonen
Auf der großen Flotte zusammen	5160
schwere Artillerie auf der Ruderflotte	3040
	8200 Kan.

Die kleinere Artillerie deren Kaliber unter acht Pfund beträgt, sind hier nicht mitgerechnet.

Auf obigem Etat ist die Flotte im schwarzen Meer nicht mit in Anschlag gebracht worden, welche im Jahr 1792 aus siebzehn Kriegsschiffen, und einer großen Anzahl Fregatten, Korvetten und andern Fahrzeugen bestand.

Kronstadt. Der gewöhnlichste Weg dahin geht über Oranienbaum, und beträgt von da noch sieben Werste; wir mußten über fünf viertelstunden, bei ruhiger See und mit zwölf Ruderen fahren. Der geradeste Weg geht über Petersburg, und beträgt 29 Werste; bei strenger Kälte friert die See ganz zu, und man fährt in Schlitten hinüber; die Straße wird alsdenn Rechts und Links mit Stangen bezeichnet; ausser derselben zu fahren wäre gefährlich.

Die Insel auf deren östlicher Spize Kronstadt liegt, hat nur sieben Werste in der Länge und anderthalb in ihrer größten Breite. Alle Gebäude sind von Holz, ausgenommen die so der Krone gehören. Es sind drei Häfen daselbst; die Kriegsschiffe überwintern in dem sogenannten mittlern, gewöhnlicher aber liegen sie in dem zur Rechten am Eingang. Zur Linken ist der Kauffartheihafen, welcher immer sehr voller Schiffe liegt, weil alle Fahrzeuge die nach Petersburg wollen, hier liegen bleiben, indem die Newa bei ihrem Eingang nur sieben Schuh, und bei heftigem Westwind nicht mehr als zehn Schuh Wasser hat.

Wenn man alles abrechnet was zur Kriegs- nnd Kauffartheiflotte gehört, so beläuft sich die

Anzahl der Einwohner von Kronstadt kaum auf tausend Köpfe, und selbst diese würden nicht da seyn, wenn nicht die Flotten hier lägen. Auf der Insel selbst ist kein Wasser, aber das Wasser rings herum ist süß, weil das Newawasser seinen Geschmak und Reinigkeit weit über Kronstadt hinaus behält, wenn nicht ein starker Seewind lange anhält, und es zurüktreibt.

Das Sehenswürdigste zu Kronstadt ist der große Kanal zur Ausbesserung der Schiffe. Er liegt mit der See in einer Fläche, deren Wasser ihn anfüllt. Seine Länge beträgt 1428 englische Schuh von der See an bis zu dem ersten Thor wo die Schiffe einlaufen; von da bis ans Ende hat er noch 910 Schuh. Er bildet ein Kreuz dessen Mitte kreisförmig ist, damit die Schiffe umwenden, und auf die Seite laufen können. Wenn erst die Verlängerung auf der rechten Seite des Kreuzes vollendet seyn wird, so werden vierzehn Schiffe in diesem Kanal liegen können, statt daß jezt nur noch achte Plaz haben,

Seine ganze Tiefe beträgt 35 Schuh; seine obere Breite 112; an den Thoren 56, und die Abschußseite bis hinunter 10. Die Seitenwände sind von massiven Steinen sorgfältig erbaut, dennoch aber hin und wieder schon beschädigt, welches man der strengen Kälte zuschreibt, wodurch die Steine bersten.

Dieser Kanal erfordert vier bis fünf Tage wenn man ihn will ablaufen und troken werden

lassen; dann darf er aber nur zur Hälfte angefüllt seyn; ist er ganz mit Wasser angefüllt, so werden neun Tage dazu erfordert, und wenn er erst ganz fertig seyn wird, so reichen vierzehn Tage kaum hin.

Das Wasser läuft durch eine Oeffnung in ein Behälter ab, aus welchem es mittelst einer Wasserpumpe in einen Kanal, und aus diesem in die See getrieben wird. Diese Pumpe ist ganz im Geschmak der englischen; zwei solche Pumpen heben auf jeden Stoß 56 Kubikschuh Wasser in die Höhe, und dergleichen Stöße geschehen neun bis funfzehn in einer Minute.

In dem Tauwerksmagazin, welches hundert und sechzig Ruthen lang ist, verrichten sechs Pferde die Arbeit von sechzig Menschen, und die Taue erhalten gewöhnlich hundert und zwanzig Ruthen Länge.

Die Anzahl der Seekadetten ist im Jahr 1791 wegen der Flotille, von siebenhundert auf tausend vermehrt worden, und wegen Mangel an Raume hieß es, daß sie nach Oranienbaum sollten versezt werden. Das Marinehospital enthielt damals fünf bis sechshundert Kranke.

Die Matrosen und Seesoldaten liegen am Lande in Kasernen, und sind in Kammern abgetheilt; die Verheiratheten ausgenommen, welche besondere Wirthschaft führen. Auf der See werden sie gut verpflegt, ihre Ration ist mehr als zureichend, und den Ueberschuß erhalten sie an Geld.

Wenn der Friede noch funfzehn Jahre dauert, so hofft man nicht nur den Kanal, sondern die ganze Anlage von Kronstadt zu vollenden, ohne die Summe von 300,000 Rubel zu vermehren, welche die Krone jährlich dazu anweißt. Diese Summe ist gegen die Größe der unternommenen Arbeiten noch sehr mäßig.

Auf der Seite von Kronstadt ist der Thurm und das Fort von Kronslot, und zwischen diesen beiden Inseln müssen alle Schiffe passiren, weil, wie die Russen behaupten, die nördliche Passage zwischen Kronstadt und der finnländischen Küste, und die andere zwischen Kronstadt und Oranienbaum, wegen seichten Grund, auch für die kleinsten Fahrzeuge nicht zugänglich ist. Allein man hält dies Vorgeben für eine Politik der Russen.

Da nun die beiden Forts von Kronstadt sowohl als Kronslot mit einer zahlreichen Artillerie besezt sind, die Citadelle hinter der Stadt nicht mitgerechnet, und die Entfernung zwischen beiden nicht sechshundert Klafter beträgt, so scheint die Passage beinah unmöglich. Noch sicherer wäre es, wenn die Batterien mit Stein ausgemauret würden, denn einige darunter sind von Holz, und würden das anhaltende Feuer eines Kriegsschiffs schwerlich aushalten.

Im Julius 1791 besuchten wir die Flotte auf der Rheede; sie war drei und dreißig Schiffe stark, worunter sieben Dreideker und sechzehn Fregatten waren.

Wir giengen an Bord der zwölf Apostel von 108 Kanonen, und fanden alles in dem besten Zustand. Da wir aber vorher bei dem Admiral dieses Schiffs gespeist hatten, so war wahrscheinlich unser Besuch angemeldet, um so mehr da wir mit einem ehemaligen Gesandten des Königs von Frankreich erschienen. Man war bemüht uns alles von der besten Seite zu zeigen. Die ganze Artillerie dieses Schiffs war von Bronze, und man soll willens seyn, alle Dreideker mit dergleichen Kanonen zu bewaffnen.

Wir können diesen Luxus nicht ganz billigen, weil auf diese Art die Kanonen doppelt soviel werth sind, als das ganze Schiff, und der Nuzen der Kanonen von Bronze noch nicht ganz erwiesen ist. Der einzige Vorzug der Kanonen von Bronze besteht darin, daß sie nicht so wie die eisernen in Stücke zerspringen, und die Mannschaft beschädigen. Aber die Kostbarkeit der Bronzekanonen nicht einmal gerechnet, wird das Schiff durch ihren heftigen Prall sehr mitgenommen, wozu die russischen Schiffe nicht fest genug gebaut sind. Endlich könnte man die eisernen Kanonen strenger prüfen, so würden sie nicht so leicht, wenigstens seltener springen, und dann könnte man sich ihrer eben so gut bedienen, wie sie denn bei andern Nationen auch gebräuchlich sind.

Die Dreidekschiffe werden in Rußland immer von einem Kontreadmiral kommandirt, der mit

einem Generalmajor zu Lande gleichen Rang hat, und gleich ihm den Titel Excellenz erhält.

Die russischen Schiffe sind gewöhnlich mit zehn Mann auf eine Kanone bemannt, wovon die Hälfte Matrosen, die übrigen Seesoldaten, Infanterie und Kanoniere sind. Ein Schiff von vier und siebzig Kanonen hat eine Kompagnie Infanterie an Bord, oder zweihundert und zwölf Mann, ein Dreideker hat zwei Kompagnieen. Die vier und zwanzig Stunden sind in fünf Quart oder Wachen eingetheilt, wovon drei, vier Stunden, und zwei, sechs Stunden dauren.

In Friedenszeiten werden auf jede Kanone fünf und funfzig Schüsse eingeschifft, in Kriegszeiten doppelt soviel, und noch drüber. Die oberste Batterie allein wird von außen geladen, die andern von innen. Gewöhnlich nimmt man auf fünf Monathe Lebensmittel ein. Der Kapitän hat seine eigene Tafel, zu welcher er einladet; die übrigen Offiziere speisen zusammen.

Ein Dreidekerschiff hat außer dem Kommandeur, einen Etagekapitän, wovon manche den Rang als Kontreadmiral haben; ferner zwei Kapitäns, vier Lieutenants, sechs bis acht Fähndriche, und eine unbestimmte Anzahl Seekadetten. Die Seekadettenschule giebt an jede Eskader eine gewisse Anzahl ab, die der Kommandeur nachher vertheilt wie er will.

Die Matrosen sind in acht Eskadern getheilt, wovon jede unter dem Befehl eines Kontreadmirals steht.

Die Uniform der Marine ist weiß mit grünen Klappen und Aufschlägen.

Zehntes Kapitel.

Umfang, Bevölkerung; Klima und Produkte Rußlands.

Der Umfang des russischen Reichs ist ungeheuer, und beträgt beinah den siebenten Theil der bekannten Welt. Von Riga bis zur östlichen Spize von Asien rechnet man 150 Grad; von Norden nach Süden begreifen die russischen Staaten ohngefähr 30 Grad; allein die fünf Sechstheile dieser unermeßlichen Gegenden sind beinah ganz wüste und unbewohnt, so daß ihr Besiz ganz und gar keinen Vortheil bringt. Rußland würde daher besser thun diese Wüsteneien ganz fahren zu lassen, und dagegen auf die bevölkerten Gegenden des Reichs desto mehr Sorgfalt zu wenden. Wir wollen diesen Gedanken weiter ausführen.

Wäre Rußland durchaus bevölkert, so wäre es zu weitläufig um nach einerlei Gesezen regiert zu werden; und wäre es möglich daß diese Gegenden einst mit einer angemessenen Volksmenge besezt würden, so würden sie sich untereinander selbst zertheilen. Es ist mehr als Thorheit zu glauben,

daß vier bis fünfhundert Millionen Menschen, die auf einer Fläche von 900,000 Quadratmeilen zerstreut leben, einem einzigen Herrn gehorchen könnten.

Rußlands Vortheil erforderte also den Umfang seiner Besizungen zu vermindern, und seine Bevölkerung zu vermehren. Wozu dient ihm jene weite Gegend, die sich von 105 Grad bis zum stillen Meere hin erstrekt? Der Jeniseifluß, der beinah dritthalbhundert deutsche Meilen von Süden nach Norden in ziemlicher gerader Linie fortströmt, macht in Osten die natürliche Gränze des russischen Reichs. Die kleine Anzahl Menschen, die diese Gegenden bewohnen, könnten westwärts des Flusses versezt werden, und die sibirischen Wüsten anbauen.

Der Handel mit China und die Bearbeitung der Bergwerke bliebe alsdenn nicht liegen; der Waarentausch könnte zu Kiachta immer fortdauren, und man brauchte die Wege nach Jokutsk und nach den Bergwerken, nur in ihrem jezigen Zustand zu lassen, um die Waaren zu transportiren. Einige hin und wieder angelegte Niederlagen für den Pelzhandel wären hinreichend, und die russische Regierung würde sich am Ende freuen einen Plan befolgt zu haben, der ihr anfangs verwerflich scheinen muß.

Dieser Plan verdient wirklich nähere Erwägung, und darf nicht durch die Furcht den Umfang des russischen Reichs zu vermindern verwor-

fen werden. Rußland liegt ohnehin an der Vergrößerungssucht krank, und sollte statt eitler Eroberungen, mehr darauf denken, das Land das es bereits besizt gehörig zu bevölkern. Dies leztere wäre ein rühmlicher Gegenstand seines Ehrgeizes. —

Bevölkerung. Man hat viel über die Bevölkerung von Rußland geschrieben, uud die Schriftsteller berufen sich alle auf authentische Nachrichten; demohngeachtet widersprechen sie sich alle, so daß man nicht mehr weiß, was man annehmen soll.

Wir wollen also auch unsere Meinung darüber sagen, die wir auf die lezte Volkszählung, oder auf die Anzahl Rekruten stüzen, die das ganze Reich nach der lezten Revision stellen mußte.

Diese Revisionen werden alle zwanzig Jahre vorgenommen, (die lezte geschah im Jahr 1784) und alles mit eingerechnet, von dem Greis an bis zum neugebornen Kind. Von einer Revision bis zur folgenden, also zwanzig Jahre lang, zahlt also ein Dorf welches dreihundert Bauren gehabt, immer für 300 Köpfe fort; es mag nun die Anzahl derselben auf die Hälfte heruntergesunken seyn, wie es im Jahr 1785 wegen der großen Theurung in manchen Provinzen geschah; (indem das Getraide von 70 Kopeken auf 10 Rubel stieg) und wodurch eine Menge Menschen Hungers starben; oder die Anzahl der Bewohner mag sich ver-

mehrt haben. Nach dieser Revision werden nun die Rekruten geliefert.

Während des leztern Türkenkriegs hat man dreimal einen Mann von hundert zum Kriegsdienst ausgehoben, wodurch man jedesmal eine Summe von 89,000 Mann erhielt. Dieser Berechnung zufolge kann man die Zahl der männlichen Köpfe auf 8,900,000, und die ganze Volksmasse, Weiber mitgerechnet auf 17,800,000 Köpfe annehmen.

Die Stadthalterschaften von Liefland, Esthland, und Ingermanland, werden auf 2000,000 Köpfe geschäzt; der Adel und die Geistlichkeit auf 300,000; hiezu kommen noch die Kosaken und andern Völker, die dieser Rekrutirung nicht unterworfen sind, weil sie vermöge eines besondern Vertrags, eine gewisse Anzahl Truppen stellen.

Die Berechnung fiele also ohngefähr folgendermaßen aus.

	Köpfe.
Männer und Weiber	17,800,000
Ueberschuß der Weiber	200,000
eroberte Provinzen	2000,000
Adel und Geistlichkeit	300,000
Militär	360,000
Kosaken, Bewohner von Sibirien, und Nomatische Völker	1000,000
Kaufleute nebst ihren Familien	200,000
Total Summe	21,860,000

Dies ist unserer Schäzung nach, die Summe der ganzen Bevölkerung des russischen Reichs, welche im Verhältniß mit seinem Umfang allerdings sehr klein ausfällt.

Was die Volksmenge von Petersburg betrift, so kann sie nicht nach der Anzahl der Verstorbenen berechnet werden, weil im Sommer eine große Menge Fremder, sowohl mit den Schiffen, als aus dem Innern des Landes dahin kommen, und die Bevölkernng oft um 40,000 Köpfe vermehren; im Winter aber wieder nach Haus zurükkehren. Die Bevölkerung dieser Stadt muß vielmehr nach der Summe der Gebohrnen berechnet werden, die immer zwischen 4,500 bis 5000 steht; multiplicirt man nun diese Summe mit 30, (welches das Höchste ist was man zugeben kann,) so kömmt eine Anzahl von 150,000 Köpfen heraus, und dies ist die genaue Summe der Volksmenge von Petersburg im Winter.

Die Russen geben sie freilich ungleich höher an, wer aber diese Hauptstadt eine Zeitlang bewohnt hat, und die Menge der ungenüzten oder noch unbebauten Pläze darin erwägt, wird, ohnerachtet ihres großen Umfangs, diese Berechnung sehr wahrscheinlich finden.

Mehrere Personen haben uns versichert, daß unsere Berechnung der Bevölkerung des Reichs zu niedrig angegeben sei, weil man bei den Revisionen, alle zwanzig Jahre, eine Menge Kinder, und sogar Männer verschwiege, so daß manches Dorf

welches wirklich 500 Einwohner hat, nur 300 angiebt, und folglich zwanzig Jahre durch nur für soviel bezahlt.

Wann dieser Betrug, durch Nachlässigkeit oder Bestechung der Beamten wirklich statt findet, so mußten wir obige Summe allerdings um einige hundert tausend Köpfe höher anschlagen. Dagegen haben die lezten Kriege mit den Türken und Schweden über 600,000 Menschen gekostet, welches sehr wahr ist, wenn es gleich unglaublich scheint; man mag also die Vermuthung noch so weit treiben, so kann man Rußland im gegenwärtigen Zeitpunkt doch nicht mehr als 23 Millionen Einwohner zugestehen.

Hiebei sind die herumziehenden Völker, die Rußland unterworfen sind, nicht mitgerechnet; sie würden aber obige Anzahl um keine Million vermehren. Man seze aber auch die Zahl der Bevölkerung auf 24 Millionen, so ist diese Zahl im Verhältniß mit dem Umfang eines Reichs, welches 300 Millionen fassen kann, äusserst gering, und auf jede Quadratmeile kommen doch nur 340 Bewohner.

Die russischen Weiber sind sehr fruchtbar, und dies scheint der Behauptung von der Entvölkerung zu widersprechen; allein der Mißbrauch der Bäder, der plözliche Uebergang von der Hize in die Kälte, der unmässige Gebrauch des Brandtweins, Scorbut, und die venerische Krankheit: alle diese Ursachen vereint tödten drei Viertel der

Kinder, und es ist nichts Seltenes Mütter von zehn Kindern zu sehen, die nur noch zwei oder eins übrig haben.

Die venerische Krankheit richtet in mehreren Gegenden des Reichs, vorzüglich in klein Rußland die fürchterlichsten Verwüstungen an. Sie ist dabei äusserst bösartig, selbst bei Kindern, weil die meisten Kranken gar keine Gegenmittel brauchen, oder wenn sie welche brauchen, dem Sublimat wählen, und aus Unwissenheit sich die unvermeidlichen Folgen dieses heftigen Gifts zuziehen, so daß ein großer Theil seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlt. *)

Klima. Wegen des großen Umfangs von Rußland, muß man nothwendig allerlei Himmelsstriche daselbst erwarten; wenn man aber einige in der Nähe des Kaspischen Meers und Persiens gelegenen Gegenden ausnimmt, wo die Hize zuweilen bis auf den 27 Grad Reaumürs im Schatten steigt, herrscht im übrigen Theil von Rußland strenge Kälte. Die Luft der nördlichen Provinzen bis zum 62 oder 63 Grad ist gesünder, als die der südlichen.

Ausländer müssen sich vorzüglich gegen die Kälte schüzen, weil sie nicht daran gewöhnt sind,

viele

*) Man sehe hierüber. Histoire des Decouverter des savans voyageurs Tome 1er pag. 69. Edition in 4to.

viele die diese Vorsicht vernachlässigten und sich nicht stärker kleideten als in ihrem Vaterlande, haben diese Eitelkeit theuer bezahlen müssen.

Die Zimmer sind gewöhnlich bis zum 15 oder 16 Grad Reaumurs erhizt, und immer gleichförmig warm. Die Ofen sind wie in Schweden gebaut, und die Zugröhren zirkuliren vielfach, bevor sie aus dem Zimmer hinausgeleitet sind. Wer den ganzen Winter über eingeschlossen bliebe, würde im Zimmer eines ununterbrochenen Frühlings genießen. Wir haben nirgends die Kälte weniger empfunden als in den nordischen Ländern, und wenn man nicht durch die Fenster hindurch den Schnee, die Schlitten, und die Mouschiks (Fuhrleute) mit ihren langen Bärten voller Eiszapfen gewahr wurde, so glaubte man in einer andern Jahrszeit zu leben. Der Winter ist überhaupt hier nicht unangenehm; die Sonne scheint helle, der Himmel ist klar, die Luft still, und mit einem guten Pelz versehen, kann man sich eine angenehme und gesunde Bewegung machen.

Produkte. Da man hier alle europäische Himmelsstriche findet, so müssen auch mancherlei Produkte zum Vorschein kommen; doch sind einige sehr selten, und die Unterstüzung der Ausländer ist Rußland so nothwendig, als wenn der Himmelsstrich sie gänzlich versagte.

In der Gegend von Astrakan wächst Wein, von dem wir getrunken haben. Wir fanden ihn

aber nicht gut; es sey nun daß die Schuld an dem Boden, an der Wartung oder an der Zubereitung liegt. Vielleicht an lezterer; denn da Astrakan ohngefähr unter derselben Breite liegt wie Burgund, so könnte man mit einiger Sorgfalt dem Wein daselbst nicht sowohl dieselbe Güte verschaffen, aber ihn wenigstens besser ziehen als er ist.

In der Stadthalterschaft von Astrakan, so wie in den übrigen südlichen Gegenden gegen Persien zu, findet man viele Maulbeerbäume. Die Provinz Ghilan hat einen Ueberfluß an Seide, die aber nicht durchaus gut ist, und größtentheils eine gelbe Farbe hat, weswegen sie von den Türken und Persern beinah ganz aufgekauft wird, die sie mit ungemünzten Gold und Silber bezahlen, und also den Vorzug vor den Russen erhalten. In der Gegend von Woronnez findet man eine Art Cochenille, womit man gut Karmosin färben kann.

Ueber die Bergwerke können wir uns hier in keine Beschreibung einlassen, und müssen auf die Decouvertes des savans voyageur verweisen, wo dieser Gegenstand sehr umständlich abgehandelt ist. Bekanntlich besizt Rußland Bergwerke von beinah allen Metallen und Mineralien, und Siberien kann in Ansehung der Menge derselben als auch der Güte, für eines der reichsten Länder gehalten werden.

Die wilden und zahmen Thiere sind ohngefähr dieselben wie im übrigen Europa, ausgenommen, daß einige z. B. Wölfe und Bären häufiger angetroffen werden, deren Jagd eine eigene Belustigung der Einwohner ausmacht, die jedoch mit unsern großen Hirsch- und Wild-Schweinsjagden nicht zu vergleichen ist.

Die Bärenjäger sind mit einem langen Spieß versehen, mit welchem sie das Thier ganz ruhig ankommen lassen, so daß unter dreissig Jägern, zuweilen fünf und zwanzig das Thier erst sehen, wenn es tod ist.

Epheu, Buchs, gelbe und doppelte Rosen, Rosmarin, und andere Gewächse, welche den deutschen Winter aushalten, gehen hier zu Grund; eben so auch die Birnbäume, Pflaumenbäume, und andere zarte Bäume, wenn sie gepfropft sind. Die Süßkirschenbäume müssen bedekt werden, nicht so aber die sauren.

Die Artischoken dauren nicht länger als ein Jahr. Selleri und Petersilien gehen gewöhnlich im Winter aus; Scorzonere und Pastinaken hingegen widerstehen ihm. Die meisten Küchengewächse sind jährig, die zweijährigen kommen nicht gut fort; und der im Land gezogene Saamen aller, ist nicht von der besten Art.

Folgende Bäume und Sträucher kommen unter dem Schnee fort, alle andere aber die sich darüber erheben, gehen im Winter aus.

Fagus castanea.
Platanus occidentalis.
Juniperus virginiana.
Asculus hippocastanum.
Populus italica.
Sambucus nigra.
Lycium Europaeum.
Lonicera periclimentum.
— — — caprifolium.

Diese Nachrichten haben wir von dem berühmten Prof. Pallas erhalten, der sich durch seine vielfältigen Reisen und Schriften in ganz Europa verdient gemacht hat.

Eilftes Kapitel.

Regierungsform. Senat. Titel des Adels. Staatseinkünfte. Strafgeseze Knut. Posteinrichtung.

Die russische Regierungsform ist despotisch, so wie die alten morgenländischen Reiche, unter die Rußland eigentlich eher gerechnet werden muß, als unter die europäischen.

Der Wille des Beherrschers ist das höchste Gesez; das Volk ist an das Joch gewöhnt, und verändert seinen Herrn ohne es zu bemerken, daher die Revolutionen in Rußland so leicht sind. Man hat Beispiele gesehen, daß eine einzige Nacht, und 50,000 Rubel unter die Garde ausgetheilt,

hinreichten um diesem Reich einen andern Herrn zu geben; die Provinzen folgen nachher dem Beispiel der Hauptstadt.

Die entlegenen von einander isolirten Provinzen, sind nie von dem wahren Zustand der Dinge unterrichtet, und wagen also auch keinen Widerstand, dessen Opfer sie werden könnten. So sehr sie ihrem Beherrscher ergeben sind, so folgen sie doch der Hauptstadt nach, machen aus der Nothwendigkeit eine Tugend, und behalten ihre Stellen. Im Ganzen genomen ist es dem Russen gleichgültig, wem er gehorcht, er weiß einmal, daß er gehorchen muß, und dies ist genug. Dazu kömmt noch, daß die Revolutionen in Rußland immer nur die Veränderung des Herrschers zum Zwek hatten, Geseze und Verfassung blieben wie sie waren.

Und doch findet man mitten in diesem despotischen Reich eine Art Freistaat, oder Republik in der Stadt Moskau. Freilich sind es nur die Großen und Reichen die dieser Freiheit genießen, das Aeussere persischer Satrapen annehmen können, und in ihren Schlössern und Landhäusern den Fremden mit fürstlicher Pracht bewirthen.

Aber das Volk hat an dieser Freiheit keinen Theil, der Despotismus des Adels liegt schwerer auf ihm, als derjenige der Regierung; denn wenn heute der russische Bauer frei würde, so wäre er glücklich, obgleich die Regierungsform dieselbe bliebe, weil der Druk derselben mehrentheils in der Haupt-

stadt koncentrirt ist, und den einzelnen Unterthan weniger trift, als der Privatdespotismus des Adels. —

Seitdem **Peter der Erste** die **Patriarchenwürde** aufgehoben hat, vereinigen die russischen Regenten die zeitliche mit der geistlichen Gewalt, und hierin liegt auch noch ein Grund der tiefen Verehrung der Russen gegen ihre Beherrscher. Sie betrachten ihn als das Ebenbild Gottes auf Erden, und seine Worte sind Befehle, die befolgt werden, **weil Gott und der Czaar es so wollen.**

Das ganze russische Reich ist in drei und vierzig Provinzen oder Statthalterschaften eingetheilt, wovon besonders einige in Asien von ungeheurem Umfang, aber Menschenleer sind. **Irkutsk** und **Jakutsk** z. B. sind die Hauptstädte zweier aneinanderstossender Provinzen, und liegen dritthalbhundert deutsche Meilen von einander entfernt.

Zu obigen drei und vierzig Provinzen kommen nun noch die neuen Acquisitionen in Pohlen und Kurland. Die übrigen Völkerschaften die dem russischen Scepter unterworfen sind, z. B. die Koräken, Tungusen, Buräten, Kirgisen, Ostiaken u. dergl. rechnen wir nicht einmal; ihre Menge ist so beträchtlich, daß man uns versicherte, es würden in den weitläufigen Staaten der Kaiserin sechzig verschiedene Sprachen gesprochen.

Während unsers Aufenthalts zu Petersburg kamen acht Abgesandte des kirgisischen Stamms, von der nördlichen Seite des Kaspischen Meers an, um der Kaiserin die Wahl eines neuen Khans zu hinterbringen. Wir waren bei ihrer Audienz gegenwärtig, sie hielten keine Anrede, sondern knieeten blos nieder, und küßten ihr die Hand. Zwei davon waren braun, und die sechs übrigen blau gekleidet; die Kleider waren mit goldenen Tressen besezt, nach morgenländischer Art lang, und mit einem Gürtel umwunden, der bei den beiden erstern von Goldstoff, und bei den sechs andern von violetter Seide war. Auf dem Kopf hatten sie spizige Müzen von rothen und grünen Sammet mit goldenen Lahntressen besezt, und mit Hermelin ausgeschlagen.

Die Tartarn, Kosaken, Baschkiren und andere entfernte Völkerschaften des russischen Reichs, schiken sehr oft dergleichen Gesandtschaften nach der Hauptstadt, und die Gesandten streben sehr nach dieser Ehre, weil sie die ganze Zeit der Reise, und ihres Aufenthalts zu Petersburg frei gehalten werden. Ueberdies werden sie vom Kopf bis zu Fuß gekleidet, und beschenkt, und manche von ihnen benuzen die Gelegenheit um einen nicht unbeträchtlichen Handel zu treiben.

Die acht obenerwähnten Kirgisen waren gelbbraun von Gesicht, hatten wenig Bart, und beinah einerlei Physiognomie. Wir speißten mit ihnen zu Abend bei dem Obermundschenk Narisch-

kin, in dessen Haus man Fremde aller Nationen antreffen kann. Jeden Augenblik bemerkt man ihre Verlegenheit mit den Gabeln und Messern umzugehen, weil sie mit den Fingern zu essen gewohnt waren. Sie hatten einen Dollmetscher an der Seite, ohne dessen Hülfe sie von niemand verstanden werden konnten, ob sie gleich unter lauter Unterthanen der Kaiserin waren.

Das Haus worin sich der Senat versammelt steht an dem Ufer der Newa, dicht an der Statue Peters des Ersten. Das Aeussere und Innere ist äusserst einfach; die Portraits der Kaiserin und einiger ihrer Vorgänger machen die einzigen Verzierungen aus. In einem der Säle sieht man das Originalmanuscript des Gesezbuchs Katharinen der II, in drei Bänden, ganz von ihrer Hand geschrieben, und in einem silbernen Behälter aufbewahrt.

Die Senatoren müssen wenigstens Generallieutenants oder Geheimeräthe seyn. Von den sechs Departements des Senats sind viere zu Petersburg und zwei zu Moskau, welche in lezter Instanz entscheiden; ihr Urtheil ist aber immer schon vorher bestimmt. Die Russen suchen in diesem Tribunal einen Schein von Freiheit.

Alle von der Kaiserin bestätigte und bei dem Senat niedergelegte Testamente, sind unwiderruflich, und diese Formalitäten werden oft bei Heirathen und andern Verträgen die eine bleibende Dauer haben sollen, beobachtet. Auf dieselbe Art

können auch Schenkungen bei Lebzeiten geschehen, worüber wir folgende Anekdote mittheilen können.

Die Marschallin G.. *) war von ihrem verstorbenen Gemahl zur Universalerbin seines Vermögens, mit völliger Freiheit darüber zu disponiren eingesezt worden. Eine übertriebene Großmuth trieb sie, das Vermögen ihres Gemahls und ihr eigenes, den Söhnen eines Bruders des Verstorbenen zu schenken, weil dies die ärmere Branche der Familie war. Die Kaiserin bestätigte diese Schenkung, und machte sie durch ihre Unterschrift unwiderruflich.

Bald nachher wurden mehrere Provinzen, unter andern die Ukräne, worin die meisten Güther der Marschallin lagen, von Mißwachs heimgesucht, und da ihre meisten Einkünfte in Brandweinbrennereien bestunden, so sah sie sich genöthigt eine Menge Getraide aufzukaufen, um ihre Kontrakte mit der Krone zu erfüllen. Zwei Jahre lang erhielt sie nicht nur keine Einkünfte von ihren Güthern, sondern mußte, weil sie ihr Vermögen verschenkt hatte, sogar ihre Mobilien verkaufen, und sich auf die allernothwendigsten Bedürfnisse einschränken.

In dieser Noth wandte sie sich an ihren ältesten Neffen den Fürsten Michael G.. und stellte ihm die traurige Lage vor, in die sie durch die Verschenkung ihres Vermögens an ihn gera-

*) Galizin.

then. Der Fürst Michael war so hartherzig ihr zu erwiedern, daß weil er noch unter Vormundschaft stünde, er nichts versprechen könnte, doch aber deswegen an seinen Onkel schreiben wolle. —

Die Marschallin ist vor Kummer über diese Undankbarkeit gestorben. Sie hatte überdies noch ihren Schwager den Gesandten zu Wien bewogen, dieselben Dispositionen zu machen, so daß die jungen Fürsten G.. ihr allein ihr ganzes Glük zu danken hatten.

Wir müssen jedoch zur Ehre des Fürsten Feodor G.. zusezen, daß, als er die Noth der Marschallin erfuhr, er ihr sein ganzes Vermögen anbot, weil er nicht wollte, daß man sagen sollte, es habe sich in einer so zahlreichen Familie wie die der G.. auch nicht ein einziges dankbares Gemüth gefunden. Die Marschallin schlug aber sein Anerbieten aus.

Die Titel des Adels in Rußland, sind die eines Fürsten, Grafen, und Barons, und ruhen nicht auf einer Person allein, sondern auf der ganzen Familie; so sind z. B. alle Dolgorukis, Fürsten; alle Soltikoffs, Grafen u. s. w. Der leztere Titel wird am meisten geachtet; denn der Fürsten giebt es eine ganze Menge, weil sie von den tartarischen Kneesen abstammen, welcher Titel ehemals den Adel bezeichnete, so daß die meisten von ihnen ursprünglich bloße Edelleute waren.

Die Fürsten **Menzikoff**; **Gregor Orloff**; und **Potemkin** sind nachher, für ihre Person blos, von dem Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben worden. Den Titel **Baron** findet man in wenig russischen Familien; die Familie **Narischkin** hielt sich berühmt genug, daß die Mutter **Peters des Ersten** aus ihr herstammt, und hat nie einen Titel verlangt.

Es ist in Rußland sehr gebräuchlich die Personen nach ihrem Tauf- und Vatersnamen zu nennen, und dies geht durch alle Klassen bei beiden Geschlechtern. So sagt man z. B. **Paul Petrowitsch**, d. i. Paul Peters Sohn; **Maria Pawlowna**, Marie, Tochter Pauls u. s. w. es wäre unhöflich anders zu reden, und den Familiennamen zu gebrauchen.

Die **Staatseinkünfte** sind seit Peter dem Ersten in schnellen Verhältniß gestiegen, so daß man sie jezt wenigstens auf 60 Millionen anschlagen kann. Es ist beinah unmöglich sie genau anzugeben, weil die Russen gerne großsprechen, und alles was ihr Land betrift, um die Hälfte übertreiben.

Diese Summe von 60 Millionen, die so gering gegen den Aufwand des Staats scheint; würde wegen des mäßigen Gehalts aller im Dienst der Regierung stehenden Personen, dennoch hinreichen, wenn sie gut und treu verwaltet würde.

Die Staatseinkünfte werden erhoben; **Erstens** durch das **Kopfgeld** von 70 Kopeken, welche

jährlich jeder Bauer der Revision gemäß bezahlen muß. Zweitens durch den Zoll; dieser Artikel vermehrt sich täglich, und beläuft sich jezt schon über sechs Millionen. Drittens durch die Einkünfte der Krongüther; Viertens durch den Brandtwein, dessen Verfertigung der Krone zusteht, und ihr jährlich ungeheure Summen einbringt; Fünftens durch die Auflage auf Güther und Ländereien.

Hiezu kommen noch einige minder beträchtliche Gegenstände, die aber zusammengenommen große Summen ausmachen; z. B. die Abgaben vom Postwesen; den Gewinn bei Fabricirung der Münze u. s. w. Der Adel ist keiner persönlichen Taxe unterworfen, sondern bürgt nur für die Auflage, dessen Erhebung sehr gut eingerichtet ist, so daß das Volk nicht nach Willkühr gedrükt werden kann, wenigstens nicht von der Krone, wohl aber von dem Adel.

Die Einkünfte von einem Bauren der einem Herrn gehört, wird jährlich auf fünf Rubel geschäzt; wenn man also von einem Edelmann sagt; er hat zehntausend Bauren, so ist es soviel als wenn man sagt; er hat 50,000 Rubel Einkünfte. Einige Herren bringen ihre Bauren höher als fünf Rubel, und je weniger reich sie sind, desto mehr drüken sie dieselben, daher man denn auch einen großen Unterschied zwischen den Dörfern findet, die der Krone, oder sonst einen reichen Besizer und denjenigen die einen armen Edelmann gehören.

Der Graf Scheremetoff welcher hundert tausend Bauren besizt, (Weiber werden nie mitgerechnet) fordert von ihnen nicht mehr als fünf Rubel, wie sein Vater vor vierzig Jahren gethan. Sein großes Vermögen erlaubt ihm diese Aufopferung; denn er könnte mit einem Wort seine Einkünfte um 150,000 Rubel vermehren, ohne seine Bauren zu drüken. Dafür wird er aber von seinen Leuten wie eine wohlthätige Gottheit verehrt.

Strafgeseze. Die Todesstrafe findet in Rußland nur noch für das Verbrechen des Hochverraths statt; geringere Vergehungen werden mit Battoken bestraft, und größere Verbrechen mit der Knut und Verweisung nach Siberien. So gelind dies auch klingt, so sind die beiden lezten Strafen, wegen ihrer schreklichen Folgen, grausamer als der Tod. Will man den Verbrecher dadurch noch härter strafen, so läßt sich nichts dagegen sagen, allein dann sollte man diese sogenannte **Milderung**, nicht mit einem Schein von Menschlichkeit bescheinigen, von der sie keine Spur an sich hat.

Die Knut. Während unsers Aufenthalts zu Petersburg wurde der berühmte Räuberanführer **Repka** zu dieser Strafe verurtheilt, und wir waren Augenzeugen von der Vollziehung derselben an ihm.

Gegen zehn Uhr des Morgens wurde der Verbrecher aus dem Polizeihaus abgeholt, und auf einem Schlitten gesezt. Seine Eskorte bestund aus funfzig Mann von der Polizeiwache, mit Flinten

ohne Bajonett, und sechs reitenden Kosaken, mit Säbel, Lanze und einer kurzen Peitsche bewafnet. Es war nur ein Offizier zu Pferd dabei. Als man auf dem Newikiplaz, wo die Exekution vorgieng, angekommen, so schikte sich der Verbrecher, der diese Strafe schon zweimal ausgestanden, aufs neue dazu an. Er zog selbst sein Hemd aus, legte sich einen Riemen um den Hals, und trat in die Stellung die ihm schon bekannt war, und folgende ist.

Die Füße des Verbrechers werden mit einem Riemen an den Pfahl befestigt, der oben ausgekerbt ist, so daß Hals und Arme hineinpassen; um den Hals schlingt man ihm einen andern Riemen, der zugleich die Arme etwas oberhalb der Faust zusammenschnürt; das Ende des Riemens wird unten an dem Pfahl durch einen eisernen Ring gezogen, der mit demjenigen auf der andern Seite, wo die Füße befestigt sind, zusammenhängt. In dieser Stellung ist der Rüken gewaltsam ausgespannt, und der Kerl kann sich nicht bewegen.

Nachdem er angebunden war, wurde das Urtheil verlesen, während welches jedermann den Huth abnahm; dann zog der Scharfrichter den Rok aus, trat sechs Schritte von dem Delinquenten, und zählte ihm die Hiebe zu, ohne seine Stelle zu verändern, oder rükwärts und vorwärts zu springen, wie mehrere Reisebeschreibungen behaupten. Zwischen jedem Schlag war ohngefähr eine Ruhezeit von sechs Sekunden, und nach zehn

bis funfzehn Hieben wurde die Schmize der Knut erneuert, weil sie durch das Blut und die Feuchtigkeit des Bodens zu weich geworden; ohnerachtet man eine Matte auf die Stelle gelegt hatte, wo sie die Erde berührte.

Bei den ersten Hieben schrie der Delinquent einigemal; in der Folge aber gab er keinen Laut mehr von sich. Nach ohngefähr anderthalb Stunden, binnen welcher Zeit der Delinquent 370 Hiebe bekommen, gab der Offizier, der unterdessen auf und ab spazierte, Befehl aufzuhören. Während der Exekution schikte er von Zeit zu Zeit einen Unteroffizier an den Leidenden ab, der ihn etwas fragen mußte; es schien uns aber, daß er nie Antwort erhielt, und man sagte uns nachher, daß man ihn gefragt, ob er seine Verbrechen bereue?

Nachdem der Kerl losgebunden war, faßte ihn der Knecht des Scharfrichters bei den Haaren, und lezterer sezte ihm ein Instrument mit eisernen Zaken auf die Stirne, und schlug mit der Faust darauf, um es einzudrüken. Dasselbe wiederholte er auf beide Baken, und rieb hernach die marquirten Stellen mit Schießpulver. Endlich pakte er ihm mit einer schneidenden spizigen Zange die Nase und riß sie entzwei.

Troz dieser unmenschlichen Exekution stand der Delinquent noch aufrecht auf den Beinen, ohne Stüze; man warf ihm sein Hemd über, legte ihn auf den Schlitten, und führte ihn wieder in das Gefängniß der Polizei zurük.

Dieser Kerl ist erst neun Tage nachher an der Verschlimmerung seiner Wunden gestorben, weil man ihm gar keine Hülfe leistete. Wir erfuhren dies von einem Reisenden, der zu dieser Zeit die Gefängnisse besuchte, und ihn den Tag vor seinem Tode, auf einer hölzernen Pritsche liegend, bis zu den Hüften unbekleidet, uud seine Wunden unverbunden fand. Der Verbrecher sagte damals noch zu dem Fremden, daß er gewiß wieder davon kommen würde, wenn man ihm nur eine Ader öfnen wollte; der Fremde sezte hierüber den Kerkermeister zu Rede, erhielt aber zur Antwort, es sey verboten ihm die geringste Hülfe zn leisten.

Mit Recht kann man also das so gerühmte Gesez, welches die Todesstrafe abschaft, der größten Unmenschlichkeit und Barbarei beschuldigen, weil es den Unglücklichen nur erhält, um ihm einen tausendfachen Tod leiden zu lassen. Man erwiedert hierauf, daß das Urtheil sagt; man solle ihn sterben lassen, aber in diesem Fall müßte es wenigstens auf der Stelle geschehen, ausserdem ist die Strafe grausamer als der Tod, und obendrein unpolitisch.

Die Exekutionen geschehen öffentlich um andere abzuschreken; die Zuschauer sehen den Delinquenten brandmarken, und vermuthen daß er nach Sibirien bestimmt ist; aber sie wissen nicht, daß man ihn ins Gefängniß zurükführt, um ihn dort sterben zu lassen.

Herr

Herr Coxe und andere Reisende behaupten, daß ein Knutmeister einen Delinquenten mit drei bis vier Hieben todt hauen könne. Wir wollen dies nicht bestätigen, denn wir sahen einen Beweis vom Gegentheil, an einem Mörder, dessen Urthel enthielt, daß er zu todte geknutet werden sollte; der Kerl hatte übrr 400 Hiebe, und war noch nicht todt. Wir glauben vielmehr, daß wenn einer unter der Knut stirbt, es von der Art herrührt, wie man ihm den Hals zusammenschnürt, und daß er alsdenn eigentlich zu reden strangulirt wird.

Die Art wie die Polizei während der Exekution Ordnung auf dem Plaz erhielt, war folgende. So wie die Menge etwas zu stark gegen den Kreis des Delinquenten herandrängte, so schlugen die Polizeidiener mit ihren Stöken links und rechts blindlings unter den Haufen; eben dies thaten die Kosaken mit ihren Peitschen, und spornten ihre kleinen Pferde durch das dikste Gedräng durch. Wir begreifen nicht wie kein Unglük geschehen ist, und wie sich jedermann diese Behandlung gefallen lassen konnte. —

Auf den Gesichtern der Zuschauer bemerkten wir nur zweierlei deutlich ausgedrükte Empfindungen. Bei den meisten war es eine Art wilder Freude, weil sie vielleicht die Sache als ein Schauspiel betrachteten, das nicht täglich vorfiel. Bei den übrigen war es eine Art Indifferenz, eine

Fühllosigkeit, die gleichweit von Mitleiden und Abscheu entfernt war.

Zur Ehre des weiblichen Geschlechts müssen wir sagen, daß wenige auf dem Plazj waren, und nur eine einzige Dame von Stand war im Wagen zugegen, und diese war, wie wir nachher erfuhren, eine Deutsche.

Wenn die Knut gegeben wird, so läßt die Polizei die vornehmen Herrschaften in der Stadt, Tags vorher davon benachrichtigen, damit sie ihre Bedienten dahin schicken können, um ein Beispiel zu nehmen. Da man also dadurch abschreken will so sollte die Exekution wenigstens auf einem Schaffot geschehen, damit jeder sehen könne, und nicht auf ebener Erde, wo nur die vordersten Reihen etwas davon sehen können.

Posten. Mehrere Zweige der innern Verwaltung haben eine große Verbesserung nöthig, und unter diesen stehen die Posten oben an. Das Briefporto ist unmäßig theuer, und vor einigen Jahren noch erhöht worden, um, wie es heißt, ein neues Posthotel, und ein anderes für den Generalpostmeister zu bauen. Beide Häuser sind nunmehr gebaut; die Taxe nicht vermindert, und wird wahrscheinlich nicht vermindert werden.

Beinah alle Briefe werden auf der Post geöffnet, wo man sie wenigstens sechzehn Stunden vor dem Abgang aufgeben muß; sehr oft giebt man sich nicht einmal die Mühe sie wieder zu versiegeln, wovon wir redende Beweise in Händen haben.

Alle Briefe nach dem Ausland und selbst nach dem Innern müssen frankirt werden; wir mußten einigemal für zwei ganz gleiche Briefe verschieden bezahlen, und der eine wurde einige Kopeken höher taxirt als der andere, blos weil es dem Postsekretär so gefiel. Wir mußten uns dies gefallen lassen, oder auf den Brief Verzicht thun; und da ein paar Kopeken nicht der Mühe werth sind zu klagen, so haben wir geschwiegen, da man ohnehin im Fall der Klage die ganze Sache würde abgeleugnet haben. Aber hierin liegt das Geheimniß, wie hier Leute einen großen Staat führen können, die einen Gehalt von 3 bis 400 Rubel haben, und zwei bis dreitausend verzehren. —

Die Post nimmt Briefe mit Bankzetteln beschwert an, und garantirt den angegebenen Werth, gegen $\frac{1}{2}$ Procent.

Zwölftes Kapitel.

Schauspiele. Russische Hörnermusik. Klubbs zu Petersburg. Weinachtsmesse. Buden. Kaufleute und Handwerker. Buchhandel und Häusermarkt.

Die Theater zu Petersburg und Moskau sind bis jezt die beiden einzigen im Reich. Zu Petersburg findet man eine Nationaloper, eine Nationalkomödie, und eine französische Komödie, welche

leztere besonders zum Dienst der Kaiserin bestimmt ist, und oft in der Hermitage spielt.

Diese drei Theater kosten der Kaiserin jährlich 170 bis 175,000 Rubel; wovon 100,000 für die Oper abgehen, ohngefähr 52,000 für die französische Komödie, und 21,000 für die russische. Beide leztere spielen auf demselben Theater; die Oper hingegen spielt in dem steinernen Theater, welches geräumig genug ist, und auch schön wäre, wenn nicht der Saal durch das Amphitheater in der Mitte auf eine unangenehme Art durchschnitten würde.

Die Oper spielt nur sieben Monathe im Jahr, und höchstens zweimal in der Woche. Die Preise sind wie bei den andern Theatern anderthalb Rubel auf den ersten Plaz, und ein Rubel ins Parquet, wo die Stühle numerirt sind, so daß man immer seinen Plaz findet. Die Garderobe ist sehr reich und prächtig; die Dekorationen aber, so sehr man sie auch rühmt, mittelmäßig und schlecht bedient, so daß immer etwas daran fehlt.

Die Sänger sind mittelmäßig, und die Chöre schlecht, und mit Kindern besezt, unter denen wir auch nicht eine nur päßliche Physiognomie fanden. Die Ballete sind auch nicht weit her; der erste Tänzer Lepicq hat seine schöne Zeit überlebt und wir bemerkten mit Erstaunen, daß Tänzer und Tänzerinnen nach ein höchstens zwei Reprisen außer Athem kamen. Dennoch kennen wir Russen die lange Zeit zu Paris gewohnt haben, und

diese Ballete hier unvergleichlich fanden; vorzüglich aber das im November 1791 gegebene Ballet **Dido**, wo achtzehn Pferde auf dem Theater erschienen. Bei diesem Anblik war alles außer sich vor Freuden, und nichts kann mit der Wirkung verglichen werden, die die Pferde hervorbrachten, ausgenommen die Lächerlichkeit, daß eine solche Sache so hoch erhoben werden konnte.

Diese achtzehn Pferde gingen mit ihren Reitern im kleinen Schritt übers Theater, und wurden noch überdies von einem, der neben herging, beim Zügel geführt. Hier ist doch wahrlich nichts Außerordentliches, am wenigsten für Leute die das St. Karlstheater zu Neapel und andere gesehen haben.

Das Ballet an sich war mit Widersprüchen und Albernheiten angefüllt. Aeneas empfing **Dido** in seinem Schlafzimmer, und beide allein, sezen sich aufs Bett um sich mit einander zu unterhalten. Im lezten Akt stund der Scheiterhaufen gerade unter dem Balcon des Pallasts der **Dido**, und brannte schon, so daß die Königin mitten durch die Flammen durchgieng, um in das erste Stokwerk hinaufzusteigen, und sich von da herunter in den Scheiterhaufen zu stürzen. —

Die französische Truppe ist sehr zahlreich, spielt aber selten für das Publikum. Mademois. Huß ist die erste Aktrize, und besizt viel Talente für das Trauerspiel, ob sie gleich das nicht ist, wozu sie die Russen erheben, die nie etwas Schiech-

tes oder Mittelmäßiges bei sich eingestehen wollen. Aufresne der in Frankreich lange Zeit die Rollen Brizards spielte, und des größten Theaters würdig ist, hält sich auch hier auf, ist aber jezt sehr alt.

Der Fürst Jussupoff hat die Direktion aller Theater, so wie die Aufsicht über die Sing- und Deklamationsschule. Man erräth schon, daß unter einem so einsichtsvollen Direktor alles vortreflich gehen muß; Spötter behaupten zwar, daß er der Erfinder des Ballets Dido sey, aber wir wissen von sicherer Hand, daß er nur die Ausführung dirigirte, und sich durch die häufigen Komplimente die man ihm deswegen machte, hinlänglich für seine Mühe belohnt hielt.

Es war auch eine italiänische Oper hier, die aber bei dem Krieg mit Schweden entlassen wurde. Marchesi und Madam Todi haben dabei gesungen, welches schon einen hohen Begrif davon giebt. Der berühmte Paisiello hat mehrere Jahre hier gestanden, jezt ist Martini an seine Stelle getreten, der durch seine Cosa rara und andere vortrefliche Kompositionen bekannt geworden.

Die Bälle werden auf dem Operntheater gegeben, und zwar den ganzen Winter durch alle Sonntage bis zur Fastenzeit. Die Entre'e kostet einen Rubel, und man erscheint nach Belieben, mit oder ohne Maske. Sie sind äusserst langweilig, man spaziert auf und ab, bekomplimentirt sich gravitätisch u. s. w.

Im Winter 1791 wurden bei dem Traiteur Lion Maskenbälle gehalten. Das Lokale ist grösser und artiger als in dem Opernhaus, die Gesellschaft aber ohngefähr dieselbe, folglich eben so langweilig. Nichts kann einen reizen diese Bälle zu besuchen, als etwa eine Liebesintrigue oder die Musik der russischen Hörner.

Diese Musik ist wirklich einzig in ihrer Art, und gehört unter die Dinge, worauf die Russen mit Recht stolz seyn können, denn sie verdient die Lobsprüche die man ihr ertheilt. Wir wollen suchen eine Idee davon zu geben.

Vierzig Musikanten haben jeder ein längeres oder kürzeres Horn, welche zusammen alle tiefen und hohen Töne angeben, doch hat jedes derselben nur einen einzigen Ton. Ihre Musik wird nicht notirt; dies wäre überflüssig, da der Musikus oft den Ton den er angiebt gar nicht zu nennen weiß; es ist hinreichend, wenn der Kapellmeister den Takt pünktlich angiebt, alsdenn verfehlt der Musikus seinen Ton gewiß nicht, wenn die Reihe an ihn kommt.

Die Magie dieser Musik ist ausserordentlich, und in einiger Entfernung gehört, würde man nie eine so seltsame Zusammensezung vermuthen. Die Musikanten besizen eine solche Pünktlichkeit, daß sie alle Arten Musik ausführen können, und das geübteste Ohr kann keinen Fehler entdeken. Die Nacht ist dieser Art Musik besonders günstig, und nichts gleicht dem Eindruk stiller Melancholie,

den man in schönen Sommerabenden dadurch empfindet.

Die Musik der Kaiserin besteht aus mehr als hundert solcher Hörner; Der Fürst **Potemkin** hatte seine eigene, das Garderegiment Semenowski hat gleichfalls eine, so wie mehrere Großen. Es werden drei Jahre zur Bildung eines solchen Orchesters erfordert, und zwar schiken sich nur Russen dazu. Denn schwerlich möchten sich im Auslande Leute finden, die zwanzig bis dreissig Jahre lang ein C oder D blasen wollten, und dadurch einen Grad der Pünktlichkeit erwerben, der beinah eher Maschinen als Menschen erfordert.

Der **Russische Tanz** ist sehr angenehm. Wir hatten ihn ehemals auf dem Pariser Operntheater vortreflich aufführen sehen, jedoch mit einigen Verbesserungen, die jedoch nicht zum Vortheil unserer großen Tänzer ausfielen, die ohnstreitig besser tanzen, aber nie einen Nationaltanz so gut ausführen werden, wie die Russen selbst. Die russischen Damen tanzen ihn zuweilen auf Privatbällen, nur Schade, daß er ihnen, wenn sie ihn gut tanzen wollen, immer ein gewisses Air giebt, welches Damen von Stand und Sitten nicht wohl haben sollen.

Der **Klubbs** giebts hier eine ganze Menge; man speißt zu einem bestimmten Preis, man spielt, und nimmt leicht Fremde an. Mehrere derselben geben Konzerte und Bälle. Der englische **Klubb** ist der älteste, und steht nicht unter

der Polizei; hier wird sehr viel und hoch gespielt; man kann aber nicht leicht Mitglied desselben werden; den Winter durch werden hier sehr angenehme Bälle gegeben, wo die beste Gesellschaft vom Handelsstande sich versammelt.

Der Ball des deutschen Klubbs ist gleichfalls sehr angenehm, vielleicht deswegen, weil die Russen, hauptsächlich die Offiziere davon ausgeschlossen sind. Wir besuchten auch den Tanzklubb wo wir sehr hübsche Bürgermädchen, und eine Menge Kammerdiener, Bediente u. s. w. fanden. Die Regierung ist über alle diese Punkte äusserst nachsichtig, und scheint sie eher zu begünstigen.

Eben so werden die Lustmädchen geduldet und von der Regierung geschüzt. Oft leben sie zusammen in einem Haus, und richten sich nach Gefallen ein. Aber die Russen die eine so große Menge Sklavinnen zur Befriedigung ihrer Sinne, immer im Haus haben, wenden wenig auf sogenannte unterhaltene Maitressen, und die Anzahl der leztern ist im Vergleich mit der Menge reicher Leute nicht beträchtlich. Die meisten Weiber oder Mädchen die hier dies Gewerbe treiben, sind Ausländerinnen, worunter hauptsächlich viele Deutsche, Schwedinnen, Dänen, Finnländerinnen u. s. w sind. Einige Französinnen haben sich gleichfalls durch die Hoffnung des Gewinnsts verführen lassen, hier dies Geschäft zu treiben, aber nur sehr wenigen ist es gelungen.

Der Weihnachtsmarkt fällt gerade zum Ende einer russischen Fasten, und das Volk welches leztere sehr streng beobachtet, sucht sich nun auf alle nur mögliche Art zu entschädigen. Der Markt wird auf einem großen Plaz nicht weit von Newskikloster gehalten, und mit einer ungeheuren Menge Eßwaaren aus den nördlichen Provinzen des Reichs versehen, die alle gefroren ankommen, und sich daher mehrere Monathe durch halten. Fällt aber plözliches Thauwetter ein, so verdirbt das Fleisch, und die Verkäufer werden alsdenn von der Polizei gezwungen, es in die Newa zu werfen, damit keine ansteckende Krankheit entsteht.

Während der vierzehn Tage die dieser Markt dauert, stehen die steif gefrornen und ausgeschlachteten Thiere als Ochsen, Schweine, Geflügel, Hasen u. s. w. in langen Reihen, wie lebendig auf dem Markt, und verursachen einen ganz seltsamen Anblik. Alles läuft dahin spazieren, und die vornehmsten Herren kaufen zuweilen selbst ihren Vorrath ein.

Die Buden oder Kaufläden, sind in einem sehr großen, mit zwei Reihen Arkaden übereinander versehenen Gebäude enthalten. Hier sind blos russische Kaufleute, die Fremden wohnen in der Stadt zerstreut; jede Waare hat ihre eigene Abtheilung, so daß man z. B. alles Pelzwerk, Seidenzeug u. s. f. beisammen findet. Nie sieht man ein Weib in diesen Laden, und so kalt es seyn

mag, darf niemand Feuer oder Licht hineinbringen, ohnerachtet das Gebäude von Baksteinen und gewölbt ist. Man kann denken welche Kälte man im Winter darin auszustehen hat; zum Glük ist der Tag alsdenn sehr kurz. In der Nacht sind hier besondere Wachen ausgestellt, ausserdem legt jeder Kaufmann einen großen Hund vor seinem Laden.

Diese Buden sind das Rende'svous der guten Gesellschaft, und die Straßen ringsumher werden nicht leer an Wagen. Ausser diesen Buden, sind auch in der Gegend der Bank mehrere Kaufläden; die dahin führende Straße wimmelt immer von Menschen, und alten Trödelwaaren, daher sich auch die Spizbuben fleißig einstellen.

Beinah am Ende der Straße Newski, kommt man auf den **Wagenmarkt.** Sie bestehen meistens aus Kibitken oder Schlitten je nach der Jahrszeit; es werden auch viele Halbchaisen nach deutscher Art verfertigt; sie sind nicht übel gemacht, aber die fremden Sattler fordern gerade doppelt soviel als die Russen, unter dem Vorwand, daß sie bessere Arbeit liefern, welches nicht immer der Fall ist.

Den Reisenden rathen wir an, sich immer russischer Fuhrwerke zu bedienen, denn mit englischen oder französischen Wagen kann man leicht unterwegs liegen bleiben, weil im Fall etwas bricht, niemand da ist um es auszubessern. Ferner sind die russischen Postillons nicht gewohnt

dergleichen Wagen zu fahren, auch haben sie selten die Spur für die russischen Wege. Die besten Reisewagen sind die sogenannten Wiener Chaisen mit hölzernen Federn, die in jedem Dorf ausgebessert werden können.

Kaufleute und Handwerker. Wenn man die ungeheuren Preise bedenkt, welche die petersburger Kaufleute für ihre Waaren fordern, so sollte man glauben, daß sie alle binnen kurzer Zeit reich werden müssen, und doch ist nichts gewöhnlicher als daß sie am Ende bankrott machen; wozu mehrere Ursachen beitragen.

Erstlich ist zwar der Profit den sie auf ihre Waaren nehmen, sehr beträchtlich; dafür geht alles, was an etablirte Russen verkauft wird, auf Kredit; wovon ein Theil bezahlt, der andere nicht; sie machen es also wie die Juden mit den Studenten, das heist, zwei Bezahlende müssen vier bis fünf schlechte Bezahler übertragen; bezahlen mehr als zwei, so ist der Gewinnst groß; eben so ist es hier, wer nicht auf Kredit verkaufen wöllte, würde gar nichts los werden; Fremde die für baar Geld kaufen, kommen dabei am schlimmsten weg.

Zweitens machen die Kaufleute zu Petersburg einen zu großen Aufwand, müssen gewissermaßen Equipage halten, und halten überdies offne Tafel, wo ihnen die vornehmsten Herren die Ehre erweisen, ihre Suppe zu essen, und ihre Waaren anzunehmen, die sie vielleicht nie bezahlen. Der Kaufmann fühlt sich durch diese Ehre unend-

lich geschmeichelt, und sieht nicht, daß man nur zu ihm kömmt, um das Vergnügen zu haben, ihm einige tausend Rubel mehr schuldig zu werden, oder seinem Kopfpuz eine Zierde mehr zuzusezen.

Drittens trägt selbst der Reiz des Bankrottirens mit dazu bei; denn dies ist das sicherste Mittel seine Schulden leicht zu bezahlen, und reich zu bleiben, indem man vorgiebt nichts mehr zu haben. Die Russen sind vorzüglich geschikt diese schöne Entdekung zu benuzen, und die Fremden die sich bei ihnen niederlassen, müssen dieselben Grundsäze annehmen, wenn sie nicht zu viel verlieren wollen.

Bei den russischen Kaufleuten ist auf keine Treue und Glauben zu rechnen, und es ist wirklich belustigend sie auf die Probe zu stellen. Kauft man z. B. einen Mantel, ein paar Stiefeln, Schuhe und dergleichen, und wendet die Augen weg, um Geld zu suchen, so ist die Waare vertauscht, und beim Nachhausekommen erstaunt man einen Mantel, oder Stiefeln gekauft zu haben, die aus lauter alten Stüken zusammen geflikt sind. Nun läuft man zu dem Kaufmann zurük, und beschwert sich, der aber ganz kalt erwiedert, man habe es erhandelt weil man es hätte; weiter ist nichts mit ihm auszurichten.

Eine andere Gewohnheit der russischen Kaufleute besteht darin, daß, wenn man eine Sache gehandelt hat, es sei nun zum Verkauf oder Einkauf, und das Geld nicht auf der Stelle erlegt, so

wird, wenn man hernach wiederkommt, der Handel als nicht geschehen angesehen, wenn man nicht etwas mehr geben, oder beim Verkauf etwas weniger nehmen will. Kurz, alle Mittel den andern um sein Geld zu bringen, gelten in diesem Lande, sogar die unverschämtesten, wie z. B. daß man bis den andern Tag auf Kredit kauft, und dann einen Wechsel mit einem falschen Namen hingiebt, (wird man ertappt, so wird geleugnet) oder, daß man erhandelte Waaren in die Tasche stekt, und wenn der Kausmann es bemerkt, selbst über seine Zerstreuung lacht u. s. w.

Mit den **Handwerkern** kömmt man noch schlimmer an; diese fordern erst Geld voraus, der Schneider z. B. um Tuch zu kaufen; der Schuster für Leder u. s. f. Der Käufer ist dadurch gezwungen die Waare zu nehmen, oder seinen Vorschuß zu verlieren.

Ein Handwerker verspricht eine Arbeit binnen drei Tagen zu liefern, die er in drei bis vier Wochen erst bringt; dann aber fordert er auf der Stelle seine Bezahlung, und wenn man fragt warum, so gesteht er daß er einem nicht traut; eiu naives Geständniß, daß er selbst ein Spizbub ist, und auch andere dafür hält.

Die Sklaven welche Handwerker treiben, sind nicht Meister ihrer Zeit, sie müssen für ihre Herren, und für die so sie jährlich bezahlen, arbeiten; wozu denn noch kommt, daß sie von 24 Stunden, zwölf, bis funfzehn verschlafen, und von zwei Ta-

gen, nur einen nüchtern sind; folglich bleibt ihnen wenig Zeit zur Bedienung der Fremden.

Die Nationalhandwerker arbeiten um einen Drittel, zuweilen um die Hälfte wohlfeiler als die Deutschen und Franzosen; freilich arbeiten leztere etwas besser, aber doch nicht in solchem Verhältniß. Man sezt überhaupt die Arbeiten der Russen zu sehr herunter; und sie würden gewiß noch besser arbeiten, wenn sie nicht dadurch muthlos gemacht würden, daß sie sehen, wie alles was von Fremden kommt theurer bezahlt wird. Es ist also sehr natürlich, daß sie nicht viel Fleiß auf ihre Arbeiten wenden, da sie ihnen nicht nach dem Werth bezahlt werden; lieber arbeiten sie schlecht und wohlfeil.

Wir sezen zum Vergleich einige Preise bei. Ein Paar russische Schuhe kosten anderthalb bis dritthalb Rubel — ein Paar deutsche, fünf bis achthalb. Ein Paar russische Stiefeln kosten dritthalb bis vier Rubel — ein Paar deutsche Stiefeln, acht bis zehn Rubel u. s. f.

Buchhandel. Ohnerachtet die Russen wenig lesen, und die Anzahl gelehrter Männer äußerst klein ist, so giebt es mehrere Buchladen in Petersburg und einige in Moskau. Freilich sind einige darunter, deren Vorrath sich nicht über dreitausend Bände erstrekt. Unter den französischen Buchhändlern ist Gay am besten versehen. Alle ausländischen Bücher sind sehr theuer, ohnerachtet sie zollfrei sind, und der Transport zur See

nicht viel beträgt. Um das Verhältniß zwischen den französischen und russischen Bücherpreisen zu kennen, muß man den Rubel zu zwei französische Livres berechnen, so daß wenn ein Buch in Frankreich oder Deutschland sechs Livres oder einen Laubthaler kostet, es in Petersburg für drei Rubel verkauft wird. Doch muß man dabei in Anschlag bringen, daß hier alles auf Kredit verkauft wird; Bücher, Musik, Kupfer u. s. w.

Einige Buchhändler z. B. Herr **Weitbrecht**, treiben ihr Geschäfte mit der äußersten Bequemlichkeit. Verlangt man z. B. ein nicht beträchtliches Buch, so erhält man zur Antwort, man hätte es zwar, aber es verlohne sich nicht der Mühe es aufzusuchen; höflicher wäre es wenigstens zu sagen; man habe es nicht. Das Broschiren und Einbinden der Bücher ist hier außerordentlich theuer.

Der **Häusermarkt** ist der Stadt Moskau allein eigen. Außerhalb der lezten Ringmauer findet man ganze Häuser von jeder Größe auseinander gelegt; das heißt zugehauene Balken, mit ihren Riegeln, Zapfen, Bohlen u. s. w. alles genau numerirt, so daß es binnen wenig Stunden zusammengefügt werden kann.

Der Käufer bestimmt die Anzahl der Zimmer und die Größe derselben, und wenn der Handel richtig wird, läßt er sein Haus wegfahren; binnen drei Tagen kann es hernach stehen und bewohnt

bewohnt werden. Diese Häuser sind nicht theuer, aber auch nicht geräumig, denn sie sind nur ein Stokwerk hoch, und haben selten mehr als drei Abtheilungen; man kann aber auch größere bestellen.

Dreizehntes Kapitel.

Russische Bauren, deren Wohnungen, Lebensart, Gewohnheiten und Bäder.

Es ist bekannt, daß diese Klasse, welche neunzehn Theile der ganzen Menschenmasse in Rußland ausmacht, unter einem Joch seufzt, welches der Regierung die eine solche Knechtschaft duldet, weit nachtheiliger ist, als dem Individuum, dessen Begriffe sich nicht über das Feld erheben, das es mit seinen Thränen benezt, und in dessen Brust das Gefühl der Freiheit nicht emporkeimen kann.

Wir wollen uns nicht über die Mittel einlassen, die man ergreifen müßte, um ein so großes Volk zur Freiheit zu bilden; ein solches Unternehmen erfordert viel Einsicht, Klugheit, und Standhaftigkeit, und man würde den Zwek ganz verfehlen, wenn man die Sklaverei mit einemmal aufheben wollte. Diese Masse unwissender, roher und abergläubischer Menschen, würde vielleicht einer Heerde wilder Tieger gleichen, wenn der

Gesezgeber nicht langsam und unmerklich die Wege vorbereitete, und den schreklichen Mißbräuchen vorbeugen wollte, die eine so plözliche Veränderung nothwendig mit sich bringen mußte.

Die Häuser der russischen Bauren sind alle nach einem Muster eingerichtet. Der Hof besteht aus einem großen Vierek, der rings um mit Schoppen und Ställen bebaut ist, wovon der Heuboden den Hintergrund ausmacht; hinter welchem noch ein kleiner Küchengarten angelegt ist. Die Häuser bestehen blos aus querübereinander gelegten Balken, deren Fugen mit Moos verstopft sind.

Die Wohnstube ist gewöhnlich auf der Erde; zuweilen auch im ersten Stokwerk, wo man alsdenn eine schlechte Treppe, die eher einer Leiter gleich sieht, hinaufsteigen muß. Diese Stube ist ein Quadrat von funfzehn bis zwanzig Schuh; der Ofen steht bald rechts bald links, aber immer zur Seite der Thüre, und ist so groß, daß er beinah den vierten Theil der ganzen Stube einnimmt. Oben drüber ist eine Fläche, welche der ganzen Familie und den Fremden zur Schlafstelle dient, und hier liegen Männer, Weiber, und Kinder, alt und jung, alles untereinander.

Dieser Ofen wird Morgens früh geheizt, und alles was man den Tag über braucht, darin gekocht. Sobald das Holz zu Kohlen verbrannt ist, werden sie auf einen Haufen in eine Eke zusammengestrichen, und der Ofen fest verschlossen,

wodurch denn bald eine unerträgliche Hize in der Stube entsteht. Bald nachher werden die kleinen Holzspäne zum troknen darauf gelegt, welche den Abend statt des Lichts dienen sollen, weil man von leztern selten welche sieht.

Die Wärme dieser Ofen ist so stark, daß man Abends noch alles darauf erhizen kann; und die Hize des Zimmers nimmt immer zu, je mehr man sich erhebt. So fanden wir z. B. bei einer Höhe von dritthalb Schuh von der Erde 11 Grade; bei fünf Schuhen 24 Grade, und höher 28, 30 bis 32 Grade.

Die Zimmer sind gewöhnlich nur sechs bis sieben Schuh hoch; rings herum läuft eine Bank, von ohngefähr anderthalb Schuh Höhe; und fünf Schuh von der Erde ist rings herum ein Bret angebracht. Der Thüre gegenüber ist ein Gestelle angebracht, welches mit Bretern belegt wird, und worauf diejenigen schlafen, die keinen Plaz auf dem Ofen haben.

Bei der Thüre neben dem Ofen hängt zuweilen ein Vorhang herunter, der die Stube in zwei Theile abtheilt; und bei wohlhabenden Bauren findet man hinter demselben eine Art Bett, das heißt, eine schlechte Matraze und eine noch schlechtere Deke; aber auch dies ist sehr selten. Die Stube hat immer drei Fenster gegen die Straße zu, und eins gegen den Eingang des Hofs; die

Fensterscheiben sind von Glas, und das Dach ragt auf der Fensterseite drei bis vier Schuh vor, damit beim Aufthauen die Feuchtigkeit nicht in die Stube dringe.

Die Mobilien bestehen aus einem hölzernen tragbaren Tisch, dessen unterer Theil gewöhnlich mit Fächern, oder Schubladen versehen ist. Ein Gefäß hängt an der einen Seite, worin sich die Russen mehrmals des Tages waschen, z. B. vor der Mahlzeit, vor dem Schlafengehen u. s. w. Ein Kübel mit Wasser steht bei großer Kälte neben dem Ofen; und in der Stube herum stehen einige hölzerne Schemel.

Die Töpfe sind von Erde, und das übrige Geräthe von Holz. Neben dem Ofen hängt eine Waage, um das Brodt zu wiegen, und viertehalb Schuh von der Erde stekt eine hölzerne Gabel in der Wand, worin die Späne, welche des Abends statt des Lichts gebrannt werden, gestekt werden.

Dem Ofen gerade gegenüber sind mehrere Heiligen-Bilder angebracht, vor welchen die Russen Morgens und Abends ihre Andacht mit vielen Bekreuzigungen verrichten. Beim Eintritt in die Stube neigen sie sich gegen dieselben, und manche fallen sogar davor nieder, und küssen die Erde mehrmals.

Das Unbequemste in diesen Stuben ist der Rauch, der vorzüglich durch das brennende Holz, so statt des Lichts dient, vermehrt wird, und so stark ist, das wir mit zwei Wachslichtern nur die

Eke wo wir ſaßen, erleuchten konnten. Dazu kömmt noch, daß wenn man hinausgeht, die Leute die Thüre ſogleich ſorgfältig wieder verſchließen, damit der Rauch ja nicht hinausgehe; dieſe Thüren ſchließen überdies ſehr feſt, obgleich ohne Schloß, öffnen ſich nach außen, und ſind ſehr niedrig.

Die **Kleidungsart der Ruſſen** iſt bekannt und ſehr bequem. Im Winter beſteht ſie in einem Leibrok von Schaaffellen, der bis über die Kniee herunterfällt; im Sommer iſt dieſer Rok von Tuch, und immer mit einem Gürtel umwunden. Im Winter beſtehen ihre Strümpfe in einem langen Streifen Tuch, der auf und abwärts um den Fuß herumgewunden wird; die Schuhe ſind von Baumrinde, und werden mit Baſt gebunden. Des Sommers bedeken ſie den Kopf mit einem hohen runden Huth, des Winters aber mit einer Pelzmüze; der Hals bleibt immer, und im ſtrengſten Winter unbedekt, und die Hände ſchüzen ſie mit doppelten Handſchuhen, wovon die äußern ohne Finger ſind.

Der ruſſiſche Bauer hat faſt immer das Beil in der Hand, welches ſein Hauptwerkzeug iſt, und außerdem hängt ein Meſſer an ſeinem Gürtel. In mehr als zwanzig Baurenſtuben, die wir auf dem Wege von Petersburg nach Moskau ſahen, fanden wir nur einen einzigen Weberſtuhl, und der Mann der darauf arbeitete, hatte zu Petersburg in der Treſſenfabrik von Ovogorikoff geſtanden.

Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß wir die Baurenstuben bei weitem nicht so schmuzig fanden, als man sie uns geschildert hatte: man bemerkt aber doch einen großen Unterschied unter den Sklaven der Krone nnd unter denjenigen der Edelleute; erstere sind immer wohlhabender, und es ist nichts Seltenes an Sonn- und Festtagen Bauerweiber zn sehen, deren Müzen 100 und mehr Rubel werth sind.

Nahrung. Der russische Bauer nährt sich gut, wenn es ihm erlaubt ist; aber seine vier Fastenzeiten hält er streng. Die Osterfasten dauert sieben Wochen; vor Weinachten fastet er vierzig Tage; nach Pfingsten wieder vierzehn Tage, und nach dem ersten August, abermals vierzehn Tage; dazu kommen noch eine Menge einzelner Fasttage, so daß genau genommen, ein religiöser Russe das ganze Jahr durch, nur sechzig bis siebzig Tage Fleisch essen darf.

Während unsers Aufenthalts zu Moskau, wollte uns der Graf Scheremetoff einen Begriff von einer russischen Fastenmahlzeit geben, und es kamen mehr als dreißig Gerichte auf dem Tisch, woran weder Butter noch Oel war, sondern Fischbrühe. Mit einer solchen Fasten wollten wir das ganze Jahr zufrieden seyn.

Der Bauer liebt vorzüglich das Schweinefleisch, welches gewöhnlich gesalzen ist; im Winter aber wo es durch den Frost erhalten wird, ißt er es frisch, indem er das gefrorne Fleisch oft in kaltem

Wasser abwäscht, wodurch es aufthaut, und nachher so gut und frisch ist, als wenn das Thier eben geschlachtet worden. Die übrige Nahrung des Bauren besteht in geräuchertem oder gesalzenem Fisch, gesalzenen Gurken, Kraut, Schwämmen, Zwiebeln, und Grüze; Brod ißt er, so wie alle nordischen Völker wenig.

Wasser ist dem Russen als Getränk beinah unbekannt; sein Trank besteht in **Quas**, **Kislichi** oder **Meth**. Der **Quas** wird aus Roggenmalz und Gerstenmehl durch Gährung bereitet; der **Kislichi** besteht aus denselben Ingredienzien, nur wird noch etwas Krausemünze oder sonst eine bittere Pflanze daruntergemischt. Dies Getränk ist antiskorbutisch.

Aber sein Lieblingsgetränke, das er leidenschaftlich liebt, ist der **Brandtwein**, und sobald der Bauer etwas Geld hat, besäuft er sich. Die unzählichen Feste des russischen Kalenders, sind eben so viel Tage der Trunkenheit, und da der folgende Tag immer einen neuen Rausch nach sich zieht, so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß der gemeine Russe über die Hälfte des Jahrs betrunken ist.

Diese Lebensart zerstört frühzeitig seine Gesundheit; ein Bauer von sechzig Jahren ist gewöhnlich unbrauchbar und stumpf; Greise von siebzig und drüber sind selten. Die Gewohnheit sechs bis sieben Monathe in brennend heissen Stuben zuzubringen, worin sie kochen und waschen, und

deren Luft nie erfrischt wird, trägt auch Vieles zur Entvölkerung des Reichs bei.

Der Russe von allen Ständen, verschläft zwei Drittel des Tages, und bringt das übrige Drittel mit Essen zu. Die aus der Verdikung der Säfte entstehenden Krankheiten, sind die natürlichen Folgen davon; bessern ihn aber nicht.

Die Habsucht des Bauren geht über alle Begriffe, ist aber bei einem so armseligen Zustand sehr begreiflich, weil er nichts besizt, als was er der Raubsucht seines Herrn oder dessen Verwalter entziehen kann. Sobald er daher ein paar Rubel hat, so vergräbt er sie, und dies trägt vielleicht nicht wenig zur Verminderung des baaren Geldes in Rußland bei.

Der russische Bauer ist nicht nur habsüchtig sondern stiehlt auch wie und wo er nur kann, und diese schlimme Gewohnheit, ist nicht blos auf die untere Klasse eingeschränkt. —

Er hängt überdies so fest an seinen alten Gebräuchen, daß **Peter der Erste** troz seinem Despotismus, es nicht dahin bringen konnte, die langen Bärte abzuschaffen; die Bauren tragen sie noch, und da ihre Popen ein Gleiches thun, so ist dies ein geheiligter Gebrauch. Ueberhaupt liebt der Russe keine Neuerungen, und bleibt bei der Kunst seines Vaters stehen, ohne sie zu vervollkommnern, daher sind seine Schlitten, Fahrzeuge, Mobilien, Gefäße und dergleichen dieselben die sie vor hundert Jahren waren.

Tobak rauchen die russischen Bauren nicht, und zwar aus einem religiösen Grundsaz, weil sie es für eine Verunreinigung halten. Die Gewohnheit ihre Weiber zu schlagen, ist von vielen Reisenden als ein Beweis gegenseitiger Liebe ausgegeben worden, allein das gehört mit zu den übrigen Lügen die sie uns für Wahrheiten zu geben belieben.

Der russische Bauer schlägt so wie der deutsche sein Weib, weil er roh, ungeschliffen, und mehrentheils betrunken ist. Die Weiber seufzen darüber, und ertragen es in Geduld, weil sie Sklavinnen anderer Sklaven sind, die jedermann gehorchen müssen, nur über ein einziges Wesen herrschen, nnd deswegen gerne ihre Autorität mißbrauchen.

Wir waren zuweilen Augenzeugen von solchen häuslichen Zänkereien, die sich immer mit Schlägen endigten. Der Mann schlug seine Frau in unsrer Gegenwart, ohne Bedenken und ohne Scheu; die Frau leistete keinen Widerstand, als durch Thränen, und schien diese Mißhandlung als ein mit ihrer Lage nothwendig verknüpftes Uebel zubetrachten, aber sie schien weit entfernt, es für ein Zeichen der Zuneigung ihres Mannes zu halten. —

Der Russe ist von Natur munter, fröhlich, und liebt Vergnügen, Tanz, und Gesang. Die Brandtweinsschenken ertönen immer von lautem Jubel. Tanzen und Singen sind seine Leidenschaften: ersteres ist angenehm, lezteres aber eintönig, und wenig verändert; funfzig Kerls schreien aus vollem

Hals stundenlang dasselbe Lied herunter; der Postillon singt beim Abfahren, die ganze Station durch, bis zum Ankommen auf der andern. Die Soldaten singen auf dem Marsch, und tanzen im Lager; so daß es scheint, als wenn sie sich über ihr trauriges Schiksal betäuben wollten. Auch dem Spiel sind sie so wie die höhern Stände, aus Müssiggang und Gewinnsucht ergeben.

Oben haben wir gesagt, daß der Russe alles thut, was man haben will, und dies ist nicht übertrieben. Ein Herr sagt zu einem seiner Sklaven, du sollst ein Schneider seyn; zum andern, ein Grobschmidt; zum dritten, ein Maurer; zum vierten, ein Musikus; jeder versichert daß er nichts davon versteht, allein der Stok fängt an zu regieren, und regiert so lang, bis jeder das ist, wozu man ihm bestimmt hat. Die beständige Furcht in der sie leben, macht sie äusserst aufmerksam auf alles was man ihnen sagt, oder andeutet, sie errathen sehr gut jedes Zeichen, und wir haben Fremde gekannt, die von russischen Bedienten, ohnerachtet sie beide nicht miteinander sprechen konnten, sehr gut bedient wurden.

Die Wasserbäder sind wenig im Gebrauch, desto mehr aber die Dampfbäder, die der Russe beinah gar nicht entbehren kann. Ueberall sind dergleichen angelegt, auf dem Land wie in den Städten, und der Eintritt in eine solche Badstube kostet drei Kopeken. Sie bestehen aus einer Schwizstube, und einem offnen Hof, wo diejenigen

die genug geſchwizt haben, nakend herumſpazieren, ſich im Schnee herumwälzen, und ſich Waſſer über die Köpfe gießen, und ſich mit Weiden- oder Birkenzweigen ſanft ſchlagen laſſen.

Der Ruſſe in den Städten beſtimmt gewöhnlich den Sonnabend zu ſeinem Bad, als eine Vorbereitung auf den Sonntag. Die Hize der Badſtuben beträgt gewöhnlich 38 bis 42 Grad; und da der Grad der äußern Kälte zuweilen auf 28 bis 30 Grad Reaumur ſteigt, ſo beträgt die Differenz der beiden Atmosphären 70 Grad; deſſen ohngeachtet gehen die Ruſſen leicht von einer in die andere über, und gewöhnen ihre Kinder daran, daher ſie denn gegen alle Witterung und Strapazen abgehärtet ſind. Freilich erfährt man nie, wie viele der Probe unterliegen, aber die ſo ſie überſtehen, ſind ſtark, nervigt, und geſund.

Selten ſieht man hinkende, bukligte, oder ſonſt von der Natur verwahrloſte Ruſſen; ihre Kinder ſind daher wohlgeſtaltet und gleichfalls ſtark, denn ein ſchwächliches von der Natur nicht begünſtigtes Kind, wird ſo wenig gepflegt, ſo vernachläſſigt, und verlaſſen, daß es ſelten aufkommt.

Das Bad iſt des Ruſſen höchſtes Hülfsmittel gegen alle Uebel und Gebrechen, wozu er noch Thee, oder einen Pflanzenabſud rechnet. Seine Medizin beſteht in einem Glas Kornbrandtwein,

worin er zuweilen Schießpulver, zuweilen Schnupftobak auflöst, und es so trinkt. Dieses Mittel hilft zuweilen dem Starken, ist aber dem Schwachen nicht selten tödtlich.

Vierzehntes Kapitel.

Handel, Zoll, und Aus- und Einfuhre in russische Häfen.

Kein Land in der Welt liegt für den Handel so bequem wie Rußland; es ist von allen Seiten mit Meeren umgeben, und seine zu große Ausdehnung wird durch die Leichtigkeit des Transports zu Schiff wieder einigermaßen ersezt. Die Häfen der Ostsee und des schwarzen Meers empfangen die vielfältigen Produkte von Europa und Amerika, und die Schäze Indiens könnten in denjenigen des Kaspischen Meers ankommen, wenn nicht die Regierung gerade diesen Theil ihrer Besizungen am meisten vernachlässigte. Rußland hat keine Besizungen in Amerika, und hat bisher auch noch keinen Versuch gemacht, sich die Produkte dieses Welttheils selbst zu verschaffen sondern steht in diesem, so wie in manchen andern Punkten, noch unter dem Tribut der Engländer, Holländer, vorzüglich der Franzosen, die (wenigstens bis zum Jahr 1793) ihm über die Hälfte seiner Konsumtion an Zuker, Koffe, Indigo und dergleichen lieferten.

Rußland zieht aus der Fremde seine Weine Stoffe und Zeuge aller Gattung, Mobilien, Arzneien u. s. w. Kurz die Einfuhr ist ausserordentlich beträchtlich.

Die Häfen von Kamtschatka auf die Rußland so stolz ist, werden vermöge ihrer zu großen Entlegenheit noch lange unnüze Besizungen bleiben, denn wenn man auch eine Niederlage für das Pelzwerk aus der Südsee und den kurilischen Inseln daselbst anlegen wollte, so würde von ihrer Ausschiffung an, bis zur Ankunft in der Hauptstadt so viele Zeit erfordert werden, daß unterdessen Schiffe auf dem geraden Weg dieselbe Absicht, und mit weniger Kosten, und weniger Gefahr erfüllen könnten. Aus eben diesem Grund wird der Handel mit Japan gleichfalls nie beträchtlich werden; und wir wiederholen nochmals, daß Rußland besser thäte, diesen unnüzen Besizungen zu entsagen, und sich blos auf seinen Tauschhandel mit China, und seine Bergwerke einzuschränken.

Ganz anders würde es sich mit dem Handel nach Indien auf dem Kassischen Meer verhalten wenn Rußland die Vortheile desselben zu schäzen wüßte. Denn da diese Waaren blos Persien zu durchreisen brauchten, um in russische Häfen zu kommen, so könnten sie schneller als auf dem gewöhnlichen Weg in dem Mittelpunkt des Reichs anlangen. Astrakan wäre alsdann die Niederlage davon, und die ungeheure Entfernung dieser Stadt von Petersbnrg, würde vermöge der innern Schif-

fahrt verschwinden, wodurch die Produkte Indiens und Persiens in alle Theile des russischen Reichs vertheilt werden könnten.

Der Diamantenhandel mit Holland war immer beträchtlich. Im Jahr 1791 war der Preis der Brillanten folgender. Ein Brillant von einem Karat, ohne Fehler, 80 bis 90 Rubel; ein Karat kleiner Brillanten, wovon sechs bis acht auf einen Karat gehen 50 bis 60 Rubel; ein Brillant von sechs Karat, ohne Fehler 3500 bis 4000 Rubel.

Die Menge Seen im Innern des Landes sollten den Handel befördern, dies ist aber nicht der Fall. Der Ladogasee z. B. ist sehr häufigen Stürmen unterworfen, daher **Peter der Erste** den Kanal neben demselben anlegen mußte. Der See **Baikal** an der Gränze der Chinesischen Tartarei, ist wenigstens eben so gefährlich; und das Kaspische Meer ist noch jezt ein Schreken der Seefahrenden. Dazu kömmt noch die Unwissenheit der Russen, der Mangel an guten Häfen, und die Wildheit der Völker die dessen östliche Küsten bewohnen; lauter Umstände die dieses Meer gefährlich machen, und dem ganzen Vortheil desselben auf die Fischerei einschränken.

Man weiß jezt, daß die vorgeblichen unterirdischen Schlünde des Kaspischen Meers, wodurch dessen Wasser sich in den Persischen Meerbusen ergießen sollte, gar nicht existiren. Das Kaspische Meer liegt niedriger als alle Meere,

und dies erklärt alles; die Ausdünstung desselben ist mehr als hinreichend, um ihn eine Masse Wasser zu entziehen, die derjenigen gleich ist, die es von verschiedenen Flüssen erhält; und ohne den Regen würde dieses Meer gar merklich vermindert werden.

Eben diese Bemerkungen gelten auch für das schwarze Meer, welches weit mehr Zufluß an Wasser hat, und nur einen engen Kanal zum Abfließen, eine stärkere Ausdünstung haben muß, um nicht aus den Ufern zu treten. Diese Meere und Seen haben auch keine große Mannichfaltigkeit an Fischen, und selbst die Ostsee hat manche Gattungen gar nicht. Peter der Erste ließ einige Schiffe voll Austern hineinwerfen, die aber, wegen der wenigen Salzigkeit des Wassers nicht darin fortkommen konnten.

Man schätzt den Handel der Stadt Petersburg ohngefähr auf zwei Drittel des Handels von ganz Rußland, seitdem ersterer um einige Millionen vermehrt worden. Die Ursache dieser Vermehrung lag in dem Schleichhandel der von Lief- und Estland aus zu Lande dahin getrieben wurde, so daß manches Jahr für sechs bis acht Millionen Rubel Waaren in Petersburg ankamen, während an den Zöllen nur 5 bis 600,000 Rubel angegeben wurden.

Diesen Mißbrauch hat die Regierung durch die Verordnung gesteuert, daß nur die Waaren aus Pohlen zu Lande, alle übrigen aber zur See dahin

kommen sollten; aus diesem Grunde, stieg in den lezten Jahren die Einfuhr beträchtlich höher, und man kann den ganzen Handel von Rußland gegenwärtig auf fünf und dreissig Millionen Rubel schäzen.

Die Bilanz ist freilich immer zum Nachtheil Rußlands, weil seine Fabriken, Manufakturen, und Ausführungsprodukte immer in demselben Verhältniß bleiben, der Luxus aber täglich steigt, und folglich größere Einfuhr von dem Ausland nothwendig macht.

Die Stadt und Hafen **Reval** die man keines beträchtlichen Handels fähig halten sollte, empfängt jährlich für sieben bis acht Millionen Rubel an Waaren, wovon der Grund folgender ist.

Es ist ein Gesez vorhanden, welches verordnet, daß sobald Waaren die nach dem Werth, und nicht nach dem Gewicht geschäzt werden, z. B. Mobilien, Galanterie- und Modewaaren, taxirt sind, das Zollhaus sie gegen 20 Procent über die Taxe behalten kann; dies geschieht deswegen, damit dergleichen Waaren nicht zu niedrig taxirt werden, weil sie 30 bis 40 Procent abgeben müssen. Zu Petersburg wäre es gefährlich dergleichen Versuche zu machen, weil die Anzahl der Kapitalisten daselbst beträchtlich ist, und man leicht überrascht werden könnte. Zu Reval hingegen sind deren wenige, und da also die Gefahr nicht so groß ist, so landen die Kapitains lieber in lezterem Hafen.

Der

Der Handel Rußlands mit England iſt ſo ſehr zum Nachtheil der erſtern Nation, daß ſie ohngefähr eine Million Pfund Sterling dabei verliert.

Im Jahr 1791 liefen zu Petersburg ein 1,023 Schiffe; ausgelaufen ſind 1,029. Unter dieſen waren ohngefähr 250 engliſche gegen 509 die Breter an Bord hatten, und ohngefähr eben ſo viel (250) in den übrigen ruſſiſchen Häfen. Ein Bret von zwölf bis zwanzig Schuh Länge, eilf Zoll Breite, und achtzehn Linien Dike, koſtet 20 Kopeken. Das Pud Eiſen 135 bis 150 Kopeken. Zu Petersburg rechnet man einige zwanzig engliſche Handlungshäuſer; zu Archangel ein einziges. Die holländiſchen Schiffe, die vermöge ihrer flachen Bauart weniger Waſſer fordern, können mit hundert und zwanzig Laſt bis in den Hafen von Petersburg einlaufen, ohneracht die Mündung der Newa höchſtens acht Fuß Waſſer hat.

Die Ruſſen ſind äuſſerſt kühn im Handel, vorzüglich wenn es große Unternehmungen betrift, die im Lande ſelbſt bleiben; ſobald aber Seereiſen damit verknüpft ſind, verlieren ſie den Muth, und der Ruſſe wird in Anſehung der Marine und des Seehandels noch lange hinter den übrigen Europäern zurükſtehen.

Ihre Treue und Glauben im Handel iſt auch ſehr zweideutig. Sie verkaufen immer ihre Lan-

desprodukte gegen baar Geld, und lassen sich die Hälfte vorauszahlen; fremde Produkte hingegen erhandeln sie auf zwölf, funfzehn, vier und zwanzig monathlichen Kredit; wie kann nun ein solcher Handel für Fremde vortheilhaft seyn? Allein auch diese Schwierigkeiten ließen sich durch angemessene Maaßregeln heben, wenn man sonst nur der Zahlung gewiß wäre; aber nichts ist beim Ablauf eines Zahlungstermins gewöhnlicher, als die Zumuthung einer Verlängerung; zuweilen sogar eine Verweigerung der Zahlung, im äussersten Fall erklärt sich der Debitor bankrott, und der Kreditor verliert ausser seiner Forderung noch die Kosten, wenn er so thöricht gewesen, welche zu verursachen. Hieraus erhellt also, daß Treue und Glauben, die Hauptstüze des Handels in Rußland gar nicht vorhanden ist, und daß in diesem Fach noch wenig reformirt worden.

Unter den Häfen zur Ausfuhr sind Kronstadt (Petersburg) und Riga die beträchtlichsten, und besonders der erstere übernimmt über die Hälfte des gesammten russischen Handels. Der Handel mit Frankreich ist der beträchtlichste, obgleich die französischen Schiffe nicht die zahlreichsten unter der Summe der einlaufenden sind.

Die Franzosen überlassen, troz ihrer Handelseinsicht, den Engländern und Holländern die Mühe ihre zahlreichen Produkte nach den nordischen Gegenden zu verfahren, und begnügen sich

jährlich 50 bis 60 Schiffe dahin zuschiken, wo sie 500 hinschiken könnten.

Wenn die Witterung es erlaubt in einem Jahr zwei Reisen von Frankreich nach Petersburg zu unternehmen, so ist der Gewinn beträchtlich, und dies ereignet sich zuweilen. Im Julius 1791 kam ein Schiff von Havre de Grace binnen zwölf Tagen zu Petersburg an.

In Ansehung der Rükfrachten finden beinah dieselben Mißbräuche statt. Im Jahr 1789 luden mehrere französische Schiffe ihre Ladungen zu Petersburg aus, und da sie nichts zurüknehmen konnten, kehrten sie leer nach Haus, obgleich mehrere Ladungen Getraide nach Frankreich bereit lagen, welche die französischen Schiffskapitaine um die Hälfte Fracht einzunehmen sich erboten; allein man ließ lieber holländische Schiffe kommen, die das Getraide nach Frankreich führen mußten. Welche Thorheit! welcher Unsinn!

Die Zollhäuser legen dem Handel noch andere Schwierigkeiten in den Weg, besonders zu Petersburg. Die Zölle sind im Ganzen zu hoch, die Expedition zu langsam, und die Beamten thun beinah was sie wollen. Die Waaren bleiben zuweilen wochenlang in den Zollhäusern liegen, und die Mißbräuche jeder Gattung sind hier weiter getrieben, als irgend anderswo.

Die Verbindlichkeit daß man die Hälfte der Zölle und Abgaben in holländischen Thalern bezah-

len muß, macht sie noch drükender, weil man diese Thaler gewöhnlich theuer einwechseln muß.

Das petersburger Zollhaus ist ein großes schön gelegenes Gebäude mit Bogen; glüklich sind diejenigen die hier ein Magazin erhalten können, denn hier werden die meisten Unterschleife getrieben. Man hatte auch eine neue Börse zu bauen angefangen, deren Anlage ziemlich gut ist.

Die Anzahl der Kauffartheischiffe die der Stadt Petersburg gehören, beläuft sich höchstens auf 50, die kleinen Fahrzeuge von Kronstadt mit eingerechnet. Unter diesen führen die stärksten nicht über funfzig Last, und die meisten sind in andern Häfen, z. B. in Lübek, Wolgast u. s. w. gebaut.

Die Matrosen erhalten monathlich sechs bis sieben Rubel und werden beköstigt; im lezten Krieg erhielten sie zwölf, und auf den russischen Schiffen funfzehn Rubel monathlich. Die Hälfte der Mannschaft, d. h. der Matrosen, soll aus Russen bestehen, wenn sie das Privilegium genießen wollen, ein Achtel Einfuhrgebühren und drei Achtel Ausfuhrgebühren weniger zu bezahlen, so wie auch die Zölle in Rubeln erlegen zu dürfen. Die Kapitains und Steuerleute sind doch gewöhnlich Ausländer, Deutsche, Schweden u. s. w. Ein Schiffer darf keinen Sklaven der Krone, oder eines Edelmanns an Bord nehmen, ohne ausdrükliche Erlaubniß seines Herrn; und wenn es geschiehet, so muß er Bürgschaft leisten ihn wieder ins Land

zurükzubringen; stirbt der Sklave im Auslande, so muß derjenige der ihn mitgenommen, die Kaution für ihn bezahlen.

Seit dem 1 Januar 1786 ist der Handelstraktat mit England zu Ende gegangen, und sie müssen die Zölle nun eben so hoch bezahlen, wie die andern.

Der holländische Reichsthaler kostete im November 1791 ein Rubel, 88 Kopeken, und stieg nachher auf 2 Rubel; auf dem Zollhaus wird er für 1 Rubel 25 Kopeken angenommen. Für eine Summe von 1000 Rubel bezahlt man die Hälfte in Papier; die andere Hälfte muß in holländischen Thalern bezahlt werden, und 500 Rubel kosten also nach obigen Preis 751 Rubel, oder die ganze Summe von 1000 Rubel kömmt über 25 Procent höher zu stehen. Die Hälfte muß stets in holländischen Thalern bezahlt werden, sie mögen kosten was sie wollen; vierzehn derselben sollen ein Pfund wiegen.

Die Sklaven können keine Wechsel ausstellen; finden aber dessen ohnerachtet Kredit genug. In Petersburg und in ganz Rußland ist keine Assekuranzgesellschaft; man läßt in England, Holland oder Hamburg versichern. Die Stadt London assekurirt am wohlfeilsten; im Jahr 1731 stunden die Assekuranzen auf $3\frac{1}{2}$ Procent nach Livorno; 4 nach Ankona bei gutem Wetter; im Herbst aber 5; nach den Häfen des Oceans, Nantes, Bordeaux u. s. w. 2 Procent. Für Schiffe von Tannenholz

ist die Assekuranz 2 bis 3 Procent theurer. Amsterdam und Hamburg versichern gewöhnlich in gleichem Preis; erstere Stadt aber assekurirt keine Tannenschiffe.

Vor dreissig Jahren stand der Kours des Goldes noch auf 57 Stüber holländisch für den Rubel; damals war aber noch viel baares Gold in Rußland. Im Jahr 1790 stund er auf 31 bis 27; im Anfang 1791 auf 27; am Ende dieses Jahrs auf 30 bis 28, und jezt glaubt man nicht, daß er sich wieder zu 35 erhebt. In den Jahren 1702 bis 1709 stieg er auf hundert Stüber; damals waren aber die Rubel viel besser. Im Jahr 1710 stunden die holländischen Dukaten 105 bis 110 Kopeken; im Jahr 1791 stunden sie vier Rubel und drüber, und jezt stehen sie noch über drei und einen halben Rubel.

Dieses Sinken des Kourses fällt den russischen Gesandten im Ausland sehr zur Last, und um den ewigen Beschwerden darüber zu begegnen hat man festgesezt, daß sie immer nach der Taxe von 50 holländische Stüber auf den Rubel bezahlt werden sollen; ein Preis der für sie sehr vortheilhaft ist, weil der Kours nie wieder so hoch steigen wird; und nach welchem sie für 1000 Rubel 2500 holländische Gulden erhalten.

Funfzehntes Kapitel.

Abreise von Moskau. Serpoukoff, Tula u. s. w. Ankunft in Pohlen, und Reise bis Warschau.

Der Weg von Moskau nach Serpoukoff ist äusserst schlecht, und voller Löcher, und die Dörfer auf dieser Straße sind weit elender als die zwischen Petersburg und Moskau.

Die Stadt Serpoukoff ist ziemlich weitläufig, und enthält verschiedene Fabriken, unter denen die merkwürdigsten 1) Die Talglichterfabrik des Herrn Diakanoff. 2) Verschiedene Fabriken von Seegeltuch, und 3) Die Lederfabrik des Herrn Astapova. Die Stadt enthält ohngefähr zehn tausend Menschen, und zwanzig Kirchen, worunter zwei Mönchs- und ein Nonnenkloster; sie macht die Gränzscheidung zwischen der Statthalterschaft von Moskau, und der von Kolomna.

Tula ist wegen seiner Gewehrfabrik berühmt, welche den größten Theil der Einwohner beschäftigt, deren Anzahl man auf 20,000 schäzt. In zwei Werkstätten arbeiten acht und vierzig Mann, und waren mit dem Bohren der Flintenläufe beschäftigt, wovon immer acht und vierzig auf einmal gebohrt werden. Man behauptete uns, daß in einer Woche tausend Stük verfertigt werden können, woran wir sehr zweifeln. Die Flinten wiegen mit dem Bajonett dreizehn Pfund.

Zwei Arbeiter härteten Säbelklingen, deren sie täglich drey hundert härten können. In einer andern Abtheilung wurden Bajonette polirt; aber alle diese Arbeiten stehen weit hinter denen von London und Paris zurük, besonders was die Feinheit der Arbeit angangt. Das Magazin war, wegen des eben geendigten Kriegs ziemlich ausgeleert.

Zu **Dougna** sahen wir eine sehr beträchtliche Eisenhütte, die Herrn Peter **Damidoff** gehört. Der Eisenstein der aus der Gegend von Tula herkömmt, giebt gegen 70 Procent Gewinn, und das rohe Eisen wird nachher in den Oefen geschmiedet und geschmolzen. Zwei Schmelzöfen, jeder von dreizehn Arschinen Tiefe und fünfen im Durchschnitt, liefern, wenn sie beide im Gang sind, jeder täglich zwei Güsse, den Guß zu 250 Pud gerechnet.

Das Merkwürdigste was uns hier aufstieß, war die Art die Holzkohlen zu brennen. Es sind dazu acht besondere Oefen bestimmt, jeder achtzehn bis zwanzig Sagenen (russische Ruthen) lang, und funfzehn Arschinen breit; überdies sind sie mit sechs Thüren, und sechs Rauchfängen versehen.

Diese Oefen werden mit ganzen Bäumen bis oben angefüllt, die man der Länge nach übereinander schiebt; die acht Oefen können auf diese Art drei bis vier tausend Stämme enthalten, und wenn sie angezündet sind, werden die sechs Thüren genau

verschlossen. Oben werden hin und wieder einige Löcher aufgemacht, je nachdem es der Meister für gut findet, und nach Verlauf von sechs Wochen, ist alles Holz zu Kohlen verbrannt.

Die Kunst besteht darin genau zu wissen wenn die Verkohlung geendigt ist, welches man an den Geruch des Rauchs erkennen will; denn wenn man den Ofen zu bald öffnete, so würde alles in Flamme ausbrechen und zu Asche verbrennen. In Siberien, wo man dies nicht genau beobachtete, sind verschiedene Versuche mißlungen. Die verkohlten Bäume behalten ihre ganze Form. Ausser diesen Eisenhämmern hat Herr Damidoff hier noch eine beträchtliche Brandtweinbrennerei, bei welcher siebzig Arbeiter angestellt sind.

Auch ist noch eine Leinwandmanufaktur von sechs und zwanzig Stühlen hier angelegt; welche sehr feine Arbeit liefern; unter andern verfertigt man Leinwand, die so fein ist, daß vier Arschinen davon, zusammengelegt durch einen Frauenzimmerring, können gezogen werden.

Sonderbar schien es uns zu hören, daß seit vierzig Jahren nicht mehr als fünf Besuche von ..mden Reisenden hier gewesen.

Von hier kamen wir nach Kaluga; einer Stadt die blos wegen des Kaviars berühmt ist, von welchem wir hier das Pfund zu 30 Kopeken erhielten. Eben so unbedeutend als Kaluga, ist Smolensko, wo man noch einige alte Befestigungen sieht.

Zu Lady kamen wir über eine Brüke in die Stadthalterschaft von Mohiloff, welche nebst der von Poloczk von Pohlen abgerissen worden. In diesen beiden Stadthalterschaften, welche zusammen Weißrußland genannt werden, halten sich die Exjesuiten auf, die zu Poloczk ein prächtiges Kollegium haben.

Zu Lady findet man die ersten Juden, und zwar in großer Anzahl, weil sie sich im Innern des Reichs nicht aufhalten dürfen. Von Lady kömmt man nach Tulzin, einer sogenannten Stadt, wo ein kleiner Fluß die Gränze zwischen Rußland und Pohlen bestimmt.

Der russische Antheil von Tulzin ist beinah ganz im Feuer aufgegangen, und weil die Kanzlei des Zollhauses mit verbrannte, so muthmaßt man, daß das Feuer vorsezlich angelegt worden, damit man keine Rechnung abzulegen brauche.

Ohnerachtet die polnische Gränze nur eine Werst von hier entfernt ist, so muß man doch für eine Meile bezahlen, und zwar nach der polnischen Taxe, die höher ist als die russische, und bevor man über die Gränze kommt, muß man noch eine strenge Visitation von den Russen aushalten, weil weder Papier noch baares Geld ausgeführt werden darf.

Bei der Brüke bemerkten wir mit Unwillen, wie die wachthabenden Kosaken die armen Bauren pfändeten, die aus einem Staat in den andern

übergingen; sie nahmen ihnen von allem etwas, Holz, Heu, Stroh, nichts blieb verschont.

Wir mußten lang warten bis unsere Pässe revidirt waren, und doch forderte man hinterdrein ein Trinkgeld, als wenn man uns auf der Stelle expedirt hätte. Der Major der das Kommando hat war eben abwesend, ob es besser geht, wenn er gegenwärtig ist, wissen wir nicht; in seiner Abwesenheit gieng wenigstens alles schlecht.

Endlich kamen wir in das Gebiet von **Litthauen.** Die polnische Zollvisitation war nicht streng, und unser neue Paß kostete drei Gulden. Die Wege von Tulzin hieher sind sehr schmal, laufen immer durch Waldung, und werden gar nicht ausgebessert.

Man zahlt auf der Post zwei Gulden für ein Pferd auf die polnische Meile, und überdies zwei Gulden Trinkgeld an den Postillon. Wem dies zu theuer ist, findet leicht einen Juden, der die Pferde wohlfeiler liefert, und so fahren sie den Reisenden einander zu, und man wird eben so schnell befördert, wie mit der Post.

Menschen und Dörfer stellen hier ein Bild des äussersten Elends dar. Der größte Theil der Häuser werden von Juden bewohnt, deren Unsauberkeit und Schmuz über alle Vorstellung geht. Hier findet man Männer, Weiber, Kinder, Pferde, Ziegen, Geflügel u. s. w. alles zusammen unter einem Dach, besonders im Winter; wir sind einigemal genöthigt gewesen auszusteigen, und die

Wohnung dieser ausgesuchten Gesellschaft zutheilen. Dennoch findet man überall Brandtwein, zuweilen auch Wein, und nicht sehr theuer, aber durchaus nichts zu essen, ausgenommen in den Städten welche aber selten sind, denn manche führen diesen Namen, die anderwärts blos für elende Dörfer gelten würden.

Zu Borissow mußten wir unsere Pässe vorzeigen. Von Stolpey bis Karelis ist das Land eine unabsehbare Ebene, ohne Holzungen; häufige Dörfer, aber überall dasselbe Elend. Vor Novogrodek kömmt man durch einen Wald, wo der Weg so eng ist, daß zwei Wagen einander gar nicht ausweichen können.

Grodno hat nun weder Universität noch Fabriken mehr; überall aber erblikt man Zerrüttung und Elend. Zu Bielczk weigerte man sich russisches Geld zu nehmen, welches bis dahin mit Agio genommen wurde. Zu Sokoloff mußten wir drei Meilen bezahlen, ohnerachtet die Station nur dritthalb beträgt; zu Pobrikow war die Postmeisterin verrükt, und ihre Narrheit bestund darin, daß sie den Reisenden alles stahl was sie bekommen konnte, z. B. Mäntel, Hüte, Stöke, u. dergl.

Sechzehntes Kapitel.

Die Stadt Warschau. Der König von Pohlen; dessen Schloß und Sammlungen. Lagenki.

Wir bemerken vorläufig, daß manche Dinge die hier erwähnt werden, gegenwärtig nicht mehr existiren; die traurigen Auftritte die seitdem in dieser Gegend vorgefallen, haben alles verändert, und unkenntlich gemacht; dennoch wollen wir erzählen, was wir gesehen haben.

Wir kamen zu Warschau auf einem elenden polnischen Fuhrwerk an, das vor dem Thor zerbrach; unsre Schlitten hatten wir, wegen des Aufgangs des Wetters, schon fünf und zwanzig Meilen vor dieser Hauptstadt zurüklassen müssen.

Warschau ist eine ziemlich große Stadt mit fünf und siebzig tausend Einwohnern; aber so abscheulich gepflastert, daß man die Pferde keinen starken Trott kann laufen lassen. Die Straßen sind überdies schmuzig, nicht erleuchtet, und hin und wieder mit schönen Häusern, dann aber wieder mit elenden Hütten besezt. Die Palläste sind weitläufig und kostbar meublirt.

Die Pohlen halten viel auf schöne Pferde, und sind gebohrne Reiter. Die Weichsel scheidet Warschau von der Vorstadt Praga, die selbst wieder eine kleine Stadt mit 14 bis 15000 Einwohnern darstellt. Wir konnten keine Brüke entdeken, wenigstens war keine vorhanden als wir daselbst

waren, und die Weichsel floß ruhig und ohne Eisschollen dahin.

Die Lustbarkeiten dieser Stadt sind bald aufgezählt. Sie bestehen in einer mittelmäßigen italiänischen Oper und einem abscheulichen Nationaltheater; das Konzert, dem wir beiwohnten, war eben so mittelmäßig. Das andere Geschlecht ist gut erzogen, alle Frauenzimmer, so wie die meisten Mannspersonen sprechen französisch; Der Pohle hat überhaupt viel Talent Sprachen zu lernen, und man findet unter ihnen junge Leute von zwanzig Jahren, welche drei bis vier Sprachen rein, aber ohne Accent sprechen.

Stanislaus von Pohlen ist ein redendes Beispiel von der Veränderlichkeit des Glüks. Von dem Stand eines gemeinen Edelmanns ward er, mit Hülfe der russischen Kaiserin auf den Thron von Pohlen erhoben; wenig Jahre nachher wurde er aus seiner Hauptstadt entführt, verwundet, und entgieng dem Tod gleichsam durch ein Wunder; endlich mußte er zusehen, wie sein Land getheilt wurde, und der dritte Theil desselben fiel in die Hände dreier Monarchen, die keinen andern Anspruch darauf hatten, als ihren Willen, und ihre Armeen. Gegen solche Rechte läßt sich nichts einwenden.

Im Jahr 1791 entsteht eine neue Revolution, die binnen drei Tagen dem König eine ausgedehnte Macht ertheilt, und den Thron erblich macht; ein Jahr nachher ist dieser ganze schöne Plan wieder

vernichtet. Im Jahr 1794 entstehen neue Unruhen, die sich mit einer zweiten Theilung endigen, wodurch von Pohlen nur noch der Name übrig bleibt, und Stanislaus zu dem niedrigen Stand eines Privatmanns herabzusteigen gezwungen wird. Seit dieser Zeit wird er von der einen Parthei getadelt, von der andern verachtet, und verdient wahrscheinlich beides nicht; denn alle Fehltritte und Mißgriffe gehören auf Rechnung seiner Nation.

Der König steht mit Recht in dem Ruf eines aufgeklärten, und liebenswürdigen Mannes. Wir wurden ihm durch unsern Gesandten in seinem Kabinet vorgestellt, und fanden an ihm einen sehr geistvollen Mann. Von unserm Vaterland, und der Revolution wurde kein Wort erwähnt; ohnerachtet die Audienz beinah eine Stunde dauerte. Er giebt oft Soupees, wobei alle Etikette wegfällt, und man speißt bei ihm wie in einem Privathaus. Gewöhnlich speißte er sonst jede Woche bei seinem Bruder dem Primas, und bei seiner Schwester der Gräfin Branizka, wozu die vorgestellten Fremden gleichfalls eingeladen wurden.

Das königliche Schloß liegt auf einer Anhöhe an der Weichsel, und ist sehr einfach gebaut. Auf dem Vorplaz steht die Statüe des Königs Sigismund auf einer sehr hohen Säule. Die Zimmer des Königs enthalten eine ziemliche Anzahl sehr guter Gemählde, und eine Menge Portraits; ausserdem besizt er mehrere kostbare Sammlungen, die er selbst angelegt hat, und un-

ter welchen das **Medaillenkabinet** am merkwürdigsten ist; wir können aber wegen der Menge seltener und kostbarer Münzen uns hier in keine nähere Beschreibung derselben einlassen.

An das Medaillenkabinet stößt die **Bibliothek** des Königs, die größtentheils aus neuen Werken besteht. Das Fach der Geschichte ist am vollständigsten, und die Summe der Bände mag sich wohl auf 20,000 belaufen. Der König besizt auch einige geschnittene Steine, worunter aber keine vorzüglichen sind. Der Abbate **Albertrandi** ist Vorsteher des Medaillenkabinets und der Bibliothek.

Die **Kupfersammlung** des Königs ist nicht nach Schulen, Meistern, oder Alter, sondern nach den Gegenständen klassifizirt. Es sind viele schöne Zeichnungen von **Smuglevitz** einem polnischen Künstler darunter; ferner vier und funfzig Bände Portraits, Bataillenstüke, Prospekte u. s. w.

Das **Naturalienkabinet** ist gleichsam noch in der Anlage, und soll noch erst vermehrt werden. Das Vorzüglichste darin ist eine beinah vollständige Sammlung aller polnischen Edelsteine, die aber noch nicht geordnet sind; der größte Theil derselben ist noch ungeschliffen.

Das **Observatorium** ist gleich den obigen Sammlungen in dem Schloß, und mit gutem, mehrentheils englischen Instrumenten versehen. Astronom ist der Abt **Bistrizki**.

Das

Das königliche Lustschloß Lagenki, wo sich der König beinah täglich hinbegiebt, liegt eine Viertelmeile von der krakauer Vorstadt. Das Ganze ist sehr ins Kleine gezogen, aber mit Geschmak eingerichtet. Die Zimmer sind größtentheils mit Gemählden tapezirt; auch ist ein kleines Theater und eine Orangerie in dem Gebäude angebracht. Ein anderes Theater steht unter freiem Himmel, und ist von Baksteinen nach Art der Ruinen gebaut, das Theater und die Zuschauer werden durch einen Kanal getrennt, auf welchem das Orchester angebracht ist; in schönen Sommerabenden wird alles illuminirt; erleuchtete Kähne fahren auf dem Kanal hin und her und zwei Löwen die vorn an dem Theater liegen speien Wasser aus. Auf diesem Theater werden nur Pantomimen gegeben.

Siebzehntes Kapitel.

Wiasdow. Zaluskische Bibliothek. Sächsisches Palais. Kasernen. Hospitäler. Kadettenkorps. Künstler.

Das Schloß Wiasdow wurde im Jahr 1786 von dem König der Stadt Warschau geschenkt, und diese ließ es zu einer Kaserne für die litthauische Garde, und ein Infanterieregiment einrichten; das Gebäude ist nur ein Stokwerk hoch, aber weitläufig, und liegt auf einer Anhöhe.

Die Zaluskische Bibliothek wurde von den beiden Brüdern Zaluski deren einer Bischof von Krakau war, gestiftet, und im Jahr 1745 von ihnen dem Publikum zum Gebrauch geöffnet. Die Anlage hat große Summen gekostet, da sie aber kein Kapital zu deren Unterhaltung ausgesezt haben, so kann sie nicht vermehrt, und kaum noch gut gehalten werden. Sie war damals in einer Menge Zimmer durch drei Stokwerke vertheilt, und die Bücher lagen doppelt und dreifach übereinander. Der Bibliothekar gab deren Anzahl auf 300,000 an, wovon man aber gut ein Drittel weniger rechnen kann, weil eine Menge Doubletten vorhanden waren, die nachher verkauft worden. Man war eben beschäftigt sie in Ordnung zu bringen*). Unter den Manuskripten sind mehrere Bände von der Hand des Königs Johann Sobieski.

Ein polnischer Herr, der mehrere Jahre die Aufsicht über diese Bibliothek geführt, versicherte uns, daß sie 300,000 Bände stark gewesen, worunter 52,000 Doubletten waren; wenn nun diese, wie es heißt, verkauft worden, so blieben immer noch 250,000 Bände übrig. Der eine der Brüder Zaluski besaß ehemals in Frankreich zwei beträchtliche Abteien, deren Einkünfte er sich ganz in Büchern bezahlen ließ.

Herr Tschaski besizt gleichfalls eine hübsche Bibliothek, und mehrere Manuskripte. Unter lez-

*) Diese Bibliothek ist bekanntlich von den Russen nach Petersburg geschikt worden.

tern sind eine Menge Originalbriefe von den Königen in Frankreich, England, und Spanien, zur Zeit Sigismund Augusts; auch sind einige Briefe vom türkischen Kaiser Soliman darunter. Die übrigen Manuskripte beziehen sich größtentheils auf die polnische Geschichte.

Bei dem Grafen Stanislas Potocki fanden wir eine hübsche Gemähldegallerie, und ein polnisches Münzkabinet, worin die polnischen Goldmünzen allein über 3000 Dukaten wiegen. Er besizt überdies einige antike geschnittene Steine, und mehrere hetrurische Vasen, worunter aber einige neuere sind.

Die Palläste des Fürsten Primas, der Fürstin Lubomirska, und das Schloß Willanow, welches lezterer gehört, sind mit vieler Pracht und Geschmak meublirt. Der Fürst besizt unter andern eine heilige Familie, die für ein Original von Raphael gehalten wird. Die Fürstin hat gleichfalls mehrere Gemählde, worunter einige sehr schön sind. Das Schloß Willanow gehörte ehemals Johann Sobieski und verdient gesehen zu werden.

Das Sächsische Palais ist ein ungeheures Gebäude, welches aber so sehr ruinirt ist, daß es neu aufgebaut werden müßte, wenn man es vollständig bewohnen wollte. Der Kurfürst von Sachsen unterhält noch eine Wache darin, welche unter seinen Befehlen steht; einige alte Bedienten des Königs Augusts, und der Sächsische Gesandte

wohnen jezt darin. Der Garten ist unbedeutend, und mit Bildsäulen von Holz und schlechtem Stein besezt.

Das Archiv ist nicht sehr beträchtlich, welches wahrscheinlich von den Unruhen herrührt, denen dies Reich von jeher ausgesezt war. Das älteste Dokument darin ist vom Jahr 1088, und die älteste Korrespondenz ist die mit dem türkischen Kaiser Bajazet vom Jahr 1664. Auch ist ein Manuskript von den Statuten des Hosenband-Ordens vom Jahr 1423 vorhanden; welches aus einem langen Streif Pergament besteht, und mit vergoldeten Vignetten geziert ist. Man hält es für Original.

Die Kasernen der Krongarden, und die der Artillerie sind ziemlich weitläufige Gebäude, und gut eingerichtet; in der erstern lagen zu unsrer Zeit 1500 Mann, und die Krankenstuben waren gut besorgt. In der Kaserne der Garde zu Pferd sind weitläufige Ställe angebracht, welche gegen 140 Pferde fassen können; aber alles von Holz gebaut.

Andere Stiftungen für die Arzneikunst, Chirurgie, Accouchement und dergleichen sucht man in Warschau vergeblich, und selbst die Apotheker stehen in dem Ruf, daß sie aus Unwissenheit oder Trägheit sehr oft ein Mittel für das andere geben, wovon man schrekliche Beispiele zu erzählen weiß.

Die Hospitäler sind in sehr schlechtem Zustand, so daß man uns das Lazarushospital nicht einmal zeigen wollte; es waren damals dreihundert Kranke, mehrentheils venerische darin, zu deren Besorgung nur ein Arzt, ein Wundarzt, und zwei Gehülfen bestellt waren. Ventilators zur Erneuerung der Luft sind hier ganz unbekannt.

Das Hospital des heiligen Geistes wurden von den grauen Schwestern unter der Aufsicht der Stiftsdamen von Warschau besorgt. Es war etwas besser gehalten, als das obige; alle Kranken werden umsonst verpflegt, man nimmt aber weder Schwangere noch Venerische an. Die Unterhaltung beläuft sich jährlich gegen 2000 Dukaten.

Das große oder Jesushospital ist das beste unter allen, und zugleich mit dem Findelhaus verbunden; aber schwangere Weiber, und Venerische werden gleichfals nicht darin angenommen. Die Kinder können zu jeder Stunde des Tages und der Nacht abgegeben werden, sie werden eingeschrieben, getauft, und den Ammen übergeben, deren neune im Hause wohnen, in allem freigehalten werden, und jährlich noch vier Dukaten erhalten. Nachher werden die Kinder auf dem Lande erzogen, und im sechsten Jahr zurükgenommen, und in die Schulen gethan, deren viere im Hause sind. Im 16 oder 18 Jahr werden sie aus dem Hause entlassen. Die Knaben zu einem Handwerk gethan, und die Mädchen treten in Dienste. Die Kran-

kenstuben waren aber sehr schlecht besorgt, so daß man die Blatterkranken nicht einmal von den übrigen absonderte. Das St. Rochushospital ist kleiner und wird nicht besser gehalten.

Das St. Kasimirhaus ist eigentlich für hundert Waisenkinder gestiftet, und zwar blos für Mädchen, die man im neunten Jahre aufnimmt, und bis zum 15 oder 16 behält, wo sie alsdenn bei Privatleuten untergebracht werden. Man lehrt ihnen Französisch, Nähen, Striken, Küche u. s. w. Auch werden Kostgängerinnen jährlich gegen 25 bis 26 Dukaten angenommen. Das Haus steht unter der Aufsicht der grauen Schwestern, die hier ihr Noviziat halten.

Das St. Johannhospital wird blos von Allmosen unterhalten, und kann 56 Kranke aufnehmen, die ziemlich gut besorgt werden; solang noch Plaz ist, wird jeder angenommen, jedoch nur Mannspersonen. In dem Zuchthaus fanden wir größtentheils nur alte abgelebte Leute, beiderlei Geschlechts untereinander, und die Einrichtung war ziemlich gut.

Das polnische Kadettenkorps war in dem ehemaligen Pallast des Königs Stanislaus Leszinski. Es waren sieben Klassen, vier Professoren, vier Lehrer und sieben Unterlehrer darin, und die jungen Leute lernten polnisch, französisch, deutsch, lateinisch, Mathematik, Zeichnung, Fortifikation, Geschichte, Fechten, Tanzen, Reiten u. s. w.

Dies Haus war für achtzig Kadetten gestiftet, welche alles umsonst erhielten; achtzig andere wohnten bei dem Professoren, und zahlten jährlich für Kost u. s. w. 60 Dukaten. Eilf Offiziere führten die Aufsicht, und diese hatten einige Generals als Direktors über sich; man nahm aber blos Edelleute an. Im achten Jahre wurden sie angenommen, und im achtzehnten bis zwanzigsten traten sie als Fähndrichs unter die Regimenter. Die Professoren erhielten monatlich 400 Gulden nebst dem Logis; die Lehrer 300 und gleichfalls Wohnung. Das Haus ist im Jahr 1766 von dem jezigen König gestiftet worden.

An Künstlern war Warschau sehr arm, und die wenigen die daselbst wohnten, würden ohne die Unterstüzung des Königs nicht haben leben können. Die traurigen Begebenheiten im Jahr 1765 haben vollends den Künsten in diesem Lande den lezten Schlag versezt.

Lebrun ein französischer Bildhauer und Schüler von Pigalle stand im Dienst des Königs Wir sahen bei ihm zwei schöne Statüen für den König, das Stillschweigen und die Klugheit, beide waren beinah fertig. Dieser Künstler besizt bei vieler Bescheidenheit eine einnehmende Gefälligkeit; er wohnt im Schloß, und der König läßt selten zwei Tage vorbeigehen, ohne ihn zu besuchen.

Bacciarelli ein Römer, und blos Portraitmahler, der aber auf Ermahnung des Königs

nachher auch Historienmaler wurde. Sein Kolorit ist ziemlich blaß, und manche seiner Stüke scheinen blos skizzirt. Wir sahen bei ihm zwei schöne Gemählde für den König, der ihn sehr oft besucht.

Die Herrn **Regulski**, ein Pole, und Joffroi ein Franzose, beide Steinschneider, besizen viel Talent; lezterer aber hat eine so hohe Meinung von sich selbst, daß er alles herabsezt, was nicht von ihm ist. Man kann ihm nichts besseres wünschen, als daß er einst den Grad der Vollkommenheit erreichen mag, den er bereits zu besizen glaubt.

Norblin ein französischer Mahler und Schüler von **Casanolla** hat einige vortreffliche Zeichnungen geliefert, worin viel Einbildungskraft und Ausdruk herrscht. Er ist ganz seines großen Lehrers würdig.

Grassi ein Italiäner und Portraitmahler ist sehr glüklich im Treffen.

Wir sahen auch das **Monument des Heiduken Büzau**, der an der Seite des Königs, bei dessen Entführung im Jahr 1771 getödtet wurde. Der König ließ ihm dies Denkmal auf dem protestantischen Kirchhof errichten. Es besteht aus einem Obelisk von dunkelgrauen Marmor, an dessen Fuß der Sarkophag steht, dessen oberer Theil gleichfalls von Marmor ist. Auf dem Obelisk ist ein Kreuz von vergoldeter Bronze angebracht, und das Ganze ruht drei Stufen von der Erde.

Auf der einen Seite des Obelisk ist das Portrait Büzaus in vergoldeter Bronze auf einem Medaillon von Marmor, und drunter folgende Worte in goldenen Buchstaben:

Hic jacet Georgius Heinricus Büzau, qui Regem *Stanislaum Augustum* nefariis parricidarum telis impetitum die III. Novembris anno 1771 proprii pectoris clypeo defendens geminatis ictibus confossus gloriose occubuit, Fidelis subditi necem lugens rex posuit hocce monumentum illius in laudem aliis exemplo.

Dieselbe Inschrift ist auf der andern Seite in polnischer Sprache wiederholt, und das Denkmal mit einem eisernen Gitter eingefaßt.

Achtzehntes Kapitel.

Reise nach Krakau. Domkirche daselbst. Franziskanerkloster. Schloß. Universität. Hospital. Salzwerke zu Wicilzka.

Der Weg zwischen Warschau und Krakau läuft immer durch Ebenen und Waldungen, in einer Streke von 43 polnischen Meilen fort. Eine Menge Dörfer, und sogenannter Städte, bezeugen den traurigen Zustand des Landes, und es ist kaum möglich sich einen abscheulichern Weg zu denken, hauptsächlich beim Aufthauen des Schnees oder nach starken Regengüssen, welches Glük uns gerade zu Theil wurde.

Man denke sich einen sehr fetten Boden, und gar keine gebahnten Wege, die auch nicht einmal etwas ausgebessert werden. Die zwei leztern Stationen besonders sind beinah gar nicht zu fahren; mehrere Anhöhen und Tiefen über die man muß, sind mit ungeheuren Löchern unterbrochen, worin Baumwurzeln, und ganze Stämme von alten Bäumen herumliegen, so wie sie die Natur dahingeworfen hat, ohne daß man sich darum bekümmert sie wegzuschaffen, oder dem Weg eine andere Richtung zu geben.

Lezteres wäre aber sehr leicht, weil es gar nicht an Plaz fehlt, aber was kann man von der Administration eines Landes erwarten, wo gar keine Regierung ist, und wo jeder thut was er will? der ganze Weg von Warschau bis Krakau ist größtentheils mit Juden bevölkert, so wie Litthauen und das Land jenseits Warschau.

Wir fuhren durch eine Vorstadt voller elender Hütten nach Krakau hinein, unter mehrern gothischen Bogen, welche den ehemaligen großen Umfang dieser Stadt andeuten. Ehemals enthielt diese im XIII. Jahrhundert erbaute Stadt 80,000 Einwohner; jezt aber rechnet man mit den Vorstädten nur noch 20,000. Die Straßen sind schlecht, das Pflaster ausgefahren, und nur ein einziger guter Gasthof der von einer Französin Madam Lebon gehalten wird, kann den Reisenden empfohlen werden.

Die Stadt liegt an der Weichsel und hat für den Handel keine üble Lage. Die Ausfuhr besteht in Wachs, Honig, Talg und Schweinsborsten; die Einfuhr vorzüglich in ungarischen Wein, von jeder Gattung. Hundert und funfzig Flaschen desselben zahlen fünf Ducaten Eingangszoll, und der Preis einer Flasche von der ersten Güte ist ein Ducaten. Die Manufakturen der Stadt bestehen in einer von groben Tuch, einer von gedrukter Leinwand, und einer von Seide, Gold und Silber. Der beste Weizen kostet hier 12 Gulden der Scheffel; Roggen 7; und Gerste 6; man braut eine große Menge Bier; der größte Theil des Brandtweins wird in Podolien gebrannt.

Die Domkirche ist wegen der Menge der darin enthaltenen Denkmäler merkwürdig. Oben am Gewölbe hängen ungeheure Knochen die für Riesenknochen angegeben werden.

In der Sigismundskapelle sind die Grabmäler von Sigismund Jagellon und andern in rothem Marmor gut gearbeitet. An dem Altar ist die Lebensgeschichte Christi in Basrelief von vergoldeten Silber sehr gut ausgearbeitet; und die Kuppel der Kapelle ist mit vergoldeten Schuppen belegt, wovon jeder drei Dukaten werth ist.

Die Kapelle worin der Bischof von Krakau Szaniawski begraben liegt, ist mit schwarzem Marmor ausgelegt; die Verzierungen des Denkmals und seine Büste aber von weißen. Es sind

noch einige andere Kapellen und Grabmäler vorhanden, worunter dasjenige des Johann Sobierski sich auszeichnet, weil es auf Befehl des jezigen Königs im Jahr 1783 erneuert worden. An allen diesen Denkmälern und in der Kirche selbst ist der Marmor verschwendet, weil der schwarze in Posen selbst gegraben wird, und man dem rothen leicht aus Schweden erhalten kann.

Im Franziskanerkloster sieht man die Portraits der Bischöfe von Krakau, unter andern des Bischofs Soltyk der fünf Jahre lang nach Sibirien verwiesen wurde. Die Kirche ist ziemlich groß, aber enge, und mit einem wunderthätigen Marienbild versehen. Die Klosterbibliothek besteht aus 5 bis 600 Bänden, die aber nicht einmal in Ordnung gebracht sind.

Das sogenannte Schloß wird für eine Festung ausgegeben, und man arbeitete sogar noch es mehr zu befestigen, ohnerachtet es nie einen Feind abhalten wird. Der Kanal durch den die Franzosen, zur Zeit der Konföderation hineinkrochen, ist jezt zugeworfen, und war das Merkwürdigste an diesem Schloß, welches jezt größtentheils von Artilleristen bewohnt wird.

Die königlichen Zimmer sind sehr unbedeutend, und leer; doch hat man eine schöne Aussicht; und eine unendliche Menge hölzerner Köpfe in allerlei Stellungen die man hier sieht, machen eine seltsame Wirkung. Der Schaz worin die Kleinodien der Krone aufbewahrt werden, liegt

unter so vielen Schlössern verborgen, und erfordert so viele Umstände, bevor man ihn zu sehen bekommen kann, daß wir gern darauf Verzicht thaten.

Die Universität wurde von Kasimir dem Großen im Jahr 1342 gestiftet, und von dem jezigen König im Jahr 1780 reformirt. Sie ist in zwei Kollegien eingetheilt, in das physikalische und moralische. Zu dem physikalischen werden gerechnet, Mathematik, Physik und Arzneikunst; zu dem moralischen, die schönen Wissenschaften, Rechtswissenschaft und Theologie. Jedes Kollegium hat seinen eigenen Präsidenten und Sekretair. Das Oberhaupt der Universität ist der General-Rektor, der mit den beiden obigen Präsidenten, und dem Präfekt der Kandidaten die Geschäfte der Universität dirigirt. Unter dem Namen Kandidaten versteht man Zöglinge der Universität, die bestimmt sind Professoren zu werden.

Die Einkünfte der Universität bestehen in alten und neuen liegenden Gründen, und in Summen, die von der Kommission der Nationalerziehung jährlich angewiesen werden. Die alten liegenden Gründe tragen jährlich gegen 60,000 polnische Gulden ein; die der neuen auf 30,000, und die von der Kommission angewiesenen Summen auf 150,000. Von diesem Gelde werden die Professoren besoldet, die Kandidaten unterhalten, und die übrigen Ausgaben bestritten.

Die Universität hat die Oberaufsicht über alle Schulen im ganzen Reich, Litthauen ausgenommen, welches seine eigene Universität hat, und hält alle Jahre Visitation; sie besezt die Vakanzenstellen dieser Schulen, entscheidet die Streitigkeiten, wacht über die Aufrechthaltung der guten Ordnung, und erstattet der Erziehungskommission Bericht davon.

Die Anzahl der Studenten beläuft sich auf 200. Die Professoren der ersten Klasse erhalten 6000 polnische Gulden jährlich; und die der zweiten 2000; aber die Professoren der physikalischen Klasse, vereinigen gemeiniglich beide Gehalte in ihrer Person.

Der Rektor hat eine besondere Jurisdiktion, und entscheidet die persönlichen Zwistigkeiten unter den Universitätsmitgliedern, unter der Assistenz von vier Räthen; man kann aber von deren Urtheil an die Kommission verweisen. Der Rektor wird durch die Mehrheit der Stimmen der beiden Kollegien erwählt, und das Rektorat dauert vier Jahre.

Erst seit einigen Jahren ist in dem botanischen Garten, ein Observatorium gebauet worden, und ein junger Mann von Talent als Professor dabei angestellt. Die Universität von Vilna ist ganz nach demselben Plan eingerichtet, wie die von Krakau.

Die Universitätsbibliothek enthält ohngefähr 4000 Manuscripte, und gegen 30,000

Bände. Man findet wenig Ausgaben aus dem XV. Jahrhundert, und die meisten Manuscripte beziehen sich auf die Geschichte von Pohlen. Auch sind einige Münzen vorhanden, aber nichts Vollständiges; denn die Bibliothek hat gar keinen Fonds zur Unterhaltung.

Neben dem botanischen Garten ist seit drei Jahren ein Karmiliterkloster in ein Hospital verwandelt worden, welches von grauen Schwestern bedient wird, und worin auch Findelkinder, und schwangere Weiber angenommen werden. Dieses Hospital wird durch freiwillige Beiträge einiger Privatpersonen aus Krakau unterhalten, und ist gut eingerichtet.

Das Kabinet des Grafen Soltyk besteht größtentheils in Kupfern, Madaillen, und einigen Naturalien; die merkwürdigsten Stüke darin sind, einige Edelsteine, und verschiedene seltne Medaillen.

Wiliczka liegt zwar seit der Theilung von 1773 in dem Oestereichischen Galizien, wir sezen es aber noch unter die Rubrik von Pohlen, wegen seiner Nähe bei Krakau, von wo man nur noch anderthalb Stunden dahin hat, aber zwei Meilen bezahlen muß.

Die ganze Tiefe der Salzwerke beträgt hundert und zwölf Ruthen. Wir fuhren auf kleinen Sizen von Gurten die an dem großen Strik befestigt waren hinunter; und brauchten dritthalb Minuten, um auf das erste Stokwerk zukom-

men, welches in einer Tiefe von 33 Ruthen steht.

Die unterirrdischen Gewölber sind prächtig; die Wege breit, troken, reinlich, und beinah überall hoch genug, daß man sich nicht büken darf. Die Führer zeigen hier den Fremden eine ziemlich große Kapelle, wo der Altar, Zierrathen, zwei Mönche in der Stellung als wenn sie die Messe läsen, die Statue Augusts des III. u. s. w. alles in Salz ausgehauen ist. Alles dieses wird durch eine ungeheure Menge Balken unterstüzt. Drei und dreissig Klaftern tief unten, steigt man auf hölzernen Treppen hinunter, die so breit und bequem sind, als die eines schönen Hauses. Unten auf dem Grund findet man den Salzstein mit Erde vermischt. Der Staub wird in Tonnen gefüllt; die großen Stüke aber rund oder cylindrisch zugehauen, damit man sie unter den Schacht wälzen kann, denn sie sind gewöhnlich fünf bis acht Zentner schwer. Ein Arbeiter kann wöchentlich sechzehn solcher Massen behauen, sie müssen aber erst mit Pulver losgesprengt werden, denn der Salzstein ist außerordentlich hart.

Das ganze Bergwerk ist in drei Abtheilungen getheilt; welche St. Johann; das alte und das neue Feld heissen. Fünfhundert Menschen sind beständig in Arbeit, welches also noch einmal so viel voraussezt, weil sie nur acht Stunden arbeiten, und gewöhnlich unter drei Wochen,

zwei.

zwei. Für die acht Stunden erhalten sie 15 Kreuzer Lohn, und werden alle Montage bezahlt. Das mit Erde vermischte Salz wird nicht verarbeitet, und überhaupt nur eine Sorte verkauft, und zwar der Zentner zu zwei Gulden sieben und einen halben Kreuzer.

Das Salz welches nach Pohlen geht, wird eine Meile weit bis an die Weichsel geschaft, und kostet mehr; von dem kristallisirten Salz kostet der Centner sechs Gulden. Man arbeitet aber nur nach Bestellungen, denn der Vorrath ist so groß, daß man ganz Europa auf mehrere Jahre mit Salz versorgen könnte. Der jährliche Absaz wird auf hundert tausend Tonnen, jede zu fünf bis sechs Zentner geschäzt, und dennoch behauptete man uns, daß wegen der großen Kosten, das ganze Werk dem Kaiser jährlich nicht über 500,000 Gulden einbrächte, welches kaum zu glauben ist. Aber der Kaiser hatte einen starken Zoll auf das Salz gelegt, das nach Pohlen ging, und dadurch den Absaz vermindert; der König von Preussen hingegen erleichterte den Durchgang des fremden Salzes durch seine Staaten, und gewann viel dabei. Wahrscheinlich wird der Kaiser diesem Beispiel folgen, und alles wieder auf den alten Fuß sezen.

Es sind in dem Bergwerke acht und zwanzig Pferde und vier große Winden wodurch die Tonnen aufgezogen werden. Die große Maschine

in dem Magazin, wird durch zwölf Pferde gezogen, und hebt jedesmal sechs und zwanzig Centner mit einem einzigen Strik in die Höhe.

Wir sahen hier große Säle mit flachen Deken, die keine Unterstüzung hatten; Steinsalz in ungeheuren Massen, und sehr schöne Kristallisationen, die aber nicht gut zu erhalten, und noch weniger zu transportiren sind. Auch sahen wir versteinertes Holz, und mit Theer bestrichene Taue, ja sogar Konchylien versteinert, in einer Tiefe von mehr als hundert Klaftern.

Die Schwerspathgattung die unter dem Namen Kragenstein bekannt ist, wird nur hier gefunden. Eine Salzquelle die durch das Bergwerk fließt, kristallisirt alles was man hineinwirft, binnen ein paar Monathen. Man kann das Merkwürdigste binnen vier oder fünf Stunden besehen; denn wenn man alles in einzelnen sehen wollte, so könnte man ein paar Wochen damit zubringen.

Die Dokumente über dieses Salzwerk gehen bis auf 600 Jahre zurük, und die allererst eröffneten sind vier Meilen von hier, und weniger beträchtlich. Die Salzwerke von Bochnia sind mehr senkrecht; die von Wiliczka aber mehr horizontal, und machen ein Quadrat von beinah zwölf hundert Ruthen aus.

Der Führer den man von dem Direktor erhält, bekömmt einen Dukaten Trinkgeld; dann giebt man ihm noch drei Dukaten um sie unter

diejenigen zu vertheilen, welche geleuchtet, mitgegangen, und das weisse Hemd hergegeben haben, das man über die Kleider wirft. Wird man von dem Direktor zu Tische geladen, so giebt man dem Bedienten gleichfalls einen Dukaten. Der jezige ist der Baron **Vernier**, und man muß eine Empfehlung an ihn haben. In dem Salzwerk selbst wohnt niemand, so oft es auch in Büchern behauptet worden.

Nahe bei **Wiliczka** ist eine Schwefelmanufaktur, die drei Oefen beständig im Feuer unterhält, und auf jeden vierzehn Kessel rechnet.

Drei Meilen von Krakau auf dem Weg nach Breslau kömmt man nach Krzeszowicz, wo Mineralquellen von Schwefel und Eisen sind; in der Gegend werden gute Steinkohlen, Porphyr und Marmor gegraben, der schwarze ist am häufigsten.

Zwei Meilen weiter hin, kömmt man zu dem alten Silberbergwerk von **Olkuz**, welches aber seit langer Zeit überschwemmt ist.

Neunzehntes Kapitel.

egierungsverfassung von Pohlen, und deren Revolutionen. Trauriger Zustand des Landes. Handel. Armee. Charakter und Lebensart der Pohlen.

Pohlen ist oder war eine aristokratische Republik, denn der Adel ist wirklich souverain und unabhängig; es ist ferner eine Monarchie, weil es einen König hatte, und aus dieser *unnatürlichen* Mischung mußte die widersinnigste Regierung entstehen. Richtiger könnte man sagen, daß dies Reich weder Republik noch Monarchie, sondern die vollkommenste Anarchie war, welche der Adel sehr sorgfältig unterhielt, weil er *allein* Vortheil davon hatte.

So wie in Rußland besteht die Nation nur aus zwei Klassen, nemlich Adel und Bauren, und dies ist die einzige Aehnlichkeit zwischen beiden Reichen. Die pholnischen Großen sind eben so viel unumschränkte Herren; denn ihre Gewalt erstrekt sich nicht blos über ihre Bauren, sie sind wirkliche Mitglieder der Regierung, ein Fehler der in Rußland nicht existirt, weil dort der Regent unumschränkt, und der Thron erblich ist.

Der Adel ist in zwei Klassen getheilt; in den Senat und in den Ritterstand; diese beiden Klassen besizen die höchste Gewalt, die sie

zwar mit dem König theilen sollten, sich aber allein zueignen.

Die Generalversammlungen der Nation, oder **Reichstage** genannt, bestehen aus den Senatoren und den Rittern, die von jedem Palatinat deputirt werden. Unter den Senatoren werden mit begriffen, die Bischöfe, Palatine, Großbeamten der Krone Pohlen und Litthauen, welches Großherzogthum dieselben Beamten, als Großmarschall, Kanzler u. s. w. hat wie Pohlen, wodurch denn eine unnüze Vermehrung der Stellen und der Mißbräuche entsteht.

Die gewöhnlichen Reichstage werden alle zwei Jahre gehalten, die ausserordentlichen aber nur nach Befinden der Umstände. Ihre Dauer ist zwar bestimmt, da aber die so sie halten sich an kein Gesez binden, so werden sie nach Belieben verlängert. Gewöhnlich sind sie sehr tumultuarisch, doch bei weitem nicht so arg, wie die kleinen **Landtage** der einzelnen Palatinate, wo sich die Edelleute nebst ihren Vasallen bewafnet versammeln, da es denn nicht selten zu Säbelhieben kömmt.

Der Adel besizt in Pohlen alle Ländereien, und manche haben ungeheure Streken mit allen darauf befindlichen Städten, Fleken und Dörfern im Besiz. Die Edelleute sind im ausgedehntesten Sinn des Worts frei, unabhängig, und Herren ihrer Handlungen, von denen sie niemand Rechenschaft schuldig sind. Diese Freiheit ist so unumschränkter,

da alles was nicht Adel ist, unter dem Joch seufzt.

Man darf sich also gar nicht wundern, daß der pohlnische Adel eine Konstitution vertheidigt, die ihm so günstig ist; die **Anarchie** war von jeher für diejenigen die dabei Vortheil ziehen, die beste Regierungsform. Der pohlnische Edelmann ist über das Gesez erhaben, weil er es leicht vereiteln kann. Begeht er ein Hauptverbrechen, so kann er nicht eher angeklagt werden, bis er dessen überführt ist, und dann kann er nur von der *versammelten Nation* verurtheilt werden. Mit einem solchen Gesezbuch kann der Adel alle Verbrechen ungestraft begehen. —

Der König wird auf einem Reichstag erwählt, der eine halbe Stunde von Warschau, an einem besonders dazu bestimmten Ort gehalten wird. Da nun die Wahl von der Menge der Stimmen abhängt, so werden alle Mittel und alle Intriquen in Bewegung gesezt, und sogar die fremden Minister spielen ihre Rolle dabei, so daß man mit Wahrheit sagen kann, daß der Thron von Pohlen erst feil geboten, und beinah immer verkauft wurde.

Der durch eine ausländische Parthei erwählte König bleibt deren Willen fast immer unterworfen, und **Stanislaus** war seit seiner Thronbesteigung weniger König von Pohlen, als der russische Gesandte in Warschau. Wahlregenten sind überdies gemeiniglich sorglos und gleichgültig über ihre Pflich-

ten, denn welchen Antheil können sie an einem Lande nehmen, wo ihre Kinder wieder Privatpersonen sind, und wo die königliche Würde mit ihnen anfhört? Ihr ganzer Ehrgeiz wird dahin gehen, ein ruhiges, bequemes Leben zu führen, und ihre Familie zu bereichern, während die Mittel dazu noch in ihrer Gewalt stehen.

Der König von Pohlen hat bei aller Einschränkung seiner Gewalt, doch viele Mittel in Händen Gutes zu thun; denn er vergiebt alle Stellen und alle Gnadenbezeigungen. Es giebt zwar nur zwei Orden in Pohlen, allein eine solche Menge Ritter, daß die Bänder hier so häufig sind wie in Rußland.

Der erste ist der **weiße Adlerorden** der im Jahr 1325 gestiftet, und im Jahr 1705 vom König **August** erneuert worden. Er besteht aus einem breiten blauen Bande, welches von der Linken zur Rechten getragen wird, und einem silbernen Stern auf der Linken. Dieser Orden ist gewissermaßen jeder vornehmen Familie angebohren, daher er denn so zahlreich an Mitgliedern; auch viele russische Großen haben ihn; denn die Kaiserin hat ihn wie ihre eigenen Orden vergeben.

Der zweite ist der **Stanislausorden**, von dem jezigen König im Jahr 1765 gestiftet. Er besteht aus einem ponceaurothen Bande mit weißen Streifen, welches von der Rechten zur Linken getragen wird, woran ein goldenes roth emaillirtes Kreuz hängt, und einem silbernen Stein auf der

Linken. Dieser Orden ist so verschwenderisch ertheilt worden, daß er wenig mehr geachtet wird, so wie die Kammerherrenschlüssel die jezt niemand mehr haben will.

Das wahre Palladium der Freiheit eines pohlnischen Edelmanns, liegt in dem Veto, das der geringste Edelmann der dem Reichstag beiwohnt den Beschlüssen entgegenzusezen berechtigt ist. Mit diesem einzigen Wort unterbricht er alle Berathschlagungen; und beharrt er auf seinem Sinn, so bleibt alles unentschieden, und der Reichstag muß auseinander gehen.

Die Freiheit kann freilich nicht weiter gehen, als wenn man mit einem einzigen Wort, die Beschlüsse einer ganzen Versammlung vernichten kann; aber hat diese Freiheit auch einen nüzlichen Zwek? keinesweges; denn dadurch wird die ganze gesezgebende Menge dem Eigensinn eines einzigen unterworfen, der von auswärtigen Mächten, oder von dem König selbst bestochen; mit Vorurtheilen geblendet, betrunken, und unfähig seyn kann das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Aber der pohlnische Edelmann, der nicht König geworden, tröstet sich darüber mit diesem Veto, das ihm einen so wirksamen Einfluß auf die Regierung einräumt. Nie werden sie einstimmig darauf Verzicht thun. Dazu würde eine Uebereinstimmung der Gesinnungen und des Willens erfordert, die bei einer Anzahl kleiner Despoten, die auf ihre Macht stolz, und durch lange Gewohnheit verdor-

ben sind, gar nicht zu erwarten ist. Es bleibt also kein anderes Mittel übrig, Pohlen aus dem Stande einer erniedrigenden Knechtschaft zu befreien, als eine Revolution.

Daher war auch dieses Reich von jeher Revolutionen ausgesezt, woron wir die alten übergehen, weil wir keine Geschichte von Pohlen schreiben. Wir begnügen uns blos der neuern Vorfälle zu erwähnen, die seit fünf und zwanzig Jahren dies Reich in seinem Innern zerrüttet, es fremden Mächten unterworfen, und es zu dem Grad der Erniedrigung herabgesezt haben, in dem wir es jezo sehen.

Die Theilung Pohlens im Jahr 1773 die Preussen, Rußland und Oesterreich unternahm, und wodurch Pohlen fünf Millionen Bewohner, von einer Bevölkerung von 14 Millionen entzogen wurden, ist eine jener Ereignisse, dergleichen man in der Geschichte selten Beispiele findet. Drei benachbarte Mächte eines in der Anarchie versunkenen Landes, beschließen der Unordnung ein Ende zu machen, und theilen einen großen Strich desselben unter sich, und da ihr Wille mit einer Armee von 200,000 Mann unterstüzt werden konnte, so blieb den Pohlen nichts übrig als nachzugeben.

Keine auswärtige Macht war im Stande, sich dieser Theilung damals zu widersezen. Frankreich erfuhr den ganzen Handel, durch die Sorglosigkeit und Ungeschiklichkeit seines damaligen Gesandten in Wien, erst nachdem er geschlossen war; man

versichert sogar, daß der Kardinal **Rohan** die Theilung von Polen zuerst von seinem eigenen Hof erfuhr; weil er in Wien blos seinem Vergnügen nachhieng. England konnte mit seinen Flotten nichts gegen Mächte ausrichten, die furchtbare Armeen auf den Beinen, und keine Kolonien hatten. Die übrigen Mächte waren zu entfernt oder zu schwach, um sich den Willen dreier Monarchen zu widersezen, die vereint es mit ganz Europa aufnehmen könnten.

Nachdem die Theilung vollbracht, suchte Rußland auch die pohlnische Nation zu beherrschen, und betrachtete den übrigen Theil von Pohlen nicht viel anders als eine Provinz seiner weitläufigen Staaten. Der russische Gesandte, Graf **Stakelberg** war bis ins Jahr 1791 eigentlicher Regent von Pohlen.

Endlich den 3 Mai 1791 erwachten die pohlnischen Stände aus dem Schlummer, in dem sie so lange begraben gelegen hatten, beschlossen das fremde Joch abzuwerfen, und verfaßten eine neue Konstitution die den 5ten Mai angenommen wurde, und binnen drei Tagen der ganzen Regierungsform eine neue Gestalt gab. Belehrt durch das Unglük welches bereits damals schon über Frankreich schwebte, und welches in der allzuweit ausgedehnten Volksgewalt seinen Ursprung hatte, hüteten sie sich vor diesem Fehltritt, und vermieden alles was sie an der französischen Konstitution nicht billigen konnten.

Wir wollen uns weder über die Vortheile noch die Nachtheile dieser neuen Staatsverfassung einlassen, da sie beinah eben so schnell wieder vernichtet als entworfen war. Die Pohlen begiengen dabei einen der unverzeihlichsten Fehler, indem sie sich blos auf ihren Muth verließen, und ihre Kräfte nicht berechneten. Nachdem ihr Unglük einmal so hoch gestiegen war, so blieb ihnen nur noch zweierlei übrig. Entweder mußten sie das Ende desselben von günstigern Zeiten und Umständen erwarten, oder einer eingebildeten Autorität entsagen, und den Unruhen und den Elend ihres Vaterlandes mit einemmal ein Ende machen, indem sie sich einer der drei benachbarten Mächte freiwillig in die Arme warfen, wo sie gewiß gute Aufnahme gefunden hätten. Freilich wäre der pohlnische Adel dadurch preussischer, russischer, oder österreichischer Vasall geworden, allein was lag daran? Das Volk wäre wenigstens freier geworden, besonders derjenige Theil der Preussen oder Oesterreich zufiel; die übrigen die an Rußland kamen, verloren wenigstens nichts dabei, wenn sie auch nichts gewannen. Anstatt dessen ließen sich die Pohlen dasjenige was sie freiwillig und mit guter Art aufopfern konnten, durch die Gewalt der Waffen entreissen. Die Russen rükten 1792 in Pohlen ein, und binnen weniger als drei Monathen war die neue Konstitution von 1791 umgestürzt.

Das Vermögen der pohlnischen Großen ist ungeheuer, und das Elend des Bauren ohne Gränzen; die ganze Masse der Nation besteht nur aus zwei Klassen, wovon die eine Alles, die andere gar Nichts besizt. Diese empörende Ungleichheit der Glüksumstände, nimmt ihren Ursprung in der fehlerhaften Regierungsform. Die Sklaverei hindert den Bauren je etwas zu erwerben, denn derjenige der nur immer für andere arbeiten muß, kann für sein eigenes Wohl nichts thun, denn wenn er auch den Willen und die *Zeit dazu hätte*, so muß er immer befürchten daß gierige Hände ihm den Lohn seiner Arbeit rauben. Er begnügt sich also sein Tagewerk zu vollenden, und denkt nicht über den gegenwärtigen Augenblik hinaus.

Geseze können solchen Mißbräuchen nicht steuern, weil das Uebel mit der Verfassung selbst verwebt ist, und man entweder diese selbst abändern, oder auf das Gute Verzicht thun muß. In lezterm Fall war die Verfassung von Pohlen, und ein Umsturz daher unvermeidlich.

Diejenigen Pohlen welche unter preussische oder österreichische Herrschaft kamen, waren in Vergleich mit ihrem vorigen Zustande, gewiß glüklich zu nennen. Sollte man es wohl glauben, daß der Kaiser genöthigt war einen Truppenkordon an der Gränze von Gallizien zu ziehen, um seinen neuen Unterthanen das Zurükwandern nach Pohlen zu verwehren? Diese der Freiheit unwerthe Menschen kehrten haufenweis wieder nach

Pohlen zurük, um sich dort wieder an Herren zu verkaufen, und das Joch der Sklaverei zu übernehmen!

Diese Elenden sagten zu ihrer Entschuldigung. „Wenn hier mein Haus abbrennt, wenn mein Vieh stirbt, so bin ich zu Grunde gerichtet, und muß Hungers sterben; in Pohlen aber bauet mir mein Herr das Haus wieder auf, und ersezt mir meine Kuh, meine Schweine u. s. w. Denn an einer Erhaltung ist ihm viel gelegen, statt daß mein jeziger Herr, für den ich nicht arbeite, mich zu Grunde gehen läßt ohne sich darum zu bekümmern.„ —

Dies kleine Pröbchen stehe hier zur Beherzigung für diejenigen welche uns immer vorpredigen, **daß alle Menschen zur Freiheit gebohren sind.**

Der Handel von Pohlen könnte beträchtlich sein, weil das Land ergiebig, und günstig gelegen ist; allein er ist ganz in den Händen der Juden und einiger Fremden, die ihn ausschließend an sich gerissen haben. Der Adel hält den Handel unter seiner Würde, und das Volk ist zu arm, um etwas unternehmen zu können, folglich ist die ganze Nation in den Händen der Juden, die hier so gut wie anderswo ihren Grundsäzen treu bleiben; d. h. sie treiben alle Handthierungen, und reissen alles an sich, was sie bekommen können.

Pohlen führt Honig, Wachs, Hauf, Flachs, Wolle, Leder, Pottasche, hauptsächlich aber Ge-

traide aus. Alles geht nach dem Hafen von Danzig, welcher jezt unter preussischer Herrschaft steht, daher auch Preussen Meister des Handels von Warschau und des größten Theils von Pohlen ist. Daher rührt vielleicht die Theurung in Warschau, wo manche Artikel, z. B. Bücher noch theurer sind als in Petersburg, weil die Transportkosten der Landfracht sehr hoch steigen, und Warschau nicht die Erleichterung der Schiffahrt hat.

Die pohlnische Armee besteht aus zwei *Korps*, dem von Pohlen und dem von Litthauen, welche zusammen ohngefähr funfzig tausend Mann ausmachen, wozu Pohlen gegen drei Viertel liefert; zwei Drittel dieser Armee besteht in *Kavallerie*. Beider Generale sind von einander unabhängig, und dies nebst der Insubordination und schlechten Disciplin der Soldaten war Ursache, daß diese Armee nie etwas gegen den Feind ausrichtete.

Die Pospolite kann gegen hundert tausend Mann zu Pferd stellen; aber diese Armee die durchaus aus Edelleuten besteht, die vorher nie die Waffen geführt, ist so seltsam bewafnet, und schleppt eine solche Menge Troß hinter sich drein, daß sie wenig oder gar nichts ausrichten kann. Jeder Edelmann sucht nur seine Pracht zu zeigen, und so gewinnt das Ganze eher das Ansehen eines Triumphszugs, als einer Armee die ins Feld rükt.

Nach der Revolution vom 3 Mai 1791 gingen auch in der Armee, so wie in allen übrigen, große Veränderungen vor. Mehrere preussische Generale traten in pohlnische Dienste, und sogar der Prinz von Würtemberg, Bruder der Großfürstin von Rußland war einer davon. So bald sich aber lezteres Reich gegen Pohlen erklärte, nahm alles eine andere Wendung.

Der Pohle ist stolz, freigebig, tapfer und unabhängig, das heist, der Edelmann; denn nur dieser kann seinen Charakter äussern. Der eigentliche Pohle, der die größte und nüzlichste Klasse ausmacht, ist Sklav; mit diesem Wort ist alles gesagt, und alle Charakteristik wäre überflüssig.

Man beschuldigt den Pohlen, und zwar nicht ohne Grund daß er dem Trunk ergeben sei; wir wollen hierüber keine Beispiele anführen, weil, wenn wir auch der strengsten Wahrheit treu blieben, man uns doch noch der Uebertreibung beschuldigen möchte. Wir begnügen uns die Leser zu versichern, daß die Pohlen ohnstreitig die stärksten Trinker in Europa sind, und daß alles was man von ihrem Trunke erzählt, bei weitem nicht übertrieben ist. Das Volk trinkt viel Meth.

Eine Lieblingsbelustigung der Großen ist die Jagd, vorzüglich die Bärenjagd; wozu die ungeheuren Wälder Pohlens einem weiten Spielraum geben.

Die Pohlen haben noch ihre Nationalkleidung beibehalten. Sie besteht in einer langen Weste, die bis an die Waden herunterreicht, und je nach der Jahrszeit mit Pelz ausgeschlagen ist; dazu tragen sie gelbe Halbstiefel, und einen Säbel an der Seite. Die Haare schneiden sie bis über die Ohren ab, so wie auch den Bart, lassen aber einen kleinen Stuzbart stehen.

Die Plica polonica ist eine in Pohlen einheimische Krankheit, und besteht in einer Verwirrung der Haare, die gar *nicht mehr auseinander* zu bringen sind, und die man auch *nicht abschneiden* darf, ohne die größte Gefahr zu laufen. Diese Krankheit, deren wahre Ursache unbekannt ist, dauert mehrere Monathe, und ist, wenn man ihr ihren Lauf läßt gar nicht *gefährlich*, nur muß man die Haare beständig in einem Neze tragen, damit sie zusammen bleiben.

Die lateinische Sprache ist in Pohlen, unter allen Ständen im Gebrauch, und wir trafen oft gemeine Soldaten, die sie ziemlich rein sprachen. Wenn man einem pohlnischen Postmeister nicht auf seine pohlnische Anrede antwortet, so fängt er gewöhnlich lateinisch an.

Zwanzigstes Kapitel.

Reise von Krakau nach Wien über Teschen, Ollmüz und Brünn. Mineralogische Reise durch Ungarn.

Von Krakau nach Wien kömmt man zuerst über einen kleinen Kanal, der erstere Stadt von Kasimir scheidet; dann sezt man mittelst einer fliegenden Brüke über die Weichsel, an deren Ende die ersten österreichischen Schildwachen stehen, und ein Zollhaus, und kaiserliche Post angelegt sind. Bis dahin beträgt der Weg etwas über eine Viertelstunde, man muß aber eine Meile bezahlen; weswegen man lieber von Krakau aus Miethpferde nimmt.

Gleich beim Eintritt in das kaiserliche Gebiet erblikt man wieder die ersten Schlagbäume, die in Pohlen und Rußland unbekannt sind; es wäre auch höchst unbillig in beiden lezten Reichen den Reisenden etwas für die Wege abzufordern, da man sie gar nicht unterhält oder ausbessert; im Kaiserlichen hingegen, bezahlt man gerne etwas, denn die Wege sind sehr gut unterhalten.

Bieliz, ist eine ziemlich beträchtliche Stadt, die aus zwei kleinern besteht, und durch eine Brüke getrennt wird; derjenige Theil der in Gallizien liegt, heißt Biala, der andere Theil liegt in Schlesien. Der Handel dieser Stadt besteht größtentheils in schlesischem Tuch, wovon jährlich gegen zwanzig tausend Stük verfertigt werden.

Ohnerachtet Gallizien erst einige zwanzig Jahre unter österreichischer Herrschaft steht, so hat es sich seit dieser Zeit gar sehr über seinen ehemaligen Zustand erhoben, und manche Städte wie z. B. Lemberg sind seitdem doppelt und dreifach vergrößert worden.

Man kömmt durch die kleinen Städte **Bogorsch**, **Teschen** und **Friedek** nach Mähren, welches nebst Schlesien eine der vorzüglichsten Besizungen ist. Ueberall erbliket man nichts als Dörfer — Städte, und gut angebaute fruchtbare Felder.

Ollmüz, ist eine ziemlich beträchtliche, befestigte Stadt, so wie auch **Brünn**; zwischen Mariahilf und Nikolsburg erblikten wir die ersten Weinreben, und eine Meile weiter betraten wir das österreichische Gebiet. Auf der lezten Post erblikten wir schon den Stephansthurm von Wien, und sezten vermittelst mehrerer Brüken über die Donau, bis wir endlich die Stadt selbst erreichten.

Wir theilen hier einen Brief des Herrn von **Born** mit, den wir um einige Nachrichten über den mineralogischen Theil dieser Reise gebeten hatten. Unsre Absicht war von Krakau aus den geraden Weg nach Wien einzuschlagen, und uns vorzüglich mit mineralogischen Gegenständen zu beschäftigen. Unvorhergesehene Ereignisse verhinderten uns diesen Plan auszuführen, und wir müssen uns begnügen hier den Unterricht des Herrn von **Born** einzurüken.

„Von Wiliczka aus kömmt man an die Bergwerke von Schmolniz und Golniz in Oberungarn, woselbst grau Kupfer-Erz gefunden wird, welches etwas Silber enthält. Die Kobold-Erze von Golniz liefern, den Kobold zu den Schwefelfabriken in Oesterreich; und unter diesen Erzen findet man violette und grünlichte, welche nadelförmig kristallisirt sind.“

„In derselben Gegend ohnweit Peklin findet man Opale in den Sandbergen, und gewinnt viel Kupfer durch das Cementiren oder durch Niederschlagen des Kupfers aus vitriolischen Wassern; auch kann man die Kupferhütten besehen, wo die silberhaltigen Kupfer-Erze amalgamirt werden.“

„Wendet man sich gegen Siebenbürgen hin, so kömmt man durch Tokay dessen Berge vulkanisch sind, und wo man ein schwarzes vulkanisches Glas in großen Stüken und Körnern findet. Von da kömmt man zu den Bergwerken von Nagybania, wo goldhaltiges Silber-Erz gefunden, welches in der Gegend nemlich zu Kapnik, Felsobánya, Ololagos und Misobanya verarbeitet wird.“

„Zu Felsobanya findet man schöne Spiesglas-Erze, Bleiglanz, und kristallisirte Blei-Erze. Zu Kapnik besteht das Muttergestein aus einem quarzartigen Braunstein, welcher rosenfarbig, mit silberhaltigem Kupfer vermischt, und zuweilen kristallisirt ist.

„In Siebenbürgen selbst besucht man die Steinsalzgruben von Deny und Torda und kömmt nach Salathua, von wo aus man zu Pferde nach **Abrudbanya** reist, wo die Minen von **Worospalank** gediegenes Gold liefern. Zu **Offenbanya** werden die alten Werke wieder hergestellt; zu **Naygag** findet man Gold in einem Erz, welches dem glimmerartigen Eisen gleicht; zu **Tarebaya** wird ein reichhaltiger Goldkies gefunden; endlich besucht man auch **Kisbania, Boiza** und *Frestian*.

„Zu **Abrudbanya** war ehemals *Auraria* Dacia der Römer, wo man noch mehrere römische Alterthümer findet, die sich auf den Bergbau beziehen.

„Von **Salathua** kömmt man noch **Karlsburg**, wo die Münze von Siebenbürgen ist. Will man **Hermanstadt** und die Salzwerke von **Wizakna** nicht besuchen, so kömmt man durch Deka aus Siebenbürgen heraus, und findet zu Wayda zur Linken die Eisen-Minen von Siebenbürgen. Zu **Hunyad** waren die Ferrariae der Römer, wovon noch die Porta ferraea und die Porta Vulcani ihre Namen führen, zwei Pässe, durch welche man aus der Wallachei nach Siebenbürgen kömmt."

„Zu **Dewa** und in der Gegend sind unbeträchtliche Kupferwerke; aber zu **Bokshan** im Bannat, findet man die ersten Eisenbergwerke dieses Landes. Zu **Dognaska, Saska, Drawiza** und **Moldawa** hingegen findet man eine Menge Kupfer-Erze, hauptsächlich grüne, blaue und ro-

the. Aus dem Bannat kann man über Ofen und Schemniz gehen, welches leztere die Hauptniederlage aller ungarischen Bergwerke ist, wo jährlich über 80,000 Mark goldhaltiges Silber verarbeitet wird."

Am Schluß dieses Briefs meldete uns Herr von Born, daß man uns nirgends die Bergwerke zeigen würde, wenn wir nicht durch unsern Gesandten zu Wien ein Empfehlungsschreiben und eine Erlaubniß der Regierung auswürken könnten.

Wir hatten dieses gethan, konnten aber unser Gesuch nicht erhalten, ohnerachtet der kaiserliche Gesandte zu Petersburg uns versprochen hatte, daß wir die erbetene Erlaubniß zu Krakau vorfinden würden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung von Wien. Kirchen, Hochlöbl. kaiserliche Bibliothek, Kabinetter und Schaz. Gemählde-Gallerie und kleines Belvedere.

Die Stadt Wien an sich, ist ohne die Vorstädte, gar nicht beträchtlich, denn man kann sie binnen höchstens funfzig Minuten im gewöhnlichen Schritt ganz umgehen. Zwischen der Stadt und den Vorstädten fließt die Wien, ein kleiner Fluß der die

mehrste Zeit im Jahr troken ist, zuweilen aber aus seinen Ufern tritt, und große Verwüstungen anrichtet. Die Temperation von Wien ist mehr kalt als warm, welches vermuthlich von der niedrigen Lage herrührt, so daß auch die wärmsten Tage mit kühlen Abenden endigen, und man sich daher vorsehen muß.

Die Stadt ist sehr gut gepflastert, nnd die Straßen mit Seitengängen für die Fußgänger versehen, die aber so niedrig sind, daß auch die Wagen öfters darüber fahren. Zwischen der Stadt und den Vorstädten ist ein etwa sechshundert Schritt breiter Zwischenraum, der gar nicht bewohnt ist, und wo die Pferde- und Getraide-Märkte gehalten werden. Im Sommer ist hier der Staub und im Winter der Morast zu Hause, denn es passiren täglich über hundert tausend Menschen, die aus den Vorstädten nach der Stadt zur Arbeit gehen, und Abends wieder nach Haus zurükkehren. Uebrigens ist die Stadt regelmäßig befestigt, und die Werke gut unterhalten. Auch ist sie gut erleuchtet.

Die Polizei ist, wie es heißt, seit dem Tode des Kaisers Joseph noch verbessert worden, dessen ohngeachtet ist das Stehlen noch immer sehr häufig. Die Bevölkerung von Wien beträgt höchstens 240,000 Köpfe, wovon nur 70,000 in der Stadt wohnen. Die Vorstädte sind lange nicht so bewohnt als sie es seyn könnten, und schließen eine Menge großer Gärten, und sogar Felder ein. Die sogenannten Linien umschließen das Ganze, und

beim Eingang oder Ausgang aus denselben wird auf jedes Pferd drei Kreuzer bezahlt, welches jährlich eine beträchtliche Summe einbringt.

Die Gasthöfe sind nicht sehr gut eingerichtet, und man giebt zur Ursache an, daß die Fremden nur kurz darin bleiben, und sich in Privathäuser einmiethen; allein es ist doch zu vermuthen, daß wenn Gasthöfe von der Art wie das **rothe Haus** in Frankfurth vorhanden wären, die Wirthe sich sehr gut dabei stehen würden.

Die Gasthöfe **zum weißen Schwan** und **zur Krone von Ungarn** werden für die besten gehalten. Man speißt daselbst für 30 bis 40 Kreuzer an der allgemeinen Tafel, und für einen Gulden auf dem Zimmer. Zahlt man wöchentlich einen Dukaten, so erhält man ein artiges meublirtes Zimmer, und mit sechs bis sieben Dukaten monatlich wohnt man sehr gut. Einen Lohnbedienten der Französisch oder Italiänisch spricht, erhält man täglich für einen Gulden, auch für 40 Kreuzer. Im Ganzen gerechnet lebt man hier nicht theuer, und mit einem Gulden speißt man sehr gut auf dem Graben bei **Villars**; Wein wird wie gewöhnlich besonders bezahlt, **Miethwagen** kann man für drei Gulden täglich, und für 60 bis 70 monatlich erhalten.

Unter den **Promenaden** ist der **Prater** die vorzüglichste, er liegt ausser der Stadt, und erstrekt sich bis an die Donau; eigentlich ist es weiter nichts als eine schöne Wiese mit einer Menge Alleen

durchschnitten, wo sich an Sonn- und Festtagen eine unglaubliche Menge Menschen zu Fuß und zu Pferde versammelt. Der **Augarten** ist ein angenehmer sehr großer Garten, mit einer Terrasse auf die Donau, und einer Menge Gasthäuser, die den Wiener Einwohner hauptsächlich hieher ziehen. Die einzige Promenade nahe an der Stadt ist der **Wall**; an schönen Sommerabenden spazieret man auf dem **Graben**, einem langen Plaz mitten in der Stadt, wo die schöne Welt zusammenkömmt, und welcher folglich das **Palais royal** von Wien ist.

Die Schauspiele bestehen in einer italiänischen Oper, und einer deutschen Nationaltruppe, welche abwechselnd auf dem Hoftheater, und auf dem am Kärntherthor spielen, welches leztere größer ist, und fünf Reihen Bogen hat. Im Jahr 1790 waren die berühmtesten Sänger der Oper: 1) Die **Ferraresi**, die im Jahr 1792 nach Warschau gieng; 2) **Benucci** und **Pilata** Bouffons, 3) **Calvesi**, Tenor, und im Jahr 1792 kamen noch die **Tomnoni** und die **Vestris** dazu. Ausser diesen beiden Haupttheatern giebt es noch vier bis fünf Nebentheater, die den Winter durch in den Vorstädten spielen.

Es werden hier oft Hezen mit wilden Thieren gegeben, woran der Wiener sehr großes Vergnügen findet, so wie an den Feuerwerken die im Prater gegeben werden. **Redouten** werden im Winter und bei ausserordentlichen Gelegenheiten

gegeben: Die Einrichtung ist prächtig, man erscheint maskirt oder im Frak, und zahlt zwei Gulden Entre'e. Sie sind gewöhnlich sehr zahlreich, und man sieht eine Menge schöner Weiber, so daß man leichter die häßlichen zählen könnte. Auf allen Redouten wird gespeist, denn der Wiener kann ohne Traiteur nicht leben; und ißt, gewissermaßen den ganzen Tag.

Die Wiener **Gesellschaften** sind im Ganzen genommen äusserst einförmig und langweilig, da gewöhnlich beide Geschlechter von einander getrennt sind, welches uns weder angenehm noch gesellig scheint. Die jungen Mannspersonen beschäftigen sich hauptsächlich mit Fahren und Reiten, und sehr wenig mit Erwerbung nüzlicher Kenntnisse, daher auch ihre Unterhaltung für einen Mann von Geist äusserst leer ist.

Die Frauenzimmer sind besser erzogen, erlernen ausländische Sprachen, und vorzüglich Musik. **Leopolds** Regierung hat die italiänische Sprache sehr emporgebracht, welche man jezt bei Hof häufiger sprechen hört als die französische, die doch sonst die Hofsprache von ganz Europa ist.

Es sind hier einige **Kasinos**, wo die Mannspersonen zusammenkommen, um zu spielen, und Zeitungen zu lesen; sie sind aber bei weitem nicht so gut ausgewählt, wie die Klubbs zu London oder Paris. Von französischen Zeitungen werden keine gelesen, als die Leidner, die Köllner und der Courier du Basrhin, und daraus läßt sich abnehmen,

wie gut man von dem Zustand der Dinge in Frankreich unterrichtet ist.

Man findet zu Wien keine öffentlichen Häuser die der Ausschweifung gewidmet sind, so wie zu Paris, London, und andern großen Städten in Frankreich und Italien. Gegen Abend treiben die Mädchen einige Stunden lang ihr Gewerbe in den Straßen, und dann geht man mit ihnen in das nächstgelegene Wirthshaus. Kaiser Leopold wollte anfänglich alle Freudenmädchen aus Wien verjagen, so wie er zu Florenz gethan hatte, nachher änderte er aber seinen Sinn, weil er einsah, daß dies ein nothwendiges Uebel in einer Hauptstadt ist, wo eine Menge Fremde aus dem ganzen Reich, und aus allen Theilen von Europa zusammenströmen.

An Denkmälern, Statuen u. dergl. findet man hier sehr wenig, und dies wenige ohne Geschmak; dagegen sind die öffentlichen Stiftungen schön und vortreflich eingerichtet, dahin gehören z. B. die Kanzlei; die Münze; das Arsenal; die Hospitäler; die Schule der Chirurgie; das Theresianum; die Universität; Bank u. s. w.

Die Stephanskirche ist ein altes gothisches Gebäude, von ohngefähr drei hundert Schuh in der Länge, und hundert und sechzig in der Breite. Sie ist mehr dunkel als hell, und der Altar mit Säulen von schwarzem Marmor geziert. Kein Hauptgemählde ist hier zu sehen, wohl aber die beiden Grabmäler Kaiser Friedrich des IV. und des Prinzen Eugen, ersteres von Marmor, und

lezteres von vergoldeter Bronze; beide haben nichts Auszeichnendes.

Der Stephansthurm neigt sich merklich auf eine Seite, ob durch die Wirkung eines Erdbebens, oder durch eine andere Ursache, wissen wir nicht. Seine Höhe beträgt über vierhundert Schuh, und die Bauart ist kühn und leicht ausgeführt; doch ist er bei weitem dem Strasburgerthurm nicht zu vergleichen.

Die Sankt **Karlskirche** vor dem Kärnther Thor zeichnet sich dadurch aus, daß sie artig eingerichtet, und zum Theil mit Marmor ausgelegt ist, aber sie ist klein, und hat eher das Ansehn einer Kapelle. Die beiden Jesuiter-Kirchen, die von St. Peter, und die der Kapuziner sind größtentheils mit Gipsmarmor ausgeziert, der in der Beschreibung von Wien sehr gerne für Marmor ausgegeben wird; bei den Kapuzinern ist das Kaiserl. Begräbniß.

Der Wiener Hof ist nicht glänzend. Wir wohnten doch den 19ten September 1790 drei Heirathen bei, die in der Kaiserlichen Familie gefeiert wurden, und dies hätte doch Gelegenheit gegeben, eine ausserordentliche Pracht zu zeigen. Statt dessen begnügte man sich Kour zu halten, und öffentlich zu soupiren; nachher wurde noch eine Redoute gegeben, wo man die Entre'e bezahlte. Die vornehmen Ungarn sind die einzigen, die hier gewissermaßen prächtig leben. Die ungarische Noblegarde übertrift an Pracht gewiß jedes andere

Korps dieser Art. Der Kaiser hat kein eigenes militärisches Haus; der Dienst vor dem Schloß wird von den Garnisons-Regimentern versehen.

Fremde werden durch ihre Gesandten präsentirt; wir sahen den Einzug des Neapolitanischen Gesandten Marquis de Gallo, da eben sein König selbst in Wien gegenwärtig war. Der Zug war ziemlich brillant, nur schien uns der kostbare Wagen etwas mit Zierrathen überladen.

Die kaiserliche Bibliothek *ist nicht weit* von dem Schloß, und ein in jeder Rüksicht *vollkommenes* Gebäude, woran nichts zu tadeln übrig bleibt. Das Innere hat 242 Fuß in der Länge, und ist mit Säulen und Pilastern von Gipsmarmor geziert, deren Kapitäler und Fußgestelle vergoldet sind. Auch sieht man siebzehn marmorne Statüen aus dem Hause Habsburg, und in der Mitte der Rotonde die von Karl dem VI.

Die Bibliothek des Prinzen Eugen nimmt einen großen Theil dieser Rotonde ein, deren größter Durchschnitt über 100 Schuh beträgt. Auch findet man hier mehrere antike Büsten, worunter ein sehr seltener Pyrrhus von Marmor, und acht Erd- und Himmelskugeln, verschiedener Größe.

Unter den Manuscripten zeichnen sich aus; ein Mexikanisches mit bunten Figuren, auf Menschenhaut geschrieben; Ferner ein Chinesisches; ein kleiner Koran auf Pergament der bei einem gefangenen Türken gefunden worden.

In der hintern Gallerie zur Linken findet man ohngefähr 7000 Bände die vor 1500 gedrukt worden; worunter der erste Psalter der mit beweglichen Buchstaben von Faust zu Mainz im Jahr 1457 auf Pergament gedrukt worden, und ein Speculum humanae Salvationis der aus der Bibliothek des Herzogs de la Valiere erkauft worden, und mit hölzernen Buchstaben gedrukt ist.

In dem Hauptsaal der Bibliothek ist eine prächtige Kupfersammlung aufbewahrt, die aus mehr als siebenhundert diken Bänden besteht; wovon die Portraits allein 217 Bände ausmachen. Diese Sammlung ist in ihrer Art einzig; und die Bibliothek selbst verdient die Bewunderung jedes Fremden. Sie enthält zwischen 13 bis 14000 Manuscripte und gegen 300,000 Bände, ist jeden Tag offen, und scheint häufig besucht zu werden. Für neue Anschaffungen sind jährlich 6000 Gulden bestimmt.

Das **Kabinett der Medaillen, Münzen und geschnittenen Steine** enthält allein über vier und zwanzig tausend antike Medaillen, worunter die der Konsuln und Kaiser die zahlreichsten sind. Unter andern sind die Medaillen der Legionen des **Markus Antonius**, und zwar die sehr seltenen von der 26 und 30sten Legion vorhanden, die der 24sten ist gleichfalls hier, aber nachgemacht. Die Beschreibung dieser Medaillen ist in zwei Bänden von dem Abt Ekel verfertigt, aber nur nach Manuscript. Derselbe Gelehrte arbeitet an einem

Werke Doctrina Nummorum veterum, welches acht Bände stark werden wird, wovon viere bereits erschienen.

Das Münzkabinet enthält vielleicht die vollständigste Sammlung aller Münzen in der Welt, ohnerachtet es bei weitem nicht komplet ist. Unter den neuern Medaillen sieht man eine goldene ovale von zwölf Pfund an Gewicht, und 2055 Dukaten an Werth. Sie stellt Leopold dem Ersten mit seiner Gemahlin, nebst noch vierzig andern Familienportraits vor. Diese in ihrer Art einzige, obgleich mittelmäßig gearbeitete Metaille, wurde Leopold dem Ersten von Wenzeslaus von Rheinsberg geschenkt, welcher vorgab, daß er sie aus Silber verfertigt, das er vermittelst des Steins der Weisen in Gold verwandelt habe. Ferner sieht man eine in Dännemark unter Christian dem V. geprägte goldene Medaille, vortreflich gearbeitet, und 360 Dukaten an Werth; eine polnische von Sigismund dem III. geprägt 1611 und 315 Dukaten schwer. Mehrere andere von 50 bis 60 Dukaten an Gewicht.

Unter den neuern Metaillen und Münzen findet man die Gold- und Silbermünzen Cromwells; die von Theodor König von Korsika; eine silberne Medaille der Brüder vom Rosenkreuz; die vier Medaillen von Peter dem Dritten; die Medaille von Landskoi; Münzen von Iwan, Peter und Sophie u. s. w.

Unter den geschnittenen Steinen sind kostbare Stüke von seltener Grösse. Unter andern ein Onyx von sieben Zoll Länge, und sechs Zoll Breite, der auf der einen Seite die Vergötterung Augusts, und auf der andern Anspielungen auf seine Siege vorstellt, und sehr schön gearbeitet ist. Dieser Stein wurde vor länger als zwei hundert Jahren von Rudolph dem II. zu Prag für 12,000 Dukaten gekauft. Unter den Steinen sind viele von der ersten Schönheit, zuweilen aber mittelmäßig gearbeitet. Der Abt Ekel hat gleichfalls eine Beschreibung der vornehmsten herausgegeben, die zu Wien sehr sauber gedrukt ist.

Das Naturalienkabinett besteht aus drei Zimmern, wovon die beiden ersten, die Steine, Konchylien, Petrefakten und Mineralien enthalten; die Thiere sind bei der Universität aufgestellt. Das dritte Zimmer enthielt im Jahr 1792 neun und sechzig Gemälde in Mosaik von harten Steinen, und eines in antiken Mosaik. Berechnet man die Kosten dieser Einrichtung seit ihrer Gründung, und die Anzahl der Gemälde, die hier verfertigt worden, so kömmt jedes gegen 10,000 Gulden hier zu stehen. In demselben Saal sieht man ein Bouquet von Brillanten, welches von einem Wiener-Künstler verfertigt worden, und worin er alle bekannte Edelsteine angebracht hat.

Der Schaz ist in dem sogenannten Schweizerhof zur Linken. Viele der darin enthaltenen sehr schönen Stüke sind in Glasschränken, so daß

es schwer zu nnterscheiden ist, ob sie Produkte der Kunst oder der Natur sind. Eine Menge Arbeiten in Elfenbein; mechanische Stüke, Uhren, Vasen, Tassen, Becher u. s. w. von Agath, Jaspis, Chalcedon, Lapis Lazuli u. s. w. worunter mehrere in Gold gefaßt und mit Diamanten besezt sind.

In einem kleinen Kabinett zur Rechten sieht man das goldene Tafelservice, und eine vollständige Toilette von Gold in fünf Glasschränken; ferner kleine Figuren von Menschen und Thieren aus lauter kostbaren Steinen und orientalischen Perlen zusammengesezt; einige Opale von seltener Größe; ein Hyacinth von 266 Karat an Gewicht; eine Büste von weißen durchsichtigen Alabaster u. s. w. Die Deke dieses Kabinetts ist mit alten Porzellan ausgelegt, dessen Mahlerei nach Raphaels Zeichnungen kopirt ist.

In dem Kabinett zur Linken sind die kaiserlichen Kronen, Scepter und Kleidungen; die Krone von Oesterreich mit einer Reihe der schönsten und seltensten Perlen; ein Säbel, dessen Griff mit Diamanten besezt ist; der Erzherzogliche Mantel, die Krone von Siebenbürgen, (die von Ungarn und Böhmen sind weggebracht worden;) drei Garnituren Knöpfe von weißen Diamanten, Topasen und Rubinen; Hutknöpfe und Agraffen, worunter ein kostbarer Diamant, der zu Frankfurt 140,000 Gulden gekostet haben soll; die Agraffe, worin der berühmte

rühmte Diamant von Medicis; Ordensbänder, Sterne, Stokknöpfe, Degen, Schnallen, Halsbänder u. dergl. mehr.

Das große Belvedere ist von dem Prinzen Eugen erbaut worden, und enthält jezt die Gemähldegallerie des Kaisers. In dieser Sammlung findet man außer einer Anzahl Gemählden von beiläufig fünf hundert Meistern, die fortlaufende Reihe der flamändischen, deutschen und italiänischen Schulen, so daß der Liebhaber sich mit den verschiedenen Manieren vollkommen bekannt machen kann.

Diese Gallerie welche vierzehn Zimmer im ersten, und acht im zweiten Stokwerke einnimmt, enthält gegen 1300 Gemählde, worunter über 300 aus der italiänischen Schule, und die übrigen aus der flamändischen und deutschen; aus der französischen Schule sind zu wenig vorhanden, als daß sie eine besondere Klasse ausmachen könnten. Herr von Mechel aus Basel hatte diese Gallerie in Ordnung gebracht, und ließ einen Katalog darüber druken welcher sehr bequem eingerichtet war, indem der Name des Mahlers und die Nummer des Gemähldes beinah in allen angegeben war. Der jezige Inspektor Herr Rosa hat aber die ganze Ordnung wieder verändert; wir finden jedoch nicht daß er sie verbessert hat, denn man kann nun mit Hülfe des Katalogs die Stüke nicht mehr so leicht finden wie vorher.

Das kleine Belvedere enthält gleichfalls eine Menge Gemählde, marmorne Statuen, Urnen, Vasen, Porzellan, Familienportraits und Bataillenstüke, worunter einige merkwürdige von Madame Lebrun; Maron, Oberdof, Snayers und andern.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Zeughäuser. Artillerieschule. Oekonomische Anstalten. Hospitäler. Waisenhäuser.

Die Militäreinrichtungen in den kaiserlichen Staaten verdienen alles Lob; denn sie übertreffen manche ähnliche in andern Staaten, und könnten ihnen zum Muster dienen. Sie sind auch nicht alle in der Hauptstadt zusammengehäuft wie zu Koppenhagen und Petersburg, wo wenn man diese Städte einmal gesehen hat, nichts weiter mehr zu sehen übrigbleibt. Die Menge der Städte die der Kaiser besizt, haben ihm erlaubt sie in verschiedenen Provinzen seiner Herrschaft zu vertheilen.

Das große Zeughaus besteht in einem weitläufigen Gebäude, und im Hof erblikt man eine Menge Kanonen, worunter viele ganz neu sind. Unter andern sind zwei Stüke darunter, welche eine Kugel von 77 Pfund schießen; eine Feld-

schlange, ein und zwanzig und einem halben Schuh lang, welche 124pfündige Kugeln schießt, und die im Jahr 1717 zu Belgrad erobert worden; ferner ein Mörser mit eisernen Reifen beschlagen, der tausend Pfund Steine wirft. An der Mauer dieses Hofs hängt noch ein Theil von der Kette mit welcher die Türken die Donau zu Ofen sperren wollten; die andere Hälfte wird in lezter Stadt aufbewahrt.

Die Waffen sind in der größten Ordnung aufgestellt, und die Menge der Flinten, Säbel, Pistolen u. s. w. ist so groß, daß man behauptet es wären deren genug vorhanden, um 300,000 Mann zu bewaffnen. Außer mehreren gegossenen Kanonen von kleinem Kaliber, sieht man hier auch einige außerordentliche Stüke; z. B. eine Kanone von Leder, auf Bronzeart gemahlt; eine Art hohlen Tischs, der funfzig Mündungen auf zwei Reihen hat, und funfzig Kugeln auf einmal werfen kann. Diese Maschine wurde im Jahr 1678 von einem Wiener Künstler Namens **Kolman** verfertigt, und wiegt nur 345 Pfund.

Auch sieht man hier eine Menge Fahnen und Pauken; die Standarte **Mahomets**, welche **Sobieski** eroberte als er Wien entsezte; ferner die Rüstungen aller Kaiser von **Rudolph** an; die von **Skanderbeg**: **Alex. Farnese** u. s. w. das Pferdegeschirr des Prinzen **Eugen**; ein Monument welches der Fürst **Lichtenstein** dem Kaiser

Franz dem Ersten und Marien Theresien errichtete, ein anderes diesem Fürsten zu Ehren von Franz dem I. errichtet, und noch eines zu Ehren des Prinzen von Koburg nach seinem Siege über die Türken im lezten Krieg; endlich das Kleid welches Gustav Adolph in der Schlacht bei Lüzen trug; es ist von starkem Leder, und am Vorderarm und in der Seite durchschossen.

In dem Zeughause der Bürger sieht man eine künstliche Spieluhr, die heut zu Tage weit einfacher könnte gemacht werden; eine Menge Waffen aller Art; das Hemd des Grosveziers Kara Mustapha, mit Zeichen und Stellen des Korans beschrieben. Bekanntlich belagerte dieser Vezier Wien im Jahr 1683, und wurde im folgenden Jahre zu Belgrad strangulirt, wo die Kaiserlichen noch seinen Kopf mit dem Strik um den Hals fanden; beide sind in diesem Zeughause aufbewahrt, so wie auch der halbe Mond und der Stern, welche während der Belagerung von 1729 auf die Spize des Stephansthurms gestekt wurden.

Es sind noch zwei kleinere Zeughäuser in der Stadt, so wie eine Gewehrfabrik, und eine Kanonengießerei, die man aber nicht leicht zu sehen bekömmt.

In der Artillerie- und Ingenieurschule waren zu unserer Zeit gegen hundert junge Leute, die zum Ingenieurwesen bestimmt waren, und die Einkünfte reichen hin, um noch mehrere umsonst

aufzunehmen; die so bezahlen, sind in zwei Klassen getheilt, wovon die der erstern jährlich 450, und die der zweiten 300 Gulden bezahlen. Der ganze Kursus dauert vier Jahre. Im ersten Jahre lehrt man die Arithmetik und die Anfangsgründe der Geometrie; im andern die höhere Geometrie und die Algeber; die beiden leztern Jahre sind der Fortifikation, der bürgerlichen Baukunst, der Mechanik und den übrigen einem Ingenieur nöthigen Wissenschaften gewidmet. Der Kursus fängt im dreizehnten Jahre an, und wird im siebzehnten beschlossen; doch werden die jungen Leute schon im achten Jahre aufgenommen, und jede Wissenschaft hat ihre Professoren, die theils vom bürgerlichen, theils vom militär Stand sind.

In den Sälen sind eine Menge mechanischer Modelle, Versteineruugen, Mineralien, physikalische Instrumente, und eine Sammlung aller Steinarten enthalten, von welchen die vorzüglichen Festungen der kaiserlichen Staaten erbaut sind, z. B. Brünn, Ollmüz, Theresien Stadt u. s. w. In zwei besondern Sälen sieht man die Plane dieser Festungen in erhabener Arbeit und ausgemahlt.

Die jungen Leute haben einen Garten zum Spazierengehen, und neben demselben ein Stük Feld, wo sie sich im Sappiren üben. Dem Hauptgebäude gegen über, ist die Wohnung einer Kompagnie Sappeurs, deren viere in Wien liegen, jede 56 Mann stark, worunter 36 Unteroffiziers.

Mehrere der leztern sind in den Sälen und Zimmern angestellt, um die Aufsicht über die jungen Leute zu führen.

Das Oekonomiehaus welches die Niederlagen und Werkstätte in sich begreift, ist eine sehr große Einrichtung, wobei an 400 Arbeiter beschäftigt werden. Der Generalstab desselben besteht aus einem Obersten, einem Obristlieutenant, einem Major, vier Hauptleuten, und siebzehn Lieutenants, wovon jeder sein eigenes Departement hat, und den Sold wie bei dem Regiment zieht. Ein General führt die Inspektion und visitirt wöchentlich zweimal.

Ein Magazin ist für Tuch- und Lederwerke, zwei andere für Leinwand, Hemden, und gemachte Monturen bestimmt; in den andern sind die Säbel für die Kavallerie, Kasqueter, Hüte, Kuppel, Schilde, Sättel, Zäume, Gebisse, und alles was zur Rüstung eines Pferdes gehört; eine unermeßliche Menge Säke, und leichte Zelte, die nicht mehr Plaz einnehmen, als ein zusammengerollter Mantel, und doch für sechs bis zehn Mann hinreichen; mit einem Wort, hier fehlt nichts, von dem Größten bis zum Kleinsten ist alles vorräthig.

Nichts von allem diesem geht verloren. Die Monturen z. B. werden den Schneidern zugeschnitten gegeben; eben so auch die Schuhe den Schustern. Die gemachten Schuhe werden von drei Meistern geprüft und gestempelt, sind sie schlecht so

muß der Schuster andere dafür machen; und läßt der Meister der sie prüft schlechte für gute passiren, so muß er sie für seine Rechnung behalten. Man tadelt zwar dies Vorausarbeiten von Dingen die dem Verderben unterworfen, z. B. Schuh und Stiefeln, welche austroknen und zusammenschnurren können, so daß der Soldat sie nachher kaum ein paar Tage tragen kann.

Eine Menge Soldaten arbeiten in den Werkstätten, und erhalten außer ihrem Sold, die Hälfte dessen was ein Arbeiter in in der Stadt bekömmt. Ein Zelt kostet 6 fl. 30 kr., ein Sak 30 kr.; (im Kriege von 1788 hat man deren über drei Millionen gebraucht,) ein Paar Schuhe 1 fl. 4 kr., eine Montur 2 fl. 40 kr.; eine Elle Tuch zum Mantel 58 kr.; ein Paar Reiterstiefeln 4 fl. 54 kr. Im Kriege stieg die monathliche Ausgabe dieser Einrichtung zuweilen über 400,000 Gulden. Sechzehn Niederlagen dieser Art sind in den Staaten des Kaisers, die Niederlande mitgerechnet, etablirt; worunter die Wiener Niederlage die beträchtlichste ist; alle aber sind nach einem Plan angelegt.

An Kasernen sind fünfe vorhanden, wovon die neben dem großen Hospital die sehenswürdigste ist; die Einrichtung für die Kavallerie könnte verbessert werden. Das Quartier der ungarischen Noblegarde ist prächtig.

Das Invalidenhaus kann höchstens 800 Mann aufnehmen; sie haben ihre Weiber bei sich, und erhalten täglich 4 Kreuzer nebst Brod. Der

Plan Josephs des II, war bei Anlegung der vier Invalidenhäuser zu Wien, Prag, Ofen und Brüssel, in jedes nur die Eingebohrnen aufzunehmen; aber dies ist nicht streng befolgt worden. Ueberhaupt schienen uns die Invalidenhäuser, unter allen öffentlichen Einrichtungen in dem kaiserlichen Staaten, am wenigsten gut besorgt.

Die **Vieharzneischule** ist an sich sehr mittelmäßig, und gar nicht mit denen zu vergleichen, die man ehemals in Frankreich hatte. Man muß um so mehr darüber staunen, da alle *Militäreinrichtungen* des Kaisers sehr gut sind, und seine zahlreiche Kavallerie eine solche Schule höchst nöthig hat.

Die **Hospitäler** *gehören mit unter die Stiftungen, die der Regierung Ehre machen.* Das Beste was in diesem Fach gethan worden, gehört dem Kaiser Joseph, und man muß um so mehr bedauren, daß ihn der Tod so früh übereilt hat.

Das große oder **Josephshospital** welches den 16 August 1784 eröffnet wurde, ist ein sehr geräumiges Gebäude, dessen Hof mit doppelten Alleen und Rasen geziert ist. Zwischen dem ersten und zweiten Hof ist die Kapelle, welche so eingerichtet, daß die Kranken der entferntesten Zimmer den Priester sehen können. Es sind über hundert Säle für die Kranken beiderlei Geschlechts bestimmt; einige davon haben gegen hundert Betten, andere nur achtzig, und weniger; im Ganzen sind über zwei tausend Betten vorhanden, ohne die

der Genesenden, und hundert und funfzig für die Schwangern, zu rechnen. Unter leztern können funfzig umsonst hier niederkommen; die andern bezahlen täglich einen Gulden, erhalten dafür alles Benöthigte, werden von niemand gesehen, und die Maaßregeln sind so getroffen, daß man nie beweisen kann, daß eine Frau oder ein Mädchen in diesem Hospital niedergekommen ist. Weiber die hier blos niederkommen, und dann wieder fortgehen wollen, zahlen nur vier Gulden; und wenn sie ihr Kind zurüklassen und sich weiter nicht darum bekümmern wollen, so kostet es 24 Gulden.

Alle Kranken ohne Unterschied schlafen allein, und die Reinlichkeit ist so hoch getrieben, daß man in Sälen von hundert Betten nicht den geringsten Geruch bemerkt, welches daher rührt, daß in jedem Fenster Ventilators angebracht sind. Die Treppen sind hin und wieder mit Teppichen belegt, die Gänge äußerst reinlich, und alles auf den besten Fuß eingerichtet. Es giebt hier Kranke welche täglich einen Gulden; andere die 30 Kreuzer, und noch andere die täglich 10 Kreuzer zahlen; lezteres ist der geringste Preis, denn so viel kostet die Verwaltung der Armen, die umsonst behandelt werden. Die Küchen sind nicht so groß als es nöthig scheint, dafür aber sind mehrere kleinere hin und wieder angebracht.

Die Stiftung für Kaufmannsdiener, die im Jahr 1765 errichtet worden, besteht in vierzehn Betten, für eben so viel Kranke. Sie sind von

den übrigen abgesondert, haben einen eigenen Saal, eine Küche, und mehrere Zimmer, die etwas weniger einfach sind als die des übrigen Hospitals. Jeder Kranke dieser Klasse kostet täglich 23 Kreuzer.

Bei diesem großen Hospital sind vier Oberärzte, acht Unterärzte, eine Menge Wundärzte, und acht Apotheker angestellt, wovon jeder eine gewisse Anzahl Zimmer besorgt. Die Direktion des ganzen Wesens hat der kaiserliche Leibarzt Herr Guarini. Die Apotheke ist sehr vollständig und sehr reinlich, so wie die ganze Einrichtung selbst die Größten und Besten dieser Art in Italien übertrift.

Das Narrenhaus fanden wir gleichfalls sehr gut eingerichtet, und fühlten nicht das Empörende was man bei Häusern dieser Art gewöhnlich erfahren muß. Nur schien es uns, daß man sich nicht genug mit den Mitteln beschäftige, denjenigen die nicht ganz unheilbar sind, dem Verstand wieder zugeben. Die Thüren der blos Schwachen und Blödsinnigen sind den ganzen Tag offen, so daß der Mann der eine helle Stunde hat, nichts als Narrheit und Raserei um sich sieht. Nun aber wäre dies allein schon hinreichend ihm den Verstand wieder zurauben, und man würde weit besser thun, wenn man solche Kranke auf das Land schikte, wo sie die Bauren für ein geringes Geld bewahren und verpflegen würden. Wirkliche Narren die gefährlich werden

können, muß man einsperren, und von der Gesellschaft absondern. Wir bemerkten in diesem Hause eine ziemliche Menge närrischer Soldaten.

Das **Militärhospital** kann gegen funfzehnhundert Kranke fassen; zwei Säle sind für kranke und schwangere Soldatenweiber bestimmt; jeder Kranke hat sein eigenes Bett, und die Säle sind gut gelüftet. Die Regimenter zahlen für ihre Kranken, beiderlei Geschlechts täglich acht Kreuzer. Die Apotheke ist sehr vollständig; auch ist ein botanischer Garten mit einem Treibhaus hier.

Die **Schule der Wundarzneikunst** wurde im Jahr 1784 eröffnet, und steht so wie das obige Hospital unter der Direktion des Herrn **Brambilla**. Es ist hier eine Handbibliothek von den besten Schriften über die Chirurgie in französischer, italiänischer, lateinischer und deutscher Sprache angelegt; in der Mitte steht die marmorne Büste **Josephs des II.** der dies Haus gestiftet, mit der Inschrift:

Iosephus Secundus Augustus. Hic primus
1786.

Das Ganze besteht aus zwölf Sälen, die Anatomie mit eingeschlossen, und in diesen sieht man alles außer dem was zur Apotheke gehört, die natürlichste Vorstellung aller Theile des Körpers in Wachs, und aller Krankheiten mit denen sie befallen werden, selbst einige der seltensten wo-

von in den Wienerhospitälern Beispiele vorgefallen. Ferner ist auch ein vollständiger Apparat der Hebammenkunst vorhanden.

Ein Saal ist zu den Operationen, ein anderer für die chirurgischen Instrumente und Bandagen aller Art bestimmt; ein dritter für die Foetus von jedem Alter, worunter eine Menge Mißgeburten sind. Eine ziemliche Anzahl physikalischer Instrumente, Schädel und Knochen die von der venerischen Krankheit halb und ganz zerfressen sind. Die meisten Präparate sind von Florenz hieher gekommen, wo sie unter der Aufsicht des Abts **Fontona** bereitet worden. In dem einen Saal sieht man sechzehn Skelette theils liegend, theils stehend, mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet.

Bei dieser Schule sind sieben Professoren, und dreißig Kostgänger angestellt, welche die gräue Uniform tragen, ferner zweihundert Zöglinge welche ihre Kost bezahlen. In dem Kriege von 1788 lieferte diese Schule über achthundert Chirurgen, wovon die Hälfte geblieben ist; die Anzahl ist zu groß, als daß sie alle gut unterrichtet seyn konnten, auch sind häufige Klagen eingelaufen.

Das **Waisenhaus** unterhält 1350 Kinder, worunter 500 zur Stiftung gehören; allein nur 340 können logirt werden, und unter diesen 70 Mädchen; die übrigen werden unter Privatleute vertheilt, welche die bestimmte Summe von 70

Gulden dafür erhalten. Im sechsten Jahre werden sie angenommen, und im vierzehnten entlassen.

Der Unterricht ist in drei Klassen vertheilt, und man lehrt ihnen, Lesen, Schreiben, Religion, Moral, Rechnen, Zeichnen, und die Anfangsgründe der Geometrie. Die so andere Lehrer haben wollen z. B. Musik, Tanzen, Fechten u. s. w. zahlen monatlich einen Gulden dafür, und für Sprachen, anderthalb Gulden. Die so besondere Talente äußern, können die lateinischen Klassen, und die Akademie der schönen Künste besuchen.

Die Schlafzimmer und Klassen sind sehr reinlich, und die Kinder haben eine gewöhnliche und eine Sountagskleidung. Für die Güte dieses Instituts spricht der Umstand, daß seit der Stiftung im September 1790 nicht mehr als fünf Kinder gestorben sind; und wir fanden in den Krankenzimmer nur vier Kranke, wovon zwei an den Augen litten.

Die Mädchen sind durchaus von den Knaben abgesondert, werden aber eben so gehalten. Iu ihren Schlafzimmern ist ein Querholz etwa fünf Schuh hoch von der Erde angebracht, woran sie sich alle Morgen hängen müssen, um die Glieder auszudehnen, und zu wachsen. Sie lernen blos Lesen, Schreiben, Spinnen, Nähen und Striken, und können im vierzehnten Jahre herausgehen.

Die Knaben stehen unter der beständigen Aufsicht von ausgedienten Unteroffizieren. Ueber der Thüre steht die Innschrift:

Orphanis alendis et erudiendis, Iosephus II. 1785.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Institut der Taubstummen. Universität. Akademie der Künste. Künstler. Privatkabinette. Fabriken.

Das Institut für Taubstumme wird von dem Abt Stork, einem Schüler des Abbe' de l'Epe'e unterhalten, und zwar vortrefflich und ohne Unterstüzung vom Hof. Der Abt Stork ahmt die Uneigennüzigkeit seines Lehrers nach, und hält sich durch das Bewußtseyn Unglüklichen zu helfen, hinlänglich belohnt.

Wir sahen hier Personen beiderlei Geschlechts. Die Mannspersonen lernten Schreiben und Druken; zu welchem Ende eine Drukerei von fünf Pressen im Hause errichtet ist, worin die ungarische Zeitung gedrukt wird. Jede Arbeit hat nur einen Aufseher der nicht taub und stumm ist. Die Mädchen lernen Lesen, Striken, Nähen und Bänder machen. Wer jemand in dies Haus geben will, zahlt jährlich 100 Gulden; Die Neulinge werden ein Jahr lang geprüft, und wenn sie binnen dieser Zeit

nichts begreifen, zurükgeschikt; dieser Fall ist aber sehr selten.

Die **Universität** ist ein weitläufiges Gebäude, mit mehreren sehr einfach ausgezierten Sälen. In dem der Physik und Mechanik sieht man die neuern Entdekungen jeder Kunst, z. B. Pumpen, Mühlen, Schmiedehämmer, Buchdrukerpressen, Münzstempel, Bergwerksgeräthe, Kanonenbohrer, Schiffsaufwinder, Maschinen zu Austroknung der Moräste, zur Sichtung des guten und schlechten Getraides, Kanonenheber, Wassermaschinen u. s. w. Ferner alles was zur Physik und Elektrizität gehört, künstliche Magnete, Koperniks System; Maschinen um Stein und Marmor zu sägen u. s. w.

Es sind hier über zweihundert Zöglinge, mehrentheils Ausländer; das Laboratorium verdient gesehen zu werden. Das Observatorium schien uns etwas vernachlässigt und selten besucht zu werden. Für die Theologie sind sechs Professoren, für die Jurisprudenz zehn, für die Arzneikunst eben so viel, und zwanzig für die Philosophie u. s. w. angestellt.

Die Bibliothek ist ganz auf das wissenschaftliche Fach eingeschränkt; und man findet die neusten, kostbarsten und seltensten Werke, Kupfer, Charten u. s. w. Auch ist sie gut geordnet, und nimmt zwei große Säle ein; von der alten Litteratur findet man hier wenig Erhebliches, weil dieses Fach

sehr vollständig und fortgesezt auf der kaiserlichen Bibliothek enthalten ist.

Der **botanische Garten** ist sehr beträchtlich, und der Aufsicht des Professors **Jaguin** anvertraut, der eine schöne Beschreibung davon herausgegeben. In Ansehung der ausländischen Pflanzen verdient der Garten von **Schönbrunn** den Vorzug.

Die **Akademie der Künste** ist in fünf Fächer eingetheilt, nemlich **Mahlerei** (Landschafts- und Geschichtsmahlerei,) **Bildhauerei**; **Kupferstecherei** oder Gravirkunst, **Baukunst**, und **Handel** oder Fabriken. Die Zöglinge lernen Zeichnen zum Druk der seidenen und anderer Zeuge, wie auch alles übrige was zur Handlung gehört. Im Jahr 1792 waren deren sechzig vorhanden. Die **Normalschulen** sind in demselben Hause.

Die Akademie der Künste stund sonst unter dem Schuz des Fürsten von **Kauniz**, und die Professoren waren für die Mahlerei **Fieger**; für die Bildhauerei **Tschauner**; für die Baukunst **Hohenberg**; und für die Gravirkunst **Schmuzer**; überdies ist noch ein Direktor der Ciselier-Schule, und zwei Professoren der Zeichnung für die Manufakturen angestellt.

Künstler. Wien besizt deren mehrere von ausgezeichnetem Verdienste. **Kosanova** der wegen seiner Bataillenstüken berühmt ist, wurde von dem Fürsten **Kauniz** hieher berufen. Er mahlte vier Stüke für den Fürsten **Potemkin**, welche vier ver-

schied-

schiedne Operationen der Belagerung von Oczakof darstellten. Da der Fürst unterdessen starb, so war der Künstler zweifelhaft, ob er die beiden leztern anfangen sollte; die beiden fertigen sind von ungeheurer Grösse und bereits in Rahmen.

Der Prinz von **Nassau** hat von **Kasanova** ein Gemählde gekauft, welches eine Aktion im Kriege von 1788 vorstellt, und worauf die sehr getroffenen Portraits von **Joseph dem II.**, **Laudon**, **Lascy**, **Koburg**, **Haddik**, **Pellegrini** und **Ligne** vorkommen. Wir sahen bei diesem Künstler ein grosses und schönes Bataillenstük, welches für die kaiserliche Gallerie bestimmt war.

Fieger ist Portrait- und Geschichtsmahler. Wir sahen bei ihm einen **Prometheus** wie er das Feuer vom Himmel stiehlt, und den Tod des **Germanikus**, beide vortreflich gearbeitet,

Wutky ein Landschaftsmahler von Talent, zeigte uns mehrere schöne Stüke seiner Arbeit. **Lampi**, Portraitmahler.

Kapp vor dem Kärnther-Thor behauptet das Geheimniß einer Komposition zu besizen, welche das Mosaik natürlich nachahmt. Er macht Gemählde, Tische mit Zeichnungen und dergl., aber herzlich schlecht und sehr theuer.

Die **Lichtensteinische** Gallerie enthält eine sehr schäzbare Sammlung von Gemählden; wovon eine Beschreibung in französischer Sprache gedrukt die sehr gut klassificirt und numerirt ist; jezt aber

ist sie beinah unnüz, weil die ehemalige Ordnung ganz verändert, und die Nummern von den Gemählden weggenommen worden. Die ganze Gallerie besteht aus zwölf Sälen, die vorzüglichsten Stüke darunter sind von Franzeschini Espagnolet, Teniers und andern. Von Rubens sind sieben große Stüke vorhanden, welche die Geschichte des Decius vorstellen, und ohnstreitig das Kostbarste der ganzen Sammlung sind. Auch ist eine schöne Kupfersammlung vorhanden, die man aber nicht so leicht zu sehen bekömmt wie die Gallerie.

Der alte Graf Fries hatte in Italien eine Menge schöner Sachen zusammengekauft, und vielleicht über ihren Werth bezahlt, woraus nun ein nicht unbedeutendes Kabinett entstanden. Man findet darunter hetrurische Vasen; Kopieen in Bronze der schönsten antiken Statuen, Säulen, Piramiden, Obelisken, Tische von florentiner Marmor u. dergl. Ferner Theseus Ueberwinder des Minotaurus, eine schöne Gruppe in Marmor, von natürlicher Größe, von Kasanova gearbeitet, die zu Rom 1787 für 1000 Zechinen gekauft worden. Auch sind einige Stüke von Wutky; Landi, Kasanova wie auch mehrere Stüke von Angelika Kaufmann und andern vorhanden.

Das Kabinett des Grafen von Lamberg enthält eine Anzahl Gemählde, größtentheils aus der flamändischen Schule, von Teniers, Rubens, Pheenix und andern, nebst einer schönen Sammlung hetrurischen Vasen, und viele antike Steine.

Der Fürst von **Kauniz** besaß einige schöne Gemähldе, worunter zwei von **Guerchin**; ein Kopf von **Guido**; ein **Albanese**, zwei **Teniers**, ein **Poussin** und mehrere **Flamänder**; die meisten sind Geschenke die der Fürst erhielt. Der Präsident **Hagen** besizt ein kleines Gemählde-Kabinett, worunter zwei kostbare Stüke von **Correggio**; dies Kabinett sollte im Jahr 1792 verkauft werden.

Das Mineralien-Kabinett der Fräulein von **Raab** gehört mit unter die sehenswürdigsten Dinge von Wien. Der verstorbene Hofrath **von Born** hat ganzer zwölf Jahre daran gesammelt, und da er mit allen Gelehrten Europens in Briefwechsel stand, so war es ihm leicht Alles zu erhalten.

Dies Kabinett enthält sechs tausend Stücke, worunter nicht ein einziges doppelt; auch sind sie mit der größten Sorgfalt gewählt, und in ihrer Art vollkommen. Das Geschlecht der Steine und Mineralien ist durchaus vollständig, und das Ganze in hundert Schubfächern enthalten, die zusammen nur einen einzigen Schrank einnehmen. Herr **von Born** hat diese Sammlung in einem eignen Werke beschrieben, und nach der besten Ordnung und Methode klassifizirt. Diese kostbare Sammlung war im Jahr 1792 für 3000 Dukaten zu verkaufen.

Unter die Rubrik der Privat-Kabinetter gehört noch das Medaillen-Kabinett des Fürsten **von Waldek**, und die Kupfersammlung des Fürsten **von Paar**.

Die Anzahl der Fabriken hat sich seit dem Verbot der Einfuhr fremder Waaren sehr vermehrt, und mehrere verdienen gesehen zu werden. Die Fabrik des Herrn Hebenstreit hat über hundert und sechzig Stühle, und fabrizirt Sammete und allerlei Sorten Seiden, Gold- und Silberstoffe, deren Zeichnung zwar nicht neu, aber dem Landesgeschmak angemessen sind.

In der Porzellan-Fabrik findet man sehr schöne Arbeiten. Die Mahlerei derselben ist mit Sorgfalt und Geschmak gemacht; wir sahen aber wenig große Stüke in Biscuit-Masse. Drei hundert Arbeiter sind bei dieser Fabrik angestellt, worunter hundert Mahler; man kann sie aber nicht arbeiten sehen.

Die Schriftgießerei von Mannsfeld ist gleichfalls sehenswerth. Hier werden die schönen Schriften gegossen, mit welchen Herr von Alberti das mineralogische Werk des Herrn von Born gedrukt hat, welches ein Meisterstük der deutschen Typographie ist.

Die Mannsfeldischen Schriften sind wohlfeiler als die Französischen, und sogar Herr von Trattner verkauft die seinigen theurer, ohnerachtet sie bei weitem nicht so schön sind.

Die Wiener Buchhändler halten so wie die übrigen deutschen Buchhändler ihre Bücher alle roh, so daß man immer vier und zwanzig Stunden warten muß, bevor man ein gekauftes Buch lesen kann; und dann verlangt man für das bloße Bro-

schiren eines Bandes 10 Kreuzer. Die Buchhändler behaupten, daß sie ihre Bücher roh halten müssen, weil sie gebunden oder broschirt zu viel Plaz einnehmen würden, indem sie wegen der verschiedenen Sprachen die in Deutschland gesprochen werden, größere Magazine als auswärtige halten müssen.

Gräffer ist unter den Wiener Buchhändlern am besten versehen; Alberti hat eine Drukkerei mit sechzehn Pressen, sehr schöne Schriften, und drukt vortreflich. Trattner übertrift vielleicht alle an Menge der Unternehmungen, ohnerachtet seine Pressen nie etwas Vorzügliches geliefert haben. Er hat deren acht und zwanzig; zwei Papiermühlen; eine Schriftgießerei, und einen ungeheuren Büchervorrath; überdies noch ein Haus auf dem Graben, welches ihm jährlich dreißig tausend Gulden Miethe einbringt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Gegenden um Wien, Schönbrunn, Luxemburg, Neustadt, Presburg, Esterhaz.

Die Gegend um Wien ist an Sonn- und Festtagen mit einer Menge Menschen aller Stände angefüllt; sie ist deswegen aber bei weitem nicht so schön als man sie ausgiebt; aber man will sich Be-

wegung machen, aus der Stadt herausgehen, und freie Luft genießen; darin liegt die Schönheit der meisten Spaziergänge.

Das kaiserliche Schloß Schönbrunn liegt eine halbe Stunde von den Linien. In dem Hof sieht man zwei Wasserbeken, und das Schloß selbst ist ziemlich groß, und mit toskanischen Säulen verziert. Viele Zimmer sind ganz einfach mit Taffet tapeziert, oder mit Holz getäfelt, und mit vergoldeten Leisten geziert, und man findet darin mehrere schöne Seeprospekte von Basseggio, welche Kaiser Leopold von Florenz mitgebracht hat, so wie auch die Familienportraits in Miniatur gemahlt, und worunter einige zmanzig emaillirt sind.

Die große Gallerie die auf den Hof stößt, hat 140 Schuh in der Länge, und 30 in der Breite, und ist mit einem großen Balcon versehen; die größte Zierde derselben besteht in einer Menge Spiegel; und in der vielleicht überhäuften Vergoldung der Säulen. In einer kleinern Gallerie die daran stößt, sind die Büsten des Kaisers Franz des Ersten und Josephs des II. aufgestellt; lezterer im römischen Mantel; die Fußgestelle sind von schönem grünen Marmor.

In den verschiedenen Zimmern, findet man mehrere Landschaften von Joseph Rosa; Jagdstüke; Pferde in allerlei Stellungen; die Büsten der Königinnen von Frankreich und Neapel; einige Ceremonien-Gemählde und einen kleinen Saal mit Kabinett, worin chinesische und türkische Zeichnungen sind,

Die Zimmer im untern Geschoß, welche Maria Theresia bewohnte, sind gleichfalls äußerst einfach meublirt, und enthalten nichts Merkwürdiges.

Die Gärten sind sehr schön, reizende Alleen, prächtige Wasserkünste die aber selten spielen, und nicht gut zu unterhalten scheinen. Von dem Schloß bis zum ersten Beken am Ende der Allee stehen zwei und dreißig marmorne Statuen, worunter einige sehr schöne. In der Mitte der Hauptallee die nach der Menagerie führt, laufen vier und zwanzig andere Alleen von verschiedener Breite ab, wovon mehrere sehr lang sind. Mitten in der Menagerie steht ein achtekigter Pavillon, mit sechzehn Abtheilungen umgeben, wovon dreizehn für die Thiere bestimmt, drei andere aber mit Alleen besezt sind.

In der Menagerie sahen wir drei Zebra, zwei Strausvögel, Kazen und Affen aller Länder, Papagayen aller Farben, und sehr seltene Vögel.

Auf dem Berg steht ein offener Pavillon von eilf Arkaden lang und drei breit, der vom Schloß aus gesehen, die auffallendste Wirkung macht. Er besteht aus einem einzigen Saal der mit dorischen Säulen und Pilastern geziert ist. Unbegreiflich ist es, wie man bei einer so herrlichen Lage, das Schloß in den Grund bauen konnte, wo man gar keine Aussicht hat. —

Die Grotte ist weiter nichts als ein Wasserbeken, mit einem großen Bogen; man findet dar-

in nichts als Ruinen von Statuen, Säulen, Büsten und zerstörte Basreliefs u. s. w.

Der Obelisk ward im Jahr 1777 errichtet; er ist mit Hieroglyphen bedekt, und steht auf einem Felsen der einen Bogen macht. Beides, der Obelisk und die Grotte, sind mittelmäßig.

Das Sehenswürdigste zu Schönbrunn sind die Treibhäuser für die ausländischen Pflanzen; diese Sammlung ist vielleicht einzig in ihrer Art, und man zweifelt ob sie irgendwo vollständiger gefunden wird. Der Direktor derselben Herr Potrel hat mehrere Reisen nach Indien unternommen, und seltene Gewächse mitgebracht.

Diese Sammlung besteht aus mehr als zehntausend Pflanzen, worunter über sechstausend verschiedener Art aus Indien und Amerika, hauptsächlich aber von der Isle de France und dem Vorgebirge der guten Hofnung. Nur die Muskaten- und Nelkensträuche konnten nicht transportirt werden. Die vornehmsten Gewächse die man hier sieht, sind weißes, schwarzes und violettes Ebenholz; den Brodbaum, den Chinabaum, der Zimmetbaum, die Vanille, Hedysarum girans, Phyllantus speciosa, Platanus odorans. Die Kokospalme, der Koffeebaum von Isle de France; Cacao; Zukerrohr; zehnerlei Sorten vom Pfefferbaum; ein Caetus der in einen Stein Wurzel geschlagen; zehn Sorten Bananas; der Weihrauchbaum; Bambus; der Olivenbaum des Kaps der guten Hofnung; der amerikanische Olivenbaum

u. s. w. In diesen Treibhäusern, deren vier große von 100 bis 120 Schuh Länge, und acht kleinere von 50 bis 60 Schuh, halten sich eine Menge fremder Vögel von seltener Schönheit auf, worunter einige sogar Junge gehekt haben.

Das kaiserliche Lustschloß Laxemburg liegt drei Meilen von Wien, und besteht aus zwei Schlössern und einem Park; überall herrscht die größte Einfachheit; oben auf dem Schloß hat man eine schöne Aussicht.

Das Landhaus des Feldmarschalls Lascy, drei Viertelstunden von Wien hat einen hübschen Garten, mit einigen schönen Aussichten; die schönste darunter ist von einer Mühle herunter, wo man den Thurm von Kalemberg erblikt. Der Feldmarschall hat eine Allee ziehen, und den Berg durchstechen lassen, um sich diesen Prospekt zu verschaffen.

Das Haus des Grafen Kobenzl hat noch ein ländlicheres Ansehen als das obige, und verdient in dieser Rüksicht den Vorzug; freilich hatte man keine weitere Mühe als das Gehölz auszuhauen, und Alleen zu machen, das übrige that das Land selbst. Die Aussicht ist schöner als bei obigem; auch die Grotte ist schön; das Haus aber unbedeutend. Nur der Mangel an schönen Landhäusern konnte diesen beiden einen Namen machen.

Calemberg. Ein Berg zwei kleine Meilen von Wien, wo ehemals ein Karthäuserkloster war, welches aufgehoben worden, und dessen Ländereien einige Großen von Wien an sich gekauft haben;

Von hier aus hat man eine vortrefliche Aussicht, die nur durch entfernte Gebirge begränzt wird; man kann Presburg entdeken, welches acht bis neun deutsche Meilen entfernt ist.

Neustadt eine kleine Stadt drei Posten von Wien, wo eine Akademie zur Bildung junger Leute angelegt ist. Der General **Kinsky** hat die Direktion dieses Instituts, worin vier hundert junge Leute, vom achten Jahre an aufgenommen werden. Nach geendigten Studien entläßt man sie im achtzehnten oder neunzehnten Jahre, in Kriegszeiten aber früher, und giebt sie an die Regimenter. Während des lezten Türkenkriegs sind an zwei hundert herausgenommen worden; man behauptet aber, daß der Direktor Vorstellungen dagegen gemacht, und daß keine mehr vor vollendeter Erziehung herauskommen würden.

Außer den vier hundert bestimmten Stellen, sind noch sechs und dreißig für Auswärtige vorhanden, welche in der Stadt bei den Lehrern, oder bei bekannten Leuten wohnen, die für sie stehen müssen. Diese wohnen allen Vorlesungen und Uebungen bei; beide Klassen bezahlen aber nichts. Der jährliche Aufwand dieses Hauses erfordert 145,000 Gulden, wovon 96,000 von den österreichischen Ständen, der Ueberschuß aber vom Kaiser hergegeben wird.

Um in dieses Haus aufgenommen zu werden, muß man ein Unterthan des Kaisers, oder Sohn eines kaiserlichen Offiziers seyn. Der Generalstab

besteht aus einem General, drei Majors, vier Hauptleuten und sechzehn Lieutenants; die jungen Leute sind nie ohne einen Offizier, und in jedem Gang steht ein Invalide Schildwach.

Die vier hundert jungen Leute, sind in vier Kompagnien, jede von hundert Mann eingetheilt, und tragen als tägliche Uniform einen dunkelgrauen Rok; die Paradeuniform ist weiß mit rothen Aufschlägen. Die Professoren sind theils von Militär, theils vom Civilstand; für die lateinische Sprache sind einige Geistliche angenommen, die zugleich die katholische Religion lehren.

Der Unterricht besteht in Mathematik, Befestigungskunst, und den böhmischen, italiänischen, französischen, lateinischen und englischen Sprachen, Zeichnung, und überhaupt in allem was zu einer guten Erziehung erfordert wird. Die jungen Leute erhalten auch Kenntnisse von verschiedenen Pflanzen und Sämereien, in dem angränzenden Garten; man führt sie in die Fabriken, und sucht ihnen überhaupt einige Kenntniß von Allem was nüzlich ist beizubringen.

Die Schlafsäle sind zu funfzig Betten eingerichtet, und mit Luftzügen versehen. Der Zeichnungssaal ist sehr schön, und man findet darin Stüke aller Gattung von den geschiktesten Wiener Mahlern. Die Thüren sind bald mit dorischen bald mit jonischen Säulen verziert, um einen Begriff von den Ordnungen zu geben; überdies sind Büsten, Statuen u. dergl. von Gips vorhanden,

Im Fortifikationssaal ist alles was diese Wissenschaft betrifft in erhabner Arbeit, und zwar nach dem System des Montalembert.

Jede Kompagnie hat ihren eigenen Speisesaal, und diejenigen so keinen Wein trinken, erhalten das Geld dafür, allein sie müssen doch wöchentlich zweimal welchen trinken, um sich an Alles zu gewöhnen. Auch können die jungen Leute Geld von ihren Eltern annehmen, das sie dem Offizier zur Verwahrung geben, oder auch behalten können. Man bemerkt unter ihnen einen gewissen Gemeingeist, den sie auch unter den Regimentern beibehalten, wenn sie einander wieder antreffen.

Die körperlichen Uebungen werden hier sehr weit getrieben; der Park ist dazu vortreflich eingerichtet; es sind Wasserstüke vorhanden, wo sie schwimmen und schiffen lernen; Pläze, wo sie Bomben werfen, und Kanonen schießen können; schmale Brüken ohne Geländer, worüber sie gehen müssen; Mauren von sechs bis acht Schuh hoch, über die sie mit Stöken sezen; ferner lernen sie Tanzen, Fahnen schwingen, Voltigiren u. s. w. Auch ist eine Musikschule für Soldatenkinder angelegt. — Die Akademie ist durchaus kasemattirt; es war ehemals ein altes festes Schloß, wohin sich die Regenten begaben, wenn sie sich in Wien nicht sicher glaubten.

An Manufakturen sind zwei vorhanden, wovon die größte in Sammet und Bändern arbeitet; die andere verfertigt seidene Zeuge, und

gehört dem Hause Fries; sie ist erst seit sechs Jahren errichtet, und hat doch schon 84 Stühle.

Wir laden die Reisenden ein, noch folgenden Weg zu machen, auf dem man nur acht und vierzig bis sechzig Stunden zubringt. Der Ruf des Schlosses zu Esterhaz verdient schon diese Verlängerung der Reise, und wenn man sie bis Ofen fortsetzt, so hat man den interessantesten Theil von Niederungarn gesehen.

Von Wien nach Presburg hat man einen sehr schönen Weg, und fünf kurze Posten; das Land ist aber nicht schön, erst in der Nähe der Stadt und der Donau gewinnt es einen angenehmen Anblik.

Presburg liegt nur eine kleine Meile über der österreichischen Gränze; und ist, ohnbeschadet ihres Rangs als Hauptstadt von Ungarn, sehr häßlich; einige Häuser, die man auswärts für mittelmäßig halten würde, werden hier für Paläste gehalten; dahin gehören das Haus des Prinzen von Köburg, des Kardinals Migazzi u. s. w. Der Ort, wo die Könige gekrönt werden, ist ein vierekigter Hof mit Arkaden, worüber Gallerien angebracht sind; darneben ist eine kleine um einige Schuh erhöhte Esplanade, mit einem steinernen Geländer versehen. Dieser Ort ist gar nicht gut gewählt, weil der Plaz sehr klein ist, und wenig Fenster darauf stoßen. Das Schloß ein vierekigtes Gebäude, liegt auf einer Anhöhe; das Beste daran ist die schöne Aussicht.

Von Presburg nach Esterhaz hat man fünf und eine halbe Post. Esterhaz selbst ist ein bloßes Dorf, das wie die meisten Ungarischen aus einer einzigen langen Straße besteht, an deren Ende die Kirche steht. Die Häuser sind durchaus niedrig, und nur ein Stokwerk hoch, worin die ganze Familie nebst den Hausthieren in friedlicher Eintracht beisammen wohnen.

Das Schloß zu Esterhaz ist schön, jedoch unter seinem Ruf. Im ersten Stokwerk ein prächtiger Salon; in den übrigen Zimmern aber nichts Merkwürdiges, wenn man nicht gegen vierhundert Wanduhren dahin rechnen will, die in allen Eken vertheilt sind, und das Stekenpferd des verstorbenen Fürsten waren. Die Gemählde sind mittelmäßig und in geringer Anzahl; an Porzellan ist ein großer Vorrath vorhanden.

Der Park und die Gärten sind schön, obgleich wenig verziert, und mit Statuen von Stein besezt. In dem Garten ist ein hölzernes chinesisches Häuschen, das aus einem kleinen Saal und vier kleinen Kabinettchen besteht; die zweite Etage ist die Wiederholung der untern, die Parquets sind ausnehmend schön. Der Theatersaal ist mit Geschmak und Pracht ausgeziert. Das berühmte Marionettentheater aber ist eingegangen.

Der Fürst Esterhaz hält gegen vierhundert Pferde, und hundert und funfzig Garden, wovon ein Theil zu Eisenstadt ist, wo er wahrscheinlich seine künftige Wohnung aufschlagen wird. Es ist

zu bedauren, daß die großen Summen, die auf Esterhaz verwendet worden, nicht vielmehr für Eisenstadt bestimmt wurden, denn ersteres liegt ungesund, von Morästen umgeben, und in der Nähe eines Teichs, der oft übertritt.

Der berühmte Kapellmeister **Haydn** war ehemals die größte Merkwürdigkeit von Esterhaz, den ein Fremder gerne und mit Hochachtung besuchte; jezt ist er in London; es scheint auch nicht, als wenn der jezige Fürst seine Kapelle und italiänische Oper beibehalten wolle.

Wir erkundigten uns nach der **Bibliothek**, und vernahmen mit einigem Erstaunen, daß gar keine im Schloß wäre. Wir wollen nicht untersuchen, ob dies vielleicht nur ein Vorwand war, uns bald wieder loszuwerden; aber sicher ist es, daß wir in den Zimmern des Fürsten sowohl als der Fürstin, die doch damals beide anwesend waren, **kein einziges** Buch sahen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Joseph der II. Leopold und Franz der II. Fürst Kaunitz. Militärdetails.

Joseph der Zweite bestieg den Thron erst nach dem Tod **Marien Theresiens** im Jahr 1780, ohnerachtet er bereits lang vorher den Kaisertitel geführt. Er beschäftigte sich während seiner zehn-

jährigen Regierung unablässig mit dem Glük seiner Unterthanen, aber die Zeit gebrach ihm, die meisten seiner Plane auszuführen. Seine Einrichtungen verdienen indessen Bewunderung und den Dank seines Volks, wenn er sie auch nicht zu dem Grad der Vollkommenheit erheben konnte, dessen sie fähig waren.

Dieser Monarch hatte so wie alle großen Männer unversöhnliche Feinde, die jede seiner Handlungen mit dem bittersten Tadel beurtheilten. Da er erst im neun und dreißigsten Jahre den Thron bestieg, so befürchtete er durch einen frühzeitigen Tod an der Vollendung seiner Plane gehindert zu werden; der Erfolg hat diese Furcht bestätigt. Er sah die dringende Nothwendigkeit häufiger Reformen in allen Theilen der Verwaltung ein, und übereilte alles, um mit allem fertig zu werden *); vielleicht auch, weil er voraussah, daß seine Nachfolger nicht in seine Fußtapfen treten würden.

Die Reformen, die er in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, hauptsächlich mit den Civil- und Kriminalgesezen vorgenommen hat, werden

*) Als wir das Wiener Hospital, eine der schönsten Einrichtungen Josephs, besuchten, so sagte der Wundarzt, der uns begleitete, von ihm: Man hat sehr über ihn geklagt, aber er war wie ein guter junger Wein, mit den Jahren wäre er vortreflich geworden.

werden seiner Gerechtigkeitsliebe und Menschlichkeit immer Ehre machen. Man hat ihm zwar eine zu große Strenge vorgeworfen, und behauptet, daß ein Monarch die Strafen nur mildern, aber nie schärfen sollte.

Die Gnade ist allerdings eine Tugend, allein bei dem Mann, der mit der höchsten Gewalt begleitet ist, geht sie nur gar zu leicht in Schwäche über, und reißt den Regenten zu den größten Fehltritten hin, während sie bei dem Privatmann ein kleiner unbedeutender Irrthum ist.

Die Gerechtigkeit muß immer eine gewisse Strenge behalten, und man irrt sich gar sehr, wenn man glaubt, daß die Regenten ihre Macht nur haben, um zu begnadigen; dies ist allerdings eines ihrer schönsten Vorrechte, allein die große Pflicht, die sie auf der Welt zu erfüllen haben, legt ihnen sehr oft die Schuldigkeit auf, den Menschen zu vergessen, und nur den Regenten zu hören.

Wir wissen sehr wohl, daß diese Grundsäze denjenigen einer Menge schäzbarer Menschen gerade entgegen sind, behaupten aber dennoch, daß das Betragen eines Königs immer standhaft, gerecht und streng seyn muß, und zwar ohne Ansehen der Person; der Unschuldige jedes Standes muß in ihm einen liebreichen, der Strafbare aber einen erzürnten Vater finden. Joseph hat sich nie von diesem Grundsaz entfernt, und die stets gerechte

Nachkommenschaft wird ihm die Bewunderung und Erkenntlichkeit zollen, die seine Zeitgenossen ihm versagt haben.

Joseph sprach einige Sprachen sehr geläufig, und verstand mehrere andere. In seinem Betragen war er freundlich, zuvorkommend, und sprach mit Einsicht. Er kannte den Militärzustand aller europäischen Mächte genau, und wußte französischen Kavallerieoffizieren, die Zeit der Einrichtung ihres Regiments, die Aktionen, wo es sich ausgezeichnet, und sogar die Provinz zu nennen, wo es seine Pferde herzog.

Er besaß eine unermüdende Thätigkeit; die Beamten der Administration waren gewohnt, ihn sehr oft unangemeldet kommen zu sehen, und waren auf ihrer Huth; seine Sekretärs, Schreiber und andere waren beständig bereit, ihn kommen zu sehen, und hüteten sich vor Fehltritten. Nicht selten war der Kaiser der erste auf der Kanzlei, in dem Archiv und in den verschiedenen Büreaux, dafür war aber auch alles in Ordnung und Gang. Diese Thätigkeit beschränkte sich aber nicht blos auf die Verwaltungskorps der Hauptstadt; er durchreiste sehr häufig seine Provinzen, oft von einem einzigen Bedienten begleitet, zu Pferd, oder in einem schlechten Wagen, wie der gemeinste Privatmann.

Dennoch wurde er sehr oft von seinen Agenten hintergangen; ein Schicksal, das er mit den größten Monarchen theilt, weil es unmöglich ist,

sich zu vervielfältigen, überall gegenwärtig zu seyn, und alles mit eigenen Augen zu sehen.

Joseph ist zwanzig Jahre zu früh gestorben; viele seiner Einrichtungen, die an sich vortreflich waren, wurden getadelt und verworfen, weil das Publikum nur nach dem Schein zu urtheilen gewohnt ist, und angehende Einrichtungen fehlerhaft fand, die durch eine Probe von mehreren Jahren erst vollkommen geworden seyn würden, wenn der Urheber das Glük gehabt hätte, sein Werk zu erleben, um es verbessern zu können. Beinah alle Stiftungen, Manufakturen und dergleichen, in der Hauptstadt sowohl, als in den Provinzen, sind durch Joseph entweder errichtet, oder verbessert worden, und zwar durch ihn allein; es fehlte ihm nur an Menschen; seine Irrungen müssen auf Rechnung seines Landes geschrieben werden.

Die Strapazen des Kriegs und Verdrusses jeder Art hatten das Temperament des Kaisers untergraben; hauptsächlich hatte die Empörung der Niederländer einen tiefen traurigen Eindruk auf sein Gemüth gemacht. Wir wollen sein Betragen gegen diesen Theil seiner Unterthanen keinesweges rechtfertigen; wenn man uns bisher mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, so wird man unsere Meinung leicht errathen.

Dem sey wie ihm wolle; alles vereinigte sich, das Leben dieses Kaisers abzukürzen, und seine lezten Augenblike mit Kummer und Schmerz zu verbittern. Er hatte ein längeres Leben und ein

sanfteres Ende verdient; die Nachwelt wird ihn für die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen rächen.

Leopold hatte das Großherzogthum Toskana mit Ruhm und Glük regiert. Sein kleiner Staat wurde nicht von mächtigern Nachbarn bedroht, und genoß eines ununterbrochenen Friedens. Dem Regenten eines so glüklichen Landes bleibt also nichts übrig als die Bevölkerung, den Feldbau und die Künste zu befördern; seine auswärtigen Relationen sind unbedeutend, und bloße Formalitäten.

Die Beschäftigung eines Großherzogs von Toskana besteht darin, daß er die Million Menschen, die der Himmel seinem Scepter unterworfen, glüklich macht; er ist der Vater einer großen Familie, die unter seinen Augen sich emporhebt; welche edle Bestimmung? wie sehr verdient das Schiksal dieses Fürsten nicht den Vorzug vor jenen erhabenen Thronen und schimmernden Kronen, die immer mit Sorgen, Unruhen und Stürmen umgeben, und deren Sturz so schreklich ist? —

Leopold war zu Florenz ganz an seiner Stelle; ein gewisser Hang zur Philosophie, der Ehrgeiz, Gesezgeber zu werden, und die Leichtigkeit, mit der ein kleines ruhiges Land regiert werden kann, alles verbürgte ihm einen nicht unbedeutenden Namen in der Geschichte.

Im Jahr 1790 wurde er durch den frühzeitigen Tod seines Bruders Joseph zum Kaiserthron berufen. Die beiden Brüder hatten in der

besten Eintracht gelebt, und der Großherzog in seinen Staaten manche Einrichtungen des Kaisers im Kleinen nachgeahmt. Bei der Thronbesteigung Leopolds gingen jedoch große Veränderungen vor, worunter die bei dem Militärstand am meisten getadelt wurden. Er regierte nur zwei Jahre, und sein Tod gab Anlaß zu mancherlei Vermuthungen —

Franz der Zweite wurde von dem Kaiser **Joseph** mit der wärmsten Freundschaft geliebt, und gewissermaßen durch ihn erzogen und gebildet. Im März 1792, wenig Tage nach dem Tode seines Vaters **Leopold**, erhielt **Franz**, damals noch König von Ungarn und Böhmen, anonymische Briefe, worin man ihn warnte, daß man seinem Leben nachstelle, und daß die Verschwornen die Stadt Wien an verschiedenen Orten in Brand steken, und ihn selbst ermorden wollten, wenn er nach dem Beispiel **Josephs** sich an Ort und Stelle begeben würde, um durch seine Gegenwart den Brand steuern zu helfen. **Franz** ließ sich dadurch nicht abschreken, und spazierte wie vorher in den Straßen von Wien, ohne Gefolg und ohne Gefahr.

Die erste Gemahlin des Kaisers **Franz** war eine Prinzessin von Würtemberg-Mümpelgard, und Schwester der Großfürstin von Rußland. Sie genoß aber ihres Glüks nicht lange, sondern starb im Jahr 1790, noch nicht achtzehn Jahr alt, zwei Tage vor dem Kaiser **Joseph**; beweint und be-

dauert von allen, die sie gekannt. Güte, Lieblichkeit und eine englische Sanftmuth hatten das Herz ihres Gemahls so sehr gefesselt, daß sein Schmerz noch nicht ganz erloschen war, als er sechs Monate nachher die Prinzessin von Neapel heirathete.

Joseph der Zweite liebte die Erzherzogin über allen Ausdruk, und ihr Tod, den man ihm, troz seiner vielfältigen Fragen, aus Mitleid hätte verbergen sollen, verbitterte noch seine lezten Augenblike. Man will behaupten, daß **Leopold** lange Zeit gezaudert habe, seine Einwilligung zu der Verbindung seines Sohnes mit der verstorbenen Erzherzogin zu geben, bis ihm endlich sein Bruder **Joseph** erklärte, daß im Fall er nicht einwilligte, er die Prinzessin selbst heirathen würde. Auf diese Erklärung entschloß sich **Leopold**. Wir verbürgen jedoch nicht die Wahrheit dieser Sage.

Der Fürst **Kauniz**, der im Jahr 1794 in einem Alter von mehr als achtzig Jahren gestorben, hat sechs Monarchen gedient, und sich während dieser sechs Regierungen die verdienteste und allgemeinste Achtung erworben. Da er beinah an allen europäischen Höfen Gesandter war, so sammelte er während der ersten vierzig Jahre seines Lebens die weitumfassendsten Kenntnisse über die Politik und das Interesse der Nationen, die nachher in seinem von Natur glüklich organisirten und kalten Kopf reiften, und ihn zu einem der ersten Staatsminister dieses Jahrhunderts bildeten.

Wenig Menschen haben eine so ausgezeichnete Achtung von ihren Herren genossen wie dieser Fürst. Der Kaiser Joseph wartete öfters in seinem Vorzimmer, bis er vorkommen konnte, und pflegte manchmal zu den um ihn versammelten Hofleuten im Scherz zu sagen: Glauben Sie wohl, daß ich heute den Herrn von Kaunitz sprechen kann? Der Kaiser Leopold stellte ihm, als er nach Wien kam, um den Thron zu besteigen, seine Gemahlin in Gegenwart des ganzen Hofs vor.

Seine Lebensart war sonderbar genug, um hier etwas davon zu erwähnen. Die Eintheilung seines Tags war folgende. Um acht Uhr des Morgens kamen seine Sekretärs; er trank Chocolade, las seine Briefe, diktirte die Antworten, und besorgte seine Ministerialarbeit, alles im Bett. Um zwei Uhr Nachmittags stund er auf, und um vier Uhr begab er sich nach seiner Reitbahn, wo er fünf Viertelstunden lang drei Pferde ritt, worauf er nach Haus gieng, und sich ankleiden ließ.

Seine Reitbahn war eine Art großer Saal, mit einer Balustrade, hinter welche die Zuschauer treten konnten. Auch war es der Mühe werth, daß man der Lektion beiwohnte; der Fürst vergaß sein Alter, machte seine Pferde springen, vor den Zuschauern paradiren, und dressirte sie vor einem Spiegel herum, so daß die Pferde wirklich so gut abgerichtet, und sein Stallmeister, der ihm immer

zur Seite war, so aufmerksam seyn mußte, als er wirklich war, um einen Sturz zu verhüten, der bei dem Alter des Fürsten tödtlich werden konnte.

Um sieben Uhr des Abends sezte er sich zur Tafel; wenn man also die Ehre abrechnete, mit ihm zu speisen, so war nichts unbequemer als seine Einladung: denn die seltsame Stunde seiner Tafel verhinderte, daß man wo anders zu Mittag oder zu Abend essen konnte, und theilte den Tag sehr ungleich ein. Um halb neun Uhr erschienen die fremden Gesandten; der Zirkel dauerte bis um zehn Uhr, wo sich der Fürst wieder zur Ruhe begab.

Diese Ordnung konnte durch nichts gestört werden. Ein Beispiel davon ist folgendes. Im Jahr 1790 hielt sich der König und die Königin von Neapel einige Zeit zu Wien auf, und die Königin besuchte den Fürsten des Morgens. Er empfing sie in seinem Bett, und unterhielt sich lange mit ihr; als sie aber um zwei Uhr Nachmittags noch nicht Miene machte, fortzugehen, so gab er ihr zu verstehen, daß er jezt aufstehen, und gern allein seyn möchte.

Gegen das Ende der Tafel ließ er sich eine kleine Dose bringen, worin Schwämme und andere Instrumente zum Reinigen der Zähne waren, und fing nun an eine Zahntoilette zu machen, die zuweilen über eine Viertelstunde dauerte, und welche die Gäste mit anzusehen die Ehre hatten; allein selbst die Gegenwart eines englischen Prin-

zen konnte dem Fürsten in seiner Gewohnheit nicht stören. Erst kurz vor seinem Tode hat er den Geschäften entsagt, und bis an sein Ende genoß er den Ruhm und die Achtung, die man seinen langen Arbeiten und großen Talenten schuldig war.

Der Feldmarschall Lacy dirigirt seit langer Zeit das ganze Militärwesen, und zeichnet sich hauptsächlich durch seine gute Oekonomie aus. Ihm haben die schönen Einrichtungen zu Wien und Prag ihren Ursprung zu danken, und wenn sie nicht so vollkommen sind, als sie seyn könnten, so liegt es daran, daß man seine Plane nicht genau befolgt hat. Es gehen bei der Administration mancherlei Unterschleife vor; Stiefeln, Schuhe und dergleichen werden um einen Spottpreis an Privatpersonen verkauft, die sich auf Kosten des Staats damit versehen.

Der Kaiser unterhält eine furchtbare militärische Macht. Bei dem lezten Türkenkriege hatte Kaiser Joseph über viermal hundert tausend Mann auf den Beinen, und dennoch wollte er nur defensiv agiren, und beschränkte sich einen ungeheuren Kordon zu ziehen, statt in das feindliche Gebiet zu dringen. Dies war ein großer Irrthum; auch fiel dieser Feldzug weder glüklich noch rühmlich aus.

Der österreichische Soldat ist gut gehalten; die Ungarn machen den Kern der Armee aus, und scheinen leichter gegen die Türken zu fechten als die Deutschen; eine Menge leichter Truppen ist

in der Armee. Die Garnisonen sind bleibend, so daß ein Offizier, den das Unglük trift, bei einem Regiment zu stehen, das in einem elenden kleinen Ort liegt, den größten Theil seines Lebens keine andere Gesellschaft hat, als die des Pfarrers und des Schulmeisters.

Die Rekruten werden nach Kantons gestellt; vor jedem Dorf oder Pfleken steht ein Pfahl, der das Regiment und die Kompagnie bezeichnet, zu welchem die Rekruten desselben gehören, und da man immer das zunächstliegende Regiment dazu wählt, welches in Friedenszeiten immer an demselben Ort bleibt, so scheint uns diese Einrichtung sehr bequem und passend.

Ein militärischer Staat erfordert große Generale. Der Verlust des Feldmarschalls Laudon war zu unsrer Zeit noch nicht ganz verschmerzt. Er hatte sich durch persönliches Verdienst bis zu den höchsten Stellen emporgeschwungen, und wurde von der ganzen Armee bedauert.

Die Generale Clairfait, Brown und Hohenlohe stehen in großem Ruf; auch Colloredo wird geschäzt, so wie der Prinz von Koburg, der sich im leztern Türkenkriege berühmt gemacht hat.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Mineralogische Reise von Wien nach Triest. Weg von Wien nach Triest über Clagenfurt und Idria.

Wenn man den Weg über Sankt Poelten nimmt, so kömmt man nach Thyrniz, wo ein Bleibergwerk ist, dessen Adern in Thonschiefer laufen. Weiterhin kömmt man nach Annaberg, wo eine Silbermine von gediegenem Silber ist, welches in einem festen Kalchstein eingesprengt gefunden wird. Diese Silbererze sind von Justi unter dem Namen alkalische Silbererze beschrieben. Merkwürdig ist es, daß diese Minen weder in Adern noch in Schichten, sondern in ganzen Massen gefunden werden, und ferner daß ein Kalchstein, oder eine Art Marmor den Silbererzen zur Mutter dient.

Zu Mariazell ist eine kaiserliche Kanonengießerei, wo alle sechs Stunden eine Kanone gegossen wird. Es sind vier Schmelzöfen vorhanden, aus welchen das Metall nach dem Punkt hingeleitet wird, wo die Form steht. Die Kanonen werden perpendikulär gebohrt, indem der Bohrer immer umorzht, und das Stük abwärts geht; auch werden Kugeln und Mörser hier verfertigt.

Zwischen Seewiken und Prugg findet man mehrere Eisenhämmer und Drathziehereien. Ehe man nach Vordernberg kömmt, findet man einen

Schmelzofen mit vier Blasebälgen, zwei auf jeder Seite; er gehört Herrn Eker, und ist dem von Dreibach vollkommen ähnlich; nur etwas kleiner. An demselben Ort Vordernberg sind noch dreizehn gewöhnliche Schmelzöfen zu sehen.

Zu Eisenharz sind die Eisenbergwerke und Hämmer von Steiermark, auch mehrere Schmelzhütten zu sehen; die Bergwerke verdienen besucht zu werden, so wie der berühmte Lechen (Ofen).

Zwischen Neumark und Friesach sieht man zur Linken der Heerstraße eine Sichelfabrik, die dem Bischof von Gurk gehört; im Jahr 1792 stand sie wegen Mangel an Holz und Kohlen still. Auf der Gränze von Kärnthen waren ehemals Quecksilberbergwerke; wir wissen aber nicht, ob sie noch im Gang sind.

Von Friesach kömmt man nach Möblingen, von da man nach Dreibach gehen kann, und sich an den Direktor der dortigen Fabrik des Grafen Eker wendet, — um die Erlaubniß zu erhalten die berühmten Bergwerke von Huttenberg zu besehen. Unterwegs kann man verschiedene Schmelzöfen, und die Bergwerke von St. Veit besehen.

Die Schmelzhütten von Huttenberg die dem Grafen Eker gehören, sind wegen der Güte des Eisens, der Art es zu bearbeiten, und wegen des hohen Ofens mit vier Blasebälgen merkwürdig. Diese Oefen haben den Vorzug, daß sie das Eisen besser schmelzen, eine Menge Kohlen und sechs Arbeiter

ersparen, weil sie noch einmal soviel Arbeit liefern, und jeder Ofen sechs Arbeiter erfordert.

Der Graf Eker besizt in allem eilf Eisenhämmer, worunter acht zum Schmieden bestimmt sind. Er liefert jährlich 36,000 Centner gegossenes, und 12,800 Centner geschmiedetes Eisen; lezteres wird der Centner zu sechs bis acht Gulden, und ersteres zu drei Gulden verkauft. Die Oefen sind zehn Monate des Jahrs im Gang, und das Eisen wird in Tafeln wie das Kupfer, nicht in Blöke gegossen. Jeder Hammer hat nur einen Ofen, weil die Menge des Schmiedeeisens aus Mangel an Holz nie groß ist.

Zu Huttenberg giebt es Werke, welche bis gegen 80 Procent abwerfen, aber die mittlere Summe des Gewinns ist 56 und 57. Zu dem Gießen nimmt man blos Kohlen; das erste Rösten dauert drei auch viertehalb Tage, zuweilen kürzer, und es werden immer 1500 Centner zugleich geröstet.

Die Röstöfen sind von Stein, sieben Schuh tief, siebzehn lang, und zehn breit; auf den Seiten sind in verschiedener Höhe Luftlöcher angebracht. Man belegt zuerst den Ofen mit Kohlen einen halben Schuh hoch, und fährt nachher abwechselnd fort bis über die Mauren.

Auf dem Wege von St. Veit nach Clagenfurt, muß man die Gewehrfabrik von Werlach besehen, wo man eine vollständige Flinte für anderthalb Gulden kaufen kann. Auch ist daselbst eine Stahlfabrik vorhanden.

Die Bleiwerke von Villach verdienen gleichfalls die Aufmerksamkeit des Reisenden; weil die Adern durch einen geschichteten Kalchstein durchlaufen, wovon nur eine Schicht metallisch ist, so daß die Ader oberhalb und unterhalb dieser Schicht gar nichts Metallisches enthält. In diesen Adern findet man zuweilen Versteinerungen, wovon Proben in dem Naturalien-Kabinet zu Wien sind.

Zu Reybel wird Galmeistein gegraben; von da nach Laybach und Oberlaybach bis nach Idria, trifft man keine gehende Bergwerke mehr an.

Zu Adelsberg ist eine wunderbare Grotte, worin man beinah zwei Meilen weit fortgehen kann. Dies unterirrdische Gewölbe ist so geräumig, daß man große Häuser und sogar kleine Dörfer darin erbauen könnte. Hin und wieder sind fürchterliche Abgründe, und man erblikt allerlei seltsame Figuren von Stein natürlich gebildet, z. B. Amphitheater, Brüken u. s. w. Am Eingang der Grotte fließt der Fluß Poig, der eine Meile davon aus einem Berg herauskömmt, sich in die Höhle eines Felsens stürzt, und unter der Grotte wegfließt.

Die Grotte zu St. Magdalenen, eine Stunde von Adelsberg ist prächtig; man glaubt unter den Ruinen eines alten prächtigen Pallasts herumzugehen, und erblikt hin und wieder ganze Säulen, Pfeiler u. s. w. Die Höhle von Lueg ist wegen ihrer mannigfaltigen Aussichten, und

wegen

wegen der Menge Figuren von Tropfstein merkwürdig.

Von Wien nach Triest geht der geradeste Weg über Neustadt, Prugg, Clagenfurt und die meisten vorhin benannten Oerter. Bei Neukirchen kömmt man ins Gebirge, und der Weg geht am Fuß eines Felsens fort, auf dessen Höhe ein Schloß steht. Bei Schadwien sieht man eine Sägemühle und einen Eisenhammer; dann kommt man ins Steiermarksche und reist immer im Gebirge fort, wo man zuweilen im Monat Mai noch starken Schnee hat.

Von Prugg bis Clagenfurt sezten wir mehrmalen über die Murr; auf dem ganzen Wege sieht man viele Eisenhämmer und Schmelzhütten; die Wege selbst aber sind sehr steinigt und unbequem zu fahren. Zu Ungsmark sind vier Eisenhämmer, und zwischen Neumark und Friesach hat man lange Zeit einen Strom zur Rechten, der sich zwischen zwei steilen Felsen durchwühlt, und einen schauerlichen Anblik gewährt.

Bald nachher kömmt man nach Kärnthen, und erblikt viele Ströme, deren Lauf man so geleitet, daß sie die Bälge der Schmelzöfen treiben, und deswegen manchen schönen Fall bilden. Bis nach Clagenfurt hat man keine steilen Berge, ausgenommen der bei Schadwien der nur etwas zu lang dauert.

Die Stadt **Clagenfurt** enthält ohngefähr sechstausend Einwohner. Das Militärhospital will nicht viel bedeuten.

Die Seidenfabrik der Herren **Morro** und Kompagnie hat fünf und zwanzig Stühle zu Zeugen, und funfzehn zu Bändern, welche leztere so gut eingerichtet sind, daß sie zehn bis zwanzig Bänder auf einmal nach der Breite verfertigen. Die Seide wird aus Italien gezogen, und die meisten Fabrikate gehen nach Wien. Das Duzend seidener Tücher $\frac{7}{8}$ breit kostet 22 Gulden; viele halbseidene Zeuge gehen nach Pohlen; ein fleißiger Arbeiter kann wöchentlich gegen sechs Gulden verdienen. Der Zwirn kömmt aus Schlesien, obgleich im Lande selbst welcher verfertigt wird, allein dieser ist wegen des Arbeitslohn zu theuer. Die Zeuge werden auch hier gefärbt, und die Farben von Marseille gezogen.

Die **Manchester Manufaktur** hat fünf und zwanzig Stühle; der schönste kostet drei Gulden die Elle; der geringere einen, anderthalb bis zwei Gulden. Die Baumwolle wird von Marseille gezogen. Beinah alle Fabrikate gehen nach Wien, und ein guter Arbeiter kann wöchentlich fünf bis sechs Gulden verdienen.

Die **Tuchfabrik** des Herrn **Dyß** hat vier und zwanzig Stühle, und verfertigt nur einfärbige Tücher, wovon die theuersten, von zwei Ellen breit, acht und einen halben Gulden die Elle zu stehen kommen. Alle diese Tücher werden mit spanischer

Wolle verfertigt, die aus den Niederlanden gezogen wird. Von der theuersten kömmt der Centner hier 130 Gulden zu stehen; die geringere 100 bis 110 Gulden. Diese Fabrik liefert alles nach den österreichischen Staaten; auch wird darin gefärbt und gesponnen, wozu gegen sechzig junge Mädchen gebraucht werden.

Von Clagenfurt aus muß man einen steilen und langen Berg herunter, wo mehrere schlimme Stellen mit keinem Geländer versehen sind. Wenn man herunter ist, paßirt man die Drawe mittelst einer Brüke, und kömmt dann nach Neumark. Diese beiden Posten von Clagenfurt und Neumark sind lauter steile Berge, die man bald auf, bald abwärts fahren muß, und die Wendung ist hin und wieder so schmal, daß ein schwer beladener Wagen nicht ohne Gefahr durchkommt. Der Weg selbst ist übrigens so gut unterhalten, als es in einem so gebirgigten Lande seyn kann.

Auf der Höhe des lezten Bergs sind zwei Obelisken von grauem oder vielmehr schwärzlichem Stein errichtet, welche die Gränze zwischen Kärnthen und Krain bestimmen. Die Inschrift sagt, daß sie dem Kaiser Karl dem VI. zu Ehren von seinen Unterthanen errichtet worden, aus Dankbarkeit für die erleichterte Kommunikation zwischen beiden Provinzen, indem er diesen Weg bauen lassen. Sobald man aus Kärnthen nach Krain herabkömmt, bemerkt man eine Veränderung in der

Tracht; in ersterer Provinz tragen die Baurenweiber lauter große schwarze Hüte, in Krain hingegen Hauben.

Laybach die Hauptstadt von Krain ist ziemlich artig gebauet. Hier fängt die **illyrische** oder slavonische Sprache an allgemeiner zu werden, und bis nach Triest hin verstanden unsere Postillons keine andere, nicht einmal deutsch. Man behauptete uns, daß man mit der illyrischen Sprache von Triest bis nach China reisen könne, und immer verstanden würde. Fünf Meilen nordwärts von Laybach ist der berühmte **Czirknizersee.**

Von Oberlaybach bis nach Idria ist der Weg prächtig; kurz von Idria aber muß man einen langen sehr steilen Berg herunter, wo die gefährlichsten Stellen ohne Geländer sind, obgleich der übrige Weg mit vieler Sorgfalt gebauet ist. Es wird ein leichter Wagen und ein vorsichtiger Postillon erfordert, um hier kein Unglük zu nehmen.

Das **Bergwerk von Idria** hat 112 Klaftern Tiefe, und ist in drei Stokwerke abgetheilt. Man steigt zuerst auf steinernen, feuchten und sehr unbequemen Treppen hinunter, nachher kömmt man auf hölzerne die etwas besser sind. Das Heraufsteigen ist sehr mühsam, man kann sich aber in dem Eimer, worin das Erz heraufgebracht wird, aufziehen lassen; wir wählten dies leztere Mittel, und brachten aus einer Tiefe von 88 Klaftern herauf, sechs und eine halbe Minute zu.

Das Erz wird in Adern und in Massen gefunden, und ist so ergiebig, daß es 80 bis 100 Procent abwirft. Man findet auch flüssiges gedingenes Quecksilber, und die Reisenden erhalten gewöhnlich einen Beutel mit einem Viertelpfund davon. Wo das Gestein zu hart ist, wird es mit Pulver gesprengt. Es ist auch beständig viel Wasser in dem Werk, und man macht immer die Füße naß, ohngeachtet alle Gänge mit zwei Brettern belegt sind, worüber die Schubkarren fahren.

Bei diesem Bergwerke sind überhaupt zwölf hundert Arbeiter angestellt, die theils inwendig, theils oben bei der Zinnobermanufaktur arbeiten; sie wechseln aber miteinander ab, so daß von vier und zwanzig Stunden immer achte in dem Bergwerke gearbeitet wird. Abgewechselt wird um Mittag, um acht Uhr des Abends, und um vier Uhr des Morgens; die geringsten erhalten täglich 5, und die besten 17 Kreuzer täglich; überdies erhalten sie ein gewisses Maaß Getraide, je nachdem sie verheirathet oder ledig sind. Die Gänge sind schmal, die Gewölbe elliptisch, und die Seitenwände mit Holz gestüzt; selten braucht man sich zu büken.

Man verarbeitet jährlich hier gegen 15,000 Centner Quecksilber, wovon Spanien allein, vermöge des sechsjährigen Kontrakts von 1792 10,000 Centner erhält, und ihn mit 109 Gulden bezahlt; auch ist in diesem Kontrakt bedungen, daß es von dem hier erkauften Quecksilber nichts wieder ver-

kaufen soll. Die Summe wird stets in Piastern bezahlt, die ein für allemal zu zwei Kaiserguldén genommen werden.

Man muß staunen, daß Spanien, welches selbst Quecksilberbergwerke besizt, hier eine so große Menge kauft; vermuthlich sind die seinigen nicht ergiebig genug, oder die Kosten der Bearbeitung belaufen sich zu hoch. Das für Spanien bestimmte Quecksilber ist in kleinen Kisten von 123 Pfund schwer gepakt, die in drei Tonnen jede zu 41 Pfund vertheilt sind; das Medall selbst ist in Beuteln von weißen Leder enthalten.

Zu Idria selbst wird kein Quecksilber verkauft, sondern in den beiden Niederlagen zu Triest und Wien, wo es in Tonnen zu hundert und funfzig Pfund enthalten ist, und der Centner mit 145 Gulden bezahlt wird; auswärts kostet er 167 Gulden. Die Eingebohrnen die welchen ausführen, erhalten eine Prämie von 10 Procent, der Vermillon wird zu Idria mit 180, zu Triest mit 181 und zu Wien mit 185 Gulden der Centner bezahlt; der Zinnober kostet überall fünf Gulden weniger; es sind immer gegen 10,000 Centner Quecksilber vorräthig.

Die erste Arbeit geschiehet durch Kinder, und besteht in der Absonderung des Erzes in gutes, mittelmäßiges und schlechtes. Dann wird es in die erste Schlemme gebracht, wo das Wasser mit Gewalt durchströmt, und die feinsten Theile mit fortreißt, die dann in die zweite und dritte Schlem-

me kommen. Die gröbern Theile bleiben in der ersten Schlemme zurük, und werden nachher in Mörseln klein gestampft; das Stampfen geschiehet vermittelst einiger Stempel die durch das Wasser in Bewegung gesezt werden.

Das zerstampfte Erz wird auf schiefliegende Tafeln ausgebreitet, mit Wasser begossen, und mit Rechen untereinander gerührt, so wie es bei andern Erzen auch geschiehet. Dieses wird einigemal wiederholt, bis das pulverisirte Erz drei bis vier Zoll hoch auf dem schiefen Tisch festsizt. Wenn das Wasser ganz abgelaufen, und das Erz eine gewisse Dichtigkeit erhalten hat, so zerschneidet man es in Quadrate von sieben bis acht Zoll, und so wird es in die Oefen gebracht.

Dieser Oefen waren damals achte im Gange, und man wollte noch vier neue bauen. Sie sind von Stein; das Holz kömmt unten hin, und das Erz wird auf Roste mit großen Zwischenräumen gelegt, damit die Flamme durchschlagen kann. In jeden Ofen kommen sechzig Centner Erz, und wenn er angefüllt ist, wird die Thüre zugemauert. Das durch die Wirkung des Feuers entwikelte Quek-silber fällt in einen Kübel, der unter dem Ofen steht; ein anderer Theil verflüchtigt sich, und hängt sich an den Wänden des Ofens und des Schornsteins an.

Der Rauch durchzieht einen großen Raum, und wenn er endlich herauskömmt, so hat er gewöhnlich alles Queksilber was er enthielt, abgesezt.

Nachher werden die Ofenwände abgekehrt, um alles was von Quecksilber darin enthalten sein könnte, noch zu sammeln, welches immer noch eine beträchtliche Menge ist, und man hat uns versichert, daß man aus sämmtlichen Oefen mehrere Centner sammeln könne.

Dies ist die lezte und die einzige Arbeit die ein Fremder nicht ohne Erlaubniß sehen darf. Sie dauert von dem Anzünden des Feuers bis zur Oefnung des Ofens volle acht Stunden. Jeder Ofen erfordert einen Haufen Holz von fünf und zwanzig Schuh lang, sechs hoch, und vier breit, welches am Ende das Holz auf einen sehr hohen Preis treiben muß, wenn es nicht ganz und gar ausgeht. Die Oefen sind sehr hoch, und man muß alle Stokwerke besteigen, um sie recht zu besehen, hauptsächlich oben wo der Rauch herausgeht.

Alle Arbeiten um das Quecksilber zu präpariren gehen sehr schnell von der Hand, und drei bis vier Tage reichen hin, um das Erz in verkäufliches Metall herzustellen. Der Rauch der aus den Oefen kommt, ist den Arbeitern gefährlich; doch sagt man, daß mehrere Tiroler welche krank angekommen, in kurzer Zeit, ohne Hülfsmittel dadurch gesund geworden; nun aber wäre die Frage welche Wirkung dieser Rauch auf die Gesunden äussert?.

Das **Probiren** der Erze geschieht in dem Laboratorium vermittelst eines Reverberirofens; die ganze Arbeit dauert zwei Stunden, und dann

weiß man genau, wie viel das Erz an Metall hält; auch andere Metalle werden hier probirt.

Die Zinnobermanufaktur die auf der andern Seite des Flusses liegt bekömmt niemand zu sehen; das Gebäude an sich ist unbedeutend, man sagt aber, daß es vergrößert werden soll.

Einer von uns begegnete vor acht bis zehn Jahren auf einer Poststation dem Kaiser Leopold, damaligen Großherzog von Toskana; er tadelte damals selbst, daß man aus den Bergwerksarbeiten in den Staaten seines Bruders Josephs ein so großes Geheimniß mache, und eine ministerielle Erlaubniß dazu nöthig habe. Man hätte daraus schließen sollen, daß er es ändern würde, allein er hat den Thron bestiegen, und alles beim Alten gelassen.

Man hat uns versichert daß die Kosten der Bearbeitung dieses Bergwerks nicht über 200,000 Gulden stiegen, und daß im Jahr 1792 der sämmtliche Gewinnst 1200,000 Gulden betragen habe. Wahrscheinlich sind aber hier die Kosten für neue Gallerien, Ausbesserungen, Gerüste u. dergl. nicht mit in Anschlag gebracht, sondern nur der Lohn der Arbeiter, und das Gehalt der Aufseher, Offiziere u. s. w.

Die Arbeiter sind nicht ausschließend für das Bergwerk zu Idria, sondern für den kaiserlichen Bergdienst überhaupt angenommen; und man berechnet den Verlust den die Regierung auf das

Getraide leidet, das ihnen in Natur gegeben wird, jährlich gegen 50,000 Gulden.

Es ist gebräuchlich den Begleitern die mit den Reisenden ins Bergwerk gefahren, zwei bis drei Gulden für ihre Mühe zu geben, und derjenige der das Bergkleid hergiebt, erhält einen bis anderthalb Gulden. Der Kommandant bittet gewöhnlich die Fremden zu Tisch, die Empfehlungen mitbringen, und dann giebt man seinen Bedienten zwei Gulden. Die Person aber die er zur Begleitung mitgiebt, gehört gewöhnlich zur Kanzlei oder zum Tribunal, und dieser kann man nichts anbieten.

Die Mineraliensammlung von Idria beläuft sich über hundert Stük, worunter auserlesene sind, allein sie ist selbst an Ort und Stelle theuer wenn man sie vollständig und ausgesucht haben will. Ganz neuerlich hat man im Thal von Idria, ein neues Quecksilberwerk entdekt, welches 66 Procent abwirft.

Idria ist der Hauptort des Bergwerksdepartements von Krain, und hat 6 bis 6,500 Einwohner. Die Stadt liegt in einem engen und tiefen Thal, worin der kleine Fluß Idria fließt.

Die ganze Zeit die nöthig ist um von Oberlaybach nach Idria zu reisen, und sich da aufzuhalten, beträgt funfzehn bis sechzehn Stunden. Man bezahlt vier Posten; will aber der Postillon nicht warten, so bezahlt man nur zwei, und fährt mit Pferden von Idria wieder zurük.

Von Oberlaybach bis Triest hat man fünf und eine halbe Post. Die beiden ersten gehen durch Waldung und Gebürge, und sind zuweilen wegen der Straßenräuber nicht sehr sicher, doch trift die Regierung immer schleunige Anstalten dagegen.

Zu Adelsberg kann man den Weg nach Fiume nehmen; wo aber nichts zu sehen, als eine beträchtliche Zukerraffnerie, mit vier und zwanzig Kesseln, welche jährlich 30,000 Centner Zuker in die österreichischen Staaten liefert. Die zwei lezten Posten von Triest sind öde und unbekannt; die Felder liegen voller Steine und Felsstüke; kurz vor Triest kömmt man auf eine Anhöhe, von der man die See und die Stadt gerade unter sich entdekt.

Die Stadt Triest, welche gegen 20,000 Einwohner enthält, hat ihr Emporkommen der Kaiserin Maria Theresia, vorzüglich aber ihrem Sohn Joseph zu danken; denn unter der Regierung des leztern wurden die größten Fabrikgebäude und die schönsten Häuser erbaut. Die alte Stadt ist übrigens häßlich, bergig, eng, und zum Fahren sehr unbequem.

Die neue Stadt ist schön, mit breiten, geraden Straßen, und neuen Gebäuden versehen, und mit den flachen Steinen von Istria gepflastert, welche zum Gehen bequem, und von dem Regen nicht verdorben werden; wenn sie etwas besser und

regelmäßiger gesezt wären, so würde dies Pflaster noch den Vorzug vor den Neapolitanischen erhalten.

Triest liegt in einem Halbzirkel an der See, am Fuß eines steilen, kahlen Bergs, wodurch die ersten Bedürfnisse vertheuert werden, die man etwas weit herbeischaffen muß. Der Handel dieser Stadt ist sehr beträchtlich; aus der Levante kommen jährlich zweihundert Schiffe hier an; aus Frankreich funfzig bis sechzig, größtentheils von Marseille, welche Zuker, Kaffee und dergleichen bringen. Mit Italien selbst wird starker Handel getrieben, aber die Triester Schiffe gehen selten bis nach der Ostsee oder den Inseln.

Während des Kriegs von 1778 fuhren sie stark nach Hamburg, aber nicht weiter hinaus; nach Marseille schiken sie jährlich über zwanzig Schiffe Getraide, das sie aus Ungarn und Dalmatien ziehen; der Hafen ist beim Ein- und Auslaufen ganz frei, und die Zollhäuser liegen außer der Stadt.

Es sind Assekuranzkompagnien hier, und die gewöhnliche Taxe ist anderthalb bis zwei Procent nach der Levante; zwei nach Marseille, vier bis fünf nach Hamburg; sonderbar ist es, daß keine Börse für die Kaufleute vorhanden ist, so daß sie gezwungen sind die Geschäfte zu Hause abzuwarten, und immer daselbst zu bleiben, wenn sie nichts versäumen wollen. Das Einladen der Schiffe wird durch einen Kanal von mehr als 200 Ruthen lang, sehr erleichtert. Triest wechselt direkte nur

mit Wien und Venedig, und mit lezterer Stadt Dukaten gegen Zechinen. Es sind wenig sehr reiche Kaufleute hier, daher auch wenig große Unternehmungen gemacht werden; allein der Handel ist erst noch im Entstehen, und bis jezt wird mehr ein, als ausgeführt.

Große Fabriken sind keine vorhanden, wohl aber mehrere kleinere, vorzüglich von **Rosolis**, wovon die Flasche 17 bis 40 Kreuzer kostet. Ferner eine Fayancefabrik, und eine Zukersiederei mit zwölf Kesseln, welche zehntausend Centner verarbeitet, sie war aber im Jahr 1792 wegen der Theurung des Zukers geschlossen. Viele Seifensiedereien, aber keine beträchtlich; sie verarbeiten jährlich 30 bis 35,000 Millerollen Oel (die Millerolle zu 60 Töpfe gerechnet) welche aus dem Neapolitanischen kommen; was im Lande nicht verbraucht wird, geht nach der Lombardie. Die Fischerei ist so unbeträchtlich, daß sie nicht einmal für das Land selbst hinreicht.

Der Eingang des Hafens ist mit zwei Batterien versehen, die ihn aber höchstens gegen Kaperschiffe schüzen können. Am beiden Enden der Stadt liegen zwei Lazarethe; das alte wird nur gebraucht, wenn das neue zu voll ist, welches leztere vor ohngefähr fünf und und zwanzig Jahren von **Maria Theresia** erbaut worden. Man muß eine Erlaubniß haben, um es zu besehen. Die Reisenden welche Quarantaine halten, zahlen täglich 51 Kreuzer, wenn sie ein **Bruttopatent** ha-

den; haben sie aber ein Nettopatent, so zahlen sie nur 17 Kreuzer und beköstigen sich; es sind zwei und dreißig Zimmer für sie bestimmt. Von dem Molo hat man eine sehr schöne Aussicht; der Bau desselben ist sehr schön, soll aber ungeheure Summen gekostet haben.

Es ist hier ein stehendes Theater, und wir sahen im Jahr 1792 den Tod der Kleopatra eine ernsthafte Oper, Musik von Nasolini ziemlich gut aufführen; die Sängerin Marchetti, und der Soprano Crescentini zeichneten sich vorzüglich aus. Der Preis der Pläze ist 36 Kreuzer oder drei venezianische Lire, für das Parquet, wenn man sizen will. Aber man ist hier nicht zum Besten, weil es der einzige Plaz ist, wo bezahlt wird, und sich folglich alle Klassen des Volks da zusammendrängen; überdies kann jeder stehen bleiben, wenn es ihm beliebt, und seinen Huth aufbehalten. Man kann jedoch nirgends anders hinkommen, wenn man nicht Bekanntschaft in den Logen hat, davon mehr als achtzig in vier Rang vertheilt, aber auch sämmtlich abonnirt sind. Der Saal ist klein, aber artig eingerichtet.

Man spricht zu Triest weit mehr italiänisch als deutsch, und rechnet nach Livres, welche ohngefähr den venezianischen gleich sind; den sie gelten $11\frac{1}{2}$ Kreuzer, und die venezianischen 12 Kreuzer. Man sieht auch viele venezianische Sols, deren fünfe drei Kreuzer machen. Alle Wiener Münzsorten gelten auch hier, selbst die Brabanti-

schen und die 17 Kreuzerstüke sieht man sehr häufig.

Der beste Gasthof ist die Ostocia grande auf dem Markt; man ist für einen Gulden täglich gut logirt, und obgleich alle Lebensmittel theuer sind, so kostet der Tisch doch nur 40 Kreuzer.

Im Sommer ist diese Stadt unangenehm zu bewohnen, und die Hize ist unerträglich, weil sie mit Bergen umgeben, in einem Kessel liegt; Die Winde wehen hier zuweilen so heftig, daß man sich in den Straßen wo er ganz freien Zug hat, nicht auf den Beinen erhalten kann.

Die Garnison besteht in Friedenszeiten aus zwei Bataillons Infanterie, und einem Detaschement Artillerie; in Kriegszeiten wird sie sehr verstärkt.

Von Triest nach Venedig zahlt die Person einen Dukaten; nimmt man aber eine eigene Galiotte, so zahlt man acht bis zehn Dukaten dafür, und kömmt mit einem guten Wind binnen vier und zwanzig Stunden an.
